

# MAGNIFICAT

## DAS STUNDENBUCH

Hauptartikel aus Jahrgang  
Dezember 2016 bis November 2017

Jahresthema  
„Das Apostolische Glaubensbekenntnis“

VERLAG BUTZON & BERCKER KEVELAER

**MAGNIFICAT. Das Stundenbuch,  
© Butzon & Bercker GmbH, Kevelaer**

# MAGNIFICAT

DAS STUNDENBUCH

Dezember 2016

*Das Apostolische Glaubensbekenntnis*  
Ich glaube

Da rief der Vater des Jungen:  
Ich glaube; hilf meinem Unglauben!  
*Evangelium nach Markus – Kapitel 9, Vers 24*

VERLAG BUTZON & BERCKER KEVELAER

**MAGNIFICAT. Das Stundenbuch,**  
© **Butzon & Bercker GmbH, Kevelaer**

## Wie gewünscht: ein erneuertes Aussehen für MAGNIFICAT

Heute halten Sie, liebe Leserin, lieber Leser, ein neues Magnificat in Händen. Sie erinnern sich: Vor fast zwei Jahren haben wir eine Leserbefragung durchgeführt. Eine repräsentative Anzahl unserer Abonnenten wurde gebeten, sich zu verschiedenen Aspekten von Magnificat zu äußern. Vieles wurde daraufhin geändert oder neu eingeführt. So finden Sie die Namenspatrone jetzt zu Beginn jedes Tages. Im Jahresregister vorn in jeder Ausgabe sehen Sie auf einen Blick, welcher Aspekt unseres geistlichen Jahresthemas im betreffenden Monat beleuchtet wird.

Mit dem neu gestalteten Umschlag, den Sie vor Augen haben, wird die Überarbeitung von Magnificat nun auch äußerlich sichtbar. Durch das neue Konzept erscheint das Titelmotiv nun dreifach: im Ausschnitt auf der Titelseite, als einfarbig abgetönte Struktur auf der Rückseite, und schließlich das ganze Bild auf der heraustrennbaren Innenkarte. Dieses können Sie entnehmen und z. B. als Lesezeichen verwenden oder beim Lesen der Bildauslegung neben Magnificat legen. Zugleich wird es uns so möglich, eine deutlich größere Auswahl an Bildern zu präsentieren. Auch können zentrale Motive des Titelbildes nun hervorgehoben werden. Damit setzen wir einen Wunsch um, den viele Teilnehmende in unserer Befragung geäußert haben. Wir werden mit unserem Titelbild in Zukunft über den Rahmen der mittelalterlichen Buchmalerei hinausgehen können.

Leitend war für uns bei allen Anpassungen eines: Sie, lieber Leser, liebe Leserin, sollen nicht nur ein frischeres, attraktiveres Magnificat in Ihre Hände bekommen. Vor allem geht es uns darum, Ihnen neue und breitere Impulse zur Vertiefung Ihres geistlichen Lebens zu vermitteln. Möge Ihr Beten gesegnet sein.

*Ihre Magnificat-Redaktion*

Liebe Leserinnen und Leser!

In den neuen Jahrgang fällt das Gedenken an den Beginn der Reformation, die mit Martin Luthers Thesen einen markanten Anfang nahm. Nicht, dass hellstichtigen Köpfen 1517 nicht schon längst der gigantische Erneuerungsbedarf in der Kirche klar gewesen wäre. Erasmus von Rotterdam etwa, der profunde Kenner der Bibel und der antiken Literatur, hatte Ähnliches auch schon angemahnt (*siehe S. 376–379*).

Wir haben uns entschieden, in diesem ökumenisch hoch bedeutsamen Jahr das Apostolische Glaubensbekenntnis in den Mittelpunkt zu stellen, das im deutschen Sprachraum dasjenige ist, das Christen der beiden großen Konfessionen regelmäßig im Gottesdienst sprechen. Entlang seiner Elemente möchten wir neu bedenken, was es *heute* bedeutet, dem Gott Jesu Christi zu glauben. Ich selbst werde eine Artikelreihe zu der Frage beisteuern, wie eine heutige Spiritualität mit MAGNIFICAT gelebt werden kann. Dabei soll es auch um praktische Aspekte gehen, etwa wie sich das persönliche Beten gestalten lässt.

Wenn das Apostolicum mit den Worten „Ich glaube“ beginnt, geht es anscheinend um ein Für-wahr-Halten der folgenden Inhalte. Oder steckt doch mehr dahinter? In der sogenannten Apostolischen Tradition (einer der wichtigsten liturgiegeschichtlichen Quellen aus dem frühen dritten Jahrhundert) werden bei der Taufe die drei Teile des Bekenntnisses vom Taufenden als Frage an den Täufling gerichtet: „Glaubst du an ...?“ Daraufhin antwortet dieser: „Ich glaube“ und wird vom Taufenden einmal unter Wasser gedrückt. Das Geschehen hat eine starke existenzielle Dimension: Vor dem Untertauchen ins Lebens- und Todessymbol Wasser wird jede(r) zu Taufende gefragt, worauf er sein (sie ihr) Leben setzt.

Und ich? Baue ich auf Gott, den Schöpfer? Auf den menschengewordenen Sohn? Den Leben schaffenden Geist?

# ZUM TITELBILD

## **Initialzierseite zum Weihnachtsevangelium („In principio erat verbum“)**

Perikopenbuch Heinrichs II.,  
Reichenau, Anfang 11. Jahrhundert,  
Bayerische Staatsbibliothek München, Clm 4452, fol. 12r,  
© Bayerische Staatsbibliothek München

Das Perikopenbuch Heinrichs II. wurde vom späteren Kaiser Heinrich II. im Skriptorium der Benediktinerabtei auf der Insel Reichenau in Auftrag gegeben für den Bamberger Dom. Es bietet insgesamt 194 Perikopen, die ausschließlich aus den vier Evangelien stammen. Alle Perikopen beginnen mit einer großen Initiale; zehn werden zu besonderen Festen durch eine Initialzierseite ausgezeichnet, wovon unser Titelbild ein Beispiel zeigt. 23 ganzseitige Miniaturen veranschaulichen den Text. Hinzu kommen das Widmungsbild mit der Krönung von Heinrich und seiner Frau Kunigunde und die vier Evangelistenbilder. Das Buch besteht aus 206 Kalbspergamentblättern im Format 42,5 x 32 cm. Die Entstehung der Handschrift lässt sich eingrenzen, da das Bistum Bamberg auf Betreiben Heinrichs II. 1007 gegründet und der Dom 1012 geweiht wurde. Sicher ist es vor der Kaiserkrönung 1014 entstanden, da der Kaiser im Widmungsgedicht noch als „REX HEINRICUS“, als König Heinrich tituliert ist. Man geht in dieser Zeitspanne von einer Beauftragung vor der Weihe des Domes aus.

Mit der Säkularisation kam der Codex 1803 von Bamberg in die Hofbibliothek nach München. Wie durch ein Wunder wurde der kostbare Einband bei dieser Überführung, bei der es vorwiegend um die materiellen Werte ging, verschont.

Unser Titelbild zeigt die Initialzierseite vor dem Text des Evangeliums zur dritten Messe am Weihnachtstag. Der Prolog des Johannesevangeliums feiert das Wort Gottes, das Fleisch wurde. Dieses Wort Gottes wird hier mit großen, goldenen Buchstaben feierlich inszeniert.

*Heinz Detlef Stäps*

## Gottes Gegenwart im Wort

### Joh 1, 1–14

Anders als sonst zeigt unser Titelblatt diesmal kein Bild, sondern Schrift. Es ist der Beginn des Evangeliums zur dritten Messe am Weihnachtstag. Im sogenannten Johannesprolog stellt der Evangelist Johannes seinem Evangelium eine programmatische Zusammenfassung seiner gesamten Theologie voran.

#### *Das Wort wurde Fleisch*

Der Evangelist feiert darin das Wort als Ausdrucksform Gottes, das von Anfang an bei Gott war und durch das alles geworden ist. Damit knüpft er an den ersten Schöpfungsbericht an, in dem es zum Beispiel heißt: „Gott sprach: Es werde Licht.“ (Gen 1, 3) Die Schöpfung ereignet sich durch das Sprechen Gottes; sein Wort steht am Anfang allen Seins. Und dieses Wort schwebt nicht beziehungslos über der Welt, sondern es taucht hinein und macht sich vertraut mit jeder irdischen Realität: „Und das Wort ist Fleisch geworden und hat unter uns gewohnt.“ (Joh 1, 14) Die Fleischwerdung des ewigen Wortes Gottes in dem Menschen Jesus von Nazaret ist der Höhepunkt der Heilsgeschichte Gottes mit den Menschen und wird im Johannesprolog hymnisch gefeiert. In ihm ist die ganze Herrlichkeit des ewigen Gottes gegenwärtig in unserer oft so dunklen und kalten Welt. In ihm können wir Gottes Herrlichkeit sehen und sie hineinstrahlen lassen in unser menschliches Leben mit all seinen Schmerzen und Dunkelheiten. Das Wort ist Fleisch geworden, Gott ist Mensch geworden und bleibt es auf ewig. Gott bleibt in dieser einzigartigen Weise mit uns Menschen verbunden, weil Jesus Christus seine menschliche Natur mit der Auferstehung und Himmelfahrt nicht einfach abgegeben, sondern mitgenom-

men hat in die Herrlichkeit Gottes. Durch ihn sind wir alle in diese Herrlichkeit Gottes aufgenommen, sind zu Hause in ihr.

### *Ein Bild der Herrlichkeit Gottes*

Von dieser Herrlichkeit Gottes (es ist dieselbe, von der die Engel nach dem Lukasevangelium den Hirten bei der Geburt Jesu Christi sangen, vgl. Lk 2, 14) versucht die erste Seite des Evangeliumstextes zu künden, die wir auf dem Titelbild sehen. Und da Herrlichkeit („Gloria“) am besten durch das glänzende und Licht ausstrahlende Gold ausgedrückt werden kann, sind alle Buchstaben dieser Initialzierseite als Majuskeln (Großbuchstaben) in Gold gemalt. Auf unserer Titelseite beginnt der Text mit einem Hinweis auf dessen Herkunft: „SEC IOHANNEM“ (nach Johannes) sind die ersten Worte, die wir auf den oberen von sechs Purpurstreifen lesen, die in ihrem dunklen Farbton so wunderbar mit dem leuchtenden Gold kontrastieren. Der Strich über dem „C“ kennzeichnet die Abkürzung für das Wort SECUNDUM. Der Text beginnt allerdings bereits auf der nebenstehenden Initiumseite mit den Worten „Beginn des heiligen Evangeliums ...“ Es handelt sich hier also eigentlich nicht um den Evangelientext selbst. Trotzdem werden die hinweisenden Worte genauso verehrend dargestellt wie der nun beginnende heilige Text. Wie in der Buchmalerei üblich, werden die Anfangsbuchstaben als Initialen besonders groß und prächtig gestaltet, hier aber in Form einer sogenannten Ligatur, das heißt: mehrere Buchstaben werden wie zu einem großen Prunkzeichen verwoben. Hier sind es die beiden Buchstaben „I“ und „N“, die gemeinsam das Wort „IN“ bilden und den Beginn des in den weiteren Purpurzeilen zu lesenden Textes bilden: „IN PRINCIPIO ERAT VERBU(M)“ – Im Anfang war das Wort. (Joh 1, 1) Der weitere Text folgt dann auf der Rückseite und der folgenden Seite. Dabei sind die beiden Buchstaben denkbar groß in der Form von Spaltleisteninitialen auf die Seite gesetzt. Das „I“

sprengt im wahrsten Sinn des Wortes den Rahmen. Der besteht aus einer goldenen Doppelleiste mit einem perspektivisch gegebenen Mäanderband, das von Farbfeldern unterbrochen wird. Das „N“ sitzt breit und beherrschend in dessen Binnenfeld und nähert sich einem Quadrat an. Es umschließt einen blau-grünen Farbgrund. Beide Buchstaben werden aber von einem üppigen Rankenwerk umwuchert, in Form von Knollenblätterranken mit Pfeilspitzranken an den Enden, wie sie für die Reichenauer Buchmalerei typisch sind. Mit diesen Ranken scheinen sich die beiden Enden des großen „I“ geradezu im Rahmen festzukralen. Zwischenräume zwischen den goldenen Buchstabenleisten sind mit einer leuchtend orangen Farbe gefüllt. Es handelt sich hierbei um Mennige, die als Grundierung überall dort aufgetragen werden musste, wo Gold auf dem Pergamentgrund haften und umso stärker leuchten sollte. Im Lateinischen heißt Mennige „minium“; von diesem Wort leitet sich wahrscheinlich der Name „Miniatur“ für die Bilder der Buchmalerei ab. Es hat also nichts damit zu tun, dass diese Bilder klein wären: Das „I“ in dieser „Miniatur“ ist im Original 29 cm hoch!

### *Das Wort wird Bild*

Auf diese Weise wird das Wort Gottes feierlich in Szene gesetzt als Abglanz von der Herrlichkeit Gottes. Das Wort Gottes, das Fleisch geworden ist in Jesus von Nazaret, wird so im liturgischen Buch nicht einfach nur aufgeschrieben, es geht nicht um eine sachliche Information. Es wird gemalt, es wird nicht von Bildern illustriert, sondern es wird selbst zum Bild. Die ersten Worte des Johannesevangeliums gerinnen im Perikopenbuch Heinrichs II. zum Bild, das den auf den weiteren Seiten folgenden Bildern zum Leben Jesu vollkommen ebenbürtig zur Seite steht. Denn in diesem Wort können wir der zweiten göttlichen Person begegnen, wann immer wir es lesen. Das Wort Gottes ist Fleisch geworden, aber es ist auch Buchstabe geworden, der

uns die Gegenwart Gottes in unserem Leben als ständige Einladung entgegenhält. Vielleicht ist dies die radikalste Konsequenz der Inkarnation: dass Gott sich für uns verfügbar hält. Wir können jederzeit eintreten in die Gegenwart Gottes, wenn wir sein Wort hören oder lesen. Es gibt zwar keine Garantie dafür, dass wir Gott auch immer spüren, wenn wir in der Heiligen Schrift lesen, wenn wir die Psalmen beten oder einen Gottesdienst besuchen, aber wenn wir es tun, sind wir schon mitten drin, in Gottes Gegenwart.

*Heinz Detlef Stäps*

## Glauben

Ich glaube, dass es morgen regnen wird.“ Auch in Zeiten der Wetter-App – Wettervorhersagen sind eine wackelige Angelegenheit geblieben. Und so verwenden wir das Wort „glauben“ im Alltag tatsächlich: Glauben ist wackeliges Wissen, steht dem bloßen Meinen näher als wohlbegründeter Erkenntnis. Glauben gilt umgangssprachlich als eine mindere Form des Wissens, steht in Spannung oder sogar im Gegensatz zu ihm: „Ich glaube, die Bibliothek hat samstags geöffnet.“ „Glaubst du das oder weißt du es?“

### *Credo – ich glaube*

Was aber meinen Christen, wenn sie das Credo (lateinisch: „Ich glaube“) sprechen, oder wenn sie bewusst von sich sagen: „Credo, ich glaube!“? Wenn wir im neuen MAGNIFICAT-Jahrgang über das Apostolische Glaubensbekenntnis nachdenken, wird immer wieder auch die Frage nach dem Verhältnis von Glauben und Wissen, Glauben und Vernunft berührt werden. Glauben im biblischen und christlichen Sinne bleibt nicht einfach zurück, sondern sieht und greift tiefer und führt weiter als alles selbstgewisse – und selbstgenügsame – innerweltliche Wissen und alle Gewissheit. Doch auch wenn unser Glaube nicht in Glaubensgründen aufgeht und sich nicht in Wissen erschöpft, so glauben wir gewiss nicht grundlos. Als Christen sind wir zum Glaubenszeugnis berufen, zum Zeugnis von einer „Hoffnung, die Gründe nennt“ (Hansjürgen Verweyen). „Seid stets bereit, jedem Rede und Antwort zu stehen, der nach der Hoffnung fragt, die euch erfüllt“, heißt es im Ersten Petrusbrief (1 Petr 3, 15).

*Ich glaube nur, was ich sehe*

„Ich glaube nur, was ich sehe!“ Immerhin. Das ist doch schon etwas. Aber stimmt die allzu selbstbewusste – oder allzu bescheidene – Aussage auch? Ist es wirklich möglich, ausschließlich das zu glauben, was wir sehen? Und können wir das, was wir sehen, immer glauben? Schon der Philosoph René Descartes hat darauf hingewiesen, dass dem Augenschein nach die Sonne eine kleine, runde, hell leuchtende Scheibe ist, während uns die abstrakten Berechnungen der Astronomie u. a. darüber belehren, dass die Sonne von ganz anderer Form und dazu einige Male größer als die Erde sei. Man sollte also nicht alles unbesehen glauben, was man sieht oder zu sehen glaubt. Aber kommt umgekehrt größere Glaubwürdigkeit dem zu, was man nicht sieht?

*Credo als Verhältniswort*

Joseph Ratzinger, damals Professor für Systematische Theologie an der Katholisch-Theologischen Fakultät in Tübingen, hielt 1968 Vorlesungen vor Hörern aller Fakultäten, aus denen sein bis heute aktuelles und bedeutsames Werk „Einführung in das Christentum“ hervorging. Überlegungen über die Natur des Glaubens stehen am Anfang dieser Vorlesungen, die am Leitfaden des Apostolischen Glaubensbekenntnisses in das Christentum einführen wollen. Das kleine Wort Credo schließe, so betont Ratzinger, „eine grundlegende Option gegenüber der Wirklichkeit als solcher ein“. Es gehe hier nicht um diese oder jene Einzelaussage über die Wirklichkeit, sondern um eine „Grundform, sich zum Sein, zur Existenz, zum Eigenen und zum Ganzen der Wirklichkeit zu verhalten“.

### *Glauben als alles erneuernde Optik und Option*

Glauben wäre in diesem Sinne eine grundlegend oder grundstürzend neue Optik und eine neue Option, „die Option, dass das nicht zu Sehende sogar das eigentlich Wirkliche, das alle übrige Wirklichkeit Tragende und Ermöglichende darstellt“. Dieses Nicht-zu-Sehende aber, das der tragende Grund aller Wirklichkeit ist, sei zugleich das, was menschliches Leben wahrhaft menschlich und was es überhaupt erst möglich macht. Glauben im Sinne des Credo, des „Ich glaube“, sei die Entscheidung dafür, dass im Innersten der menschlichen Person ein Punkt ist, der nicht aus dem Sicht- und Greifbaren stammt, sondern an das Nicht-Sichtbare stößt, das in ihm berührbar wird und sich als notwendig für die Person und ihre ganze Existenz erweist.

### *Glauben als Lebenswende*

Joseph Ratzinger bringt in seiner einleitenden Meditation über den besonderen Charakter des Glaubens die persönliche, existenzielle Option für ein neues Sehen, das nicht routiniert sichten und begreifen, sondern in dem sich der Mensch vom Unsichtbaren erkennen und ergreifen lassen will, mit dem biblischen Begriff der Kehre, der Umkehr zusammen. Die natürliche Schwerkraft lasse uns Menschen zunächst unausweichlich auf das zugehen, was wir sehen, in die Hand nehmen und uns aneignen können. Der Mensch müsse sich erst „innerlich herumwenden, um zu sehen, wie sehr er sein Eigentliches versäumt“, wenn er „nur dem traut, was seine Augen sehen. Ohne diese Wende der Existenz, ohne die Durchkreuzung des natürlichen Schwergewichts, gibt es keinen Glauben.“

### *Sein Herz hängen an ...*

Unsere Wörter Glaube und Glauben gehen sprachgeschichtlich auf eine Wortwurzel mit der Grundbedeutung „sein Herz hän-

gen an ...“ zurück. So steht unser Glaubenswort dem hebräisch-biblischen „aman“ nahe, das Martin Bubers Deutung des jüdischen Glaubensverständnisses als Du- und Vertrauens-Glaube inspirierte. Glauben in diesem ursprünglichen Sinne ist eine Grundoption. Ein Grundvollzug, der den ganzen Menschen in seiner Freiheit, seiner Offenheit und freien Verfügbarkeit betrifft, der sein Verhältnis zu sich selbst, zum anderen Menschen, zur ganzen Wirklichkeit berührt und verwandelt. Glauben ist so dem Lieben vergleichbar und verwandt. Im christlich-biblischen Sinn ist Glauben die erste der drei theologischen, der unmittelbar gottbezogenen Tugenden: Glauben, Lieben, Hoffen. Wo Menschen glauben, sich dem Wort Gottes öffnen und in ihm Stand gewinnen, da wendet sich Not, da geschieht Heilung, da lösen sich Lasten. Wo Menschen glauben, da finden Menschen zueinander und Liebe und Hoffnung guten Grund.

*Susanne Sandherr*

## Zweifel(n)

Wenn Glauben im hebräischen Denken der Bibel meint, Standfestigkeit zu gewinnen in Gott, was hat es dann auf sich mit Glaubenszweifeln? Mit Glaubenszweiflern? Sind sie dann bloße Störfeuer und Störfaktoren auf dem Weg des Menschen zum Standfinden in Gott?

### *Enttäuschtes Vertrauen*

Vertrauen kann enttäuscht werden; unter uns Menschen ist das zweifellos so. Wer hätte diese Erfahrung noch nicht gemacht? Und wer sie nicht gemacht hat, hat er oder sie es gewagt? Sich auszusetzen, das Lieben zu wagen? Die Antwort ausgehalten zu haben? Gewagt, zu vertrauen, sich einem anderen, einer ande-

ren anzuvertrauen? Mit all dem Licht und all der Dunkelheit, die in einem Menschenleben steckt, oder zu stecken scheint? Keine Frage, das ist schwer. Manchen fällt es leicht; sie haben früh erfahren dürfen, dass sie liebenswert sind. Manchen fällt es schwer. Kaum einer, kaum eine würde es so formulieren, und doch ist es zutiefst wahr: Ich kann nicht glauben, dass ein anderer, eine andere mich liebenswert findet, mich liebt. Mich findet. Und würde es nicht noch dunkler, wenn ich meine Dunkelheiten einem anderen Menschen zumute? Wird er oder sie nicht zurückschrecken? Vor mir? Vor meinen Lasten und Belastungen? Oder gar darunter zusammenbrechen? Meine Last ist so schwer. Wie könnte ich sie dir aufbürden? Bin ich nicht unzumutbar?

### *Der Zweifel als Milchbruder des Glaubens*

„Der Zweifel ist der Milchbruder des Glaubens“, heißt es bei dem berühmten jüdischen Religionsphilosophen Martin Buber. Milchbruder, nicht notwendig von den gleichen Eltern abstammend, aber an den gleichen Brüsten gesäugt? Eine unerhörte Nähe.

Und der „Schlesische Engel“, der zum katholischen Glauben konvertierte Theologe und mystische Dichter Johannes Scheffler, Angelus Silesius (1624–1677), formuliert Jahrhunderte zuvor: „Wer glaubt, ohne Suchen Gott finden zu können, der glaubt zu viel.“

Kann man also nicht nur zu wenig glauben, sondern auch „zu viel“? Hat das Fragen, Suchen, Zweifeln in Glaubensdingen nicht nur schlechten, sondern vielleicht auch guten Grund?

### *Hin und Her zwischen Vertrauen und Zweifel*

Glauben ist und bleibt ein Wagnis. Was bin ich bereit, in die Waagschale zu werfen? Erst wägen, dann wagen? Aber nur im Wagen kann ich wägen, antwortet der Glaube. Doch die Nacht

des Zweifels ist die Nacht der ersten Jünger und Jüngerinnen Jesu selbst. Was sie nach dem Tode Jesu erlebt haben, die Nacht des Glaubens, der Gottesfinsternis, begleitet alle Menschen auf dem unabschließbaren Weg in den Glauben an Jesus, Gottes Christus, bis heute. Also statt erst wägen, dann wagen: erst wagen, dann wägen? Aber beides hat Gewicht.

### *Ich glaube, Herr, hilf meinem Unglauben*

Nach dem Zeugnis der synoptischen Evangelien tadelt Jesus den Zweifel, der auf Kleinglauben beruht (vgl. Mt 14, 31). Jesus spricht hier zugleich kontrastierend von einem Glauben, dem alles möglich ist, und anerkennt zugleich das Bekenntnis: „Ich glaube, Herr, hilf meinem Unglauben.“ (Mk 9, 24)

### *Im Glauben, nicht im Schauen*

Folgt man dem Apostel Paulus, so befinden wir uns in dieser Erdenzeit im Glauben, nicht im Schauen. So gilt es, die Offenheit unserer Lage zwischen Glauben und Schauen, zwischen Glauben und Fragen, Rätseln, Zweifeln, bei aller wohlbegründeten Entschiedenheit auszuhalten.

Wagen wir dies? Vermögen wir dies? Im Glauben? Angesichts der wunderbaren Taten unseres Gottes in Jesus Christus, wie sie uns biblisch bezeugt sind, haben wir allen Grund zu glauben, zu wagen, zu fragen – und darum zu bezeugen und zu bekennen.

Und doch gilt stets das Glaubenswort des Angelus Silesius: „Wer glaubt, ohne Suchen Gott finden zu können, der glaubt zu viel.“ Und es bleibt uns das weise Wort Martin Bubers: „Der Zweifel ist der Milchbruder des Glaubens.“ Weder dieses noch jenes ein Unglaubenswort, sondern hier und dort ein erfahrenes, erlittenes Glaubenswort, Wort der tiefen Wegweisung in den rechten Glauben.

*Susanne Sandherr*

## Glaubensbekenntnisse

**B**ekenntnisse haben von Beginn an den christlichen Glauben geprägt. Schon im ersten Jahrhundert finden sich die ersten Bekenntnisse: „Christus ist der Herr.“ Dieses Bekenntnis war lebensgefährlich, denn man stritt damit dem römischen Kaiser die letzte Herrschaft ab. Auch in den Evangelien und in den Paulusbriefen begegnen kurze Bekenntnisse, die vermutlich auf bereits schon länger bestehende Traditionen zurückgehen. Der Akt des Bekennens gehört also eng zum christlichen Glauben. Im Bekenntnis wird der Glaube sehr konzentriert zusammengefasst, man identifiziert sich mit der Gruppe derer, die an Jesus Christus glauben. Gleichzeitig grenzt sich das Glaubensbekenntnis von Häresien und falschen Lehren ab. Dabei ist das Bekenntnis mehr als das Anerkennen bestimmter Inhalte, sondern selbst ein Akt des Glaubens. Aus diesem Grund nimmt das Glaubensbekenntnis eine zentrale Stellung bei der Taufe und später auch im Gottesdienst ein.

### *Drei altkirchliche Bekenntnisse*

Es gibt drei Bekenntnisse, die im ersten Jahrtausend entstanden sind und daher in der gemeinsamen Tradition der Christenheit einen Sitz im Leben haben. Das *Apostolische Glaubensbekenntnis* ist das bekannteste, denn es wird sowohl im katholischen wie auch im evangelischen Gottesdienst in der Regel jeden Sonntag gesprochen. Apostolisch heißt es, weil die Theologen der Alten Kirche dieses Bekenntnis direkt auf die Apostel zurückführten. Vermutlich ist es aber ein altrömisches Taufbekenntnis aus dem vierten Jahrhundert. Bei der Taufe sprachen es die Täuflinge als Bekenntnis ihres Glaubens. Erst später trat die Funktion hinzu, den Glauben als Getaufte auch im Gottesdienst zu bekennen.

Das *Nicaeno-Konstantinopolitanum*, das kurz auch *Nizae-num* genannt wird, ist vermutlich auf den beiden Konzilien in Nicaea (325 n. Chr.) und Konstantinopel (381 n. Chr.) entstanden. Allerdings ist nur belegt, dass dieses Bekenntnis auf dem Konzil in Chalcedon (451 n. Chr.) verlesen wurde. Auch das Nicaenum war zunächst ein Taufbekenntnis. Aber seit dem sechsten Jahrhundert wurde es auch in der Liturgie der Eucharistiefeyer genutzt. Bis heute ist das Nicaenum das wichtigste Bekenntnis für die orthodoxe Kirche und wird in deren Gottesdiensten immer gesprochen. Allerdings hat die westliche Kirche den Text verändert. Im dritten Teil, der vom Heiligen Geist handelt, wird in der griechischen Fassung gesagt, der Geist gehe vom Vater aus. Später wurde dies ergänzt mit der Formel „und dem Sohn“ (lateinisch „filioque“). Von der östlichen Kirche wurde dies abgelehnt. Die westlichen Theologen verwiesen in der Trinitätslehre auf die Gleichrangigkeit des Vaters und des Sohnes, während die östlichen Theologen Gott den Vater als Ursprung aller Dinge betonten. Schließlich führte dieser Streit zur Kirchenspaltung im Jahr 1054. Wenn heute ökumenische Gottesdienste gefeiert werden, an denen auch orthodoxe Christen teilnehmen, wird daher aus Rücksicht auf diese Kontroverse der Zusatz „und dem Sohn“ weggelassen.

Das *Athanasianum* ist schließlich das unbekannteste der drei altkirchlichen Bekenntnisse. Es wurde ursprünglich dem Kirchenvater Athanasius von Alexandria (298–373) zugeschrieben. Vermutlich stammt es aber erst aus dem sechsten Jahrhundert. Das Athanasianum hat zum einen die Trinitätslehre und zum anderen die Inkarnation, also die Fleischwerdung Jesu Christi, zum Inhalt. Genutzt wird es in der gottesdienstlichen Tradition kaum, es steht aber in allen Bekenntnisschriften evangelischer Kirchen und wird von den Kirchenfamilien insgesamt anerkannt.

*Glaubensbekenntnisse bis in die Neuzeit*

Während in der katholischen und orthodoxen Tradition keine weiteren Bekenntnisse mehr offiziell durch die Kirche formuliert und in den gottesdienstlichen Gebrauch aufgenommen wurden, haben sich in der evangelischen Tradition weitere Glaubensbekenntnisse entwickelt. Sie wurden in den sogenannten Bekenntnisschriften zusammengefasst, welche die Grundlage der jeweiligen evangelischen Kirchen darstellen. Zu den Bekenntnissen gehören in lutherischer Tradition das Augsburger Bekenntnis, das 1530 auf dem Reichstag zu Augsburg vorgelegt wurde, sowie in reformierter Tradition der Heidelberger Katechismus, der 1563 in der Kurpfalz entstand und bis heute das grundlegende Bekenntnis aller reformierten Kirchen ist. In manchen Kirchen gehört auch der Kleine Katechismus von Martin Luther zu den Bekenntnisschriften. Das jüngste der Bekenntnisse, das auch Eingang in Bekenntnisschriften gefunden hat, ist die Barmer Theologische Erklärung, die 1934 von der Bekennenden Kirche in Abgrenzung zu den sogenannten „Deutschen Christen“ formuliert wurde.

*Marc Witzenbacher*

## „Befiehl du deine Wege“

### **Meine Sorge – deine Sorge oder: Gottes Treue trauen**

*Den Text des Liedes finden Sie auf Seite 55f.*

Im „Gotteslob“ finden sich insgesamt sieben Paul-Gerhardt-Lieder. Das in den Kirchen der Reformation vielen Menschen vertraute „Befiehl du deine Wege“ war bisher nicht im

„Gotteslob“ vertreten (nun: GL 418). Die erste Strophe des ursprünglich zwölfstrophigen Liedes (so auch im „Evangelischen Gesangbuch“, EG 361) hat in Johann Sebastian Bachs „Matthäuspassion“ Aufnahme gefunden; auch das trug zu seiner Bekanntheit bei. Das „Gotteslob“ bietet die ersten vier Strophen sowie die Schlusstrophe. „Befehl du deine Wege“ ist im EG in der Rubrik „Angst und Vertrauen“, im GL ähnlich unter „Vertrauen und Trost“ eingeordnet.

### *Lebensstationen*

Der lutherische Theologe, Seelsorger und berühmte Lieddichter Paul Gerhardt wurde 1607 in Gräfenheinichen im Kurfürstentum Sachsen geboren, er starb 1676. Die Eltern verlor er früh. Mit dem 1618 ausgebrochenen furchtbaren Dreißigjährigen Krieg kam Gerhardt ebenfalls früh in Berührung. 1625 suchte eine durch den Krieg ausgelöste Seuche Grimma heim, wo er Schüler am kurfürstlich sächsischen Gymnasium war; 1626 verheerte die Pest die Stadt. Trotz dieser frühen geschichtspolitischen und trotz vieler persönlicher Konfrontationen mit Leid und Tod wurde Paul Gerhardt ein herausragender Dichter des Gottvertrauens und der frommen Zuversicht!

### *Der Lieddichter*

Von Paul Gerhardt sind uns vor allem Gedichte bzw. Lieder überliefert, die für den Kirchengottesdienst wie für die Hausgemeinde bestimmt waren. Viele Lieder aus seiner Feder haben biblische Vorlagen oder jedenfalls Haftpunkte, vor allem Psalmen, oder sind Nachdichtungen nachbiblischer geistlicher Literatur. So ist „O Haupt voll Blut und Wunden“ (GL 289; KG 389; EG 85) eine Nachdichtung des lateinischen „Salve, caput cruentatum“ des Arnulf von Löwen (vor 1250).

*Akrostichon – die Botschaft des Liedes als „sms“*

„Befiehl du deine Wege“ weist in seiner ursprünglichen Langform eine poetische Eigenart auf, die sich auch in einigen biblischen Psalmen findet. Wenn man das Anfangswort einer jeden der zwölf Strophen zu einem Ganzen zusammenfügt, so ergibt sich: „Befiehl Dem Herren Dein Weg Und Hoff Auf Ihn, Er Wird's Wohl MachEn“. Dabei handelt es sich um Vers 5 des 37. Psalms in Martin Luthers Übersetzung. Dieser Psalmvers, das Mosaik aus den Strophenanfängen, ist gleichsam eine Kurzschrift der Botschaft des Liedes: Du kannst dich deinem Gott hoffnungsvoll anvertrauen und deine Sorge getrost seine Sorge sein lassen. Der Herr wird für dich und dein Wohl sorgen!

Dieser schöne und tiefe theo-poetische Effekt, der Fachausdruck ist „Akrostichon“, bleibt in der Gotteslob-Version des Liedes weitgehend erhalten. Hier lautet das Akrostichon, die Kurzbotschaft aus der Summe der Strophenanfänge: „Befiehl Dem Herren Dein Weg“.

*Poetische Lehre von der göttlichen Vorsehung*

Die evangelische Theologin Elke Axmacher hat in einer Studie detailreich und profund herausgearbeitet, dass „Befiehl du deine Wege“ eine kreative lyrische Meditation der theologischen Lehre von der göttlichen Vorsehung ist. Nah an der theologisch-dogmatischen Lehre der Zeit, bringt die dichterische Sprache Paul Gerhardts doch Eigenes und Neues hervor.

Schauen wir uns die Strophen, die sich im „Gotteslob“ finden, einmal näher an!

*Und was dein Herze kränkt*

Die beiden ersten Strophen geben das Liedthema vor. Die erste Strophe fordert ein Du auf, „deine Wege“ Gott anzubefehlen, d. h. anzuvertrauen. Und das Lied fügt hinzu: „und was dein

Herze kränkt“. Was das eigene Herz belastet und beschwert, bedrückt und krank macht – all das darf und soll „der allertreuesten Pflege des, der den Himmel lenkt“, anvertraut werden. Das zur Sprache kommende Vertrauen in Gottes unvorstellbar treue „Pflege“ wird so von Anfang an in einen kosmischen Kontext gestellt: Der Schöpfergott, „der den Himmel lenkt“, der den für Menschen undurchschaubaren und unvorhersehbaren kosmischen Kräften „Wolken, Luft und Winden / gibt Wege, Lauf und Bahn“, er wird auch sichere und gute Wege für den Menschen, für dich, finden; Wege, die der verirrte und verwirrte Mensch, der mit dem gekränkten Herzen, selbst nicht finden und die er sich nicht selbst bahnen kann.

### *Und mit selbsteigner Pein*

Die zweite Strophe führt diesen Vertrauens-Impuls weiter. „Mit Sorgen und mit Grämen / und mit selbsteigner Pein“ kommt der Mensch nicht ans Ziel. Vertrauen in Gottes allertreueste Pflege und menschliche gramvolle Sorge schließen einander aus. Es handelt sich also um eine Aufforderung zur Sorglosigkeit im Sinne Jesu: Sorget nicht ängstlich – „es muss (vertrauensvoll) erbeten sein“.

### *Und bringst zum Stand und Wesen*

Gott wird in der dritten Strophe als „Vater“ und „starker Held“ angesprochen. Seine „ewige Treu und Gnade ... weiß und sieht“, was dem Menschen schadet und was ihm frommt, und dieses Wissen setzt der starke Held dann zum Wohle des Menschen kraftvoll in die Tat um: „und bringst zum Stand und Wesen, / was deinem Rat gefällt“.

*Weg hast du allerwegen*

Das Leitwort „Weg“ eröffnet auch die vierte Strophe, die ebenfalls den Schöpfer anredet. Gott stehen bei seinem Walten zur Erhaltung und Lenkung der Schöpfung und vor allem der Wege des Menschen alle Wege offen, er verfügt über alle nur denkbaren Mittel. „Weg hast du allerwegen, / an Mitteln fehlt dir's nicht.“ Doch Gottes Allmacht ist nicht selbstgenügsam oder selbstgefällig. Sie ist „lauter (reiner) Segen“, sie zielt auf das Wohl der „Kinder“. Sie kommt zum Zuge, „wenn du, was deinen Kindern / ersprießlich ist, willst tun“.

*Stärk unsre Füß und Hände*

Die Schlusstrophe nimmt das ganze Menschenleben in den Blick. Die verschlungenen menschlichen Lebenswege wird der Schöpfer und Lenker nicht nur entwirren, sondern ans große Ziel führen. Doch Gott führt den Menschen nicht wie eine Marionette, sondern indem er ihm „Hände und Füße“ stärkt und ihn mit seiner „Pflege und Treue“ begleitend leitet: „so gehen unsre Wege / gewiss zum Himmel ein“.

*Susanne Sandherr*

## Wegbereiter der Reformation: Erasmus von Rotterdam

Erasmus von Rotterdam gehört wohl zu den wichtigsten Gelehrten und Publizisten der anbrechenden Neuzeit. Er gilt als einer der Wegbereiter der Reformation, auch wenn er sich letztlich nie den Lehren Martin Luthers und der Reformatoren wirklich anschließen konnte. Doch kaum ein anderer hat die

Rückkehr zu den Quellen, wie sie der Humanismus und die Reformation als Parole ausgegeben hatten, so intensiv und umfassend unternommen wie Erasmus. Es war sein Lebensthema, das Christentum und die Antike zu vereinen und das Erbe der Antike weiterzugeben. Erasmus hat eine der wichtigsten Ausgaben des zu seiner Zeit seltenen griechischen Neuen Testaments besorgt und gilt als einer der wichtigsten Philologen seiner Zeit. Und doch bleibt, wie der Schriftsteller Stefan Zweig seine Biografie des Erasmus überschrieb, ein Schatten von „Triumph und Tragik“ über seinem Leben.

### *Eine uneheliche Herkunft*

Weder der genaue Tag noch das Jahr seiner Geburt sind eindeutig gesichert. Wahrscheinlich ist Erasmus am 27. oder 28. Oktober des Jahres 1469 in Rotterdam geboren. Sein Vater Gerard hatte die geistliche Laufbahn eingeschlagen und war bereits Priester, als er eine Arzttöchter kennen- und lieben lernte. Sie wurde schwanger, doch Gerard ließ sie zurück und floh aus Angst vor dem Zorn seiner Eltern nach Italien. Dass Erasmus unehelich zur Welt kam, haftete ihm bis ins hohe Alter als Makel an. Vor allem versperrte es ihm zunächst eine weltliche oder geistliche akademische Laufbahn. Im Denken seiner Zeit konnte man diesen Makel allerdings mit einem Leben im Kloster beheben. So stand es für Erasmus bereits bei seiner Geburt fest, dass er wohl einmal in ein Kloster eintreten musste. Trotz seiner unehelichen Herkunft konnte Erasmus in Gouda und später in Deventer in Einrichtungen der Brüder vom Gemeinsamen Leben eine gute Schulbildung erhalten. In Deventer begegnete Erasmus seinen Lehrern Alexander Hegius und Rudolf Agricola, die ihn in die Schriften der Antike einführten. Schon früh zeigte sich das hohe sprachliche Talent des Erasmus, weshalb er immer wieder Menschen fand, die ihn und seine Begabung förderten.

### *Augustinermönch und Sprachtalent*

Erasmus trat, wohl mehr dem Zwang als einer inneren Stimme folgend, in das Augustinerkloster Steyn bei Gouda ein. Seine Klosterzeit schilderte Erasmus als Grau in Grau, jedoch gab sie ihm Gelegenheit, sein literarisches Talent zu schärfen und bereits erste Schriften zu verfassen. Aber auch theologisch konnte sich Erasmus weiterbilden und machte zahlreiche Studien, in denen er die Texte der Bibel mit Texten aus der Antike verglich und viele Parallelen feststellte. Aber all das konnte nichts daran ändern, dass Erasmus sich unwohl fühlte und sich nichts sehnlicher wünschte, als die Klostermauern hinter sich zu lassen. 1492 erhielt Erasmus die Priesterweihe und konnte im folgenden Jahr auf Empfehlung seiner Lehrer das Kloster verlassen. Er wurde Sekretär des Bischofs von Cambrai. Schließlich empfahl ihn der Bischof für ein Studium in Paris, das Erasmus 1495 aufnahm. Anschließend reiste Erasmus nach England, wo er Thomas Morus und den späteren König von England, Heinrich VIII., kennenlernte. In England, das er später als seine Wahlheimat bezeichnete, wurde Erasmus auch in das höfische Leben eingeführt und entwickelte sich zu einem weltgewandten Gelehrten. Von 1506 bis 1509 bereiste Erasmus Italien und wurde in Turin zum Doktor der Theologie promoviert. Anschließend hielt sich Erasmus wieder fünf Jahre in England auf und lehrte vor allem in Cambridge Sprachen und Theologie. In seiner Zeit in England entstand auch seine Ausgabe des griechischen Neuen Testaments, die erste vollständige Ausgabe in der Ursprache.

### *Auseinandersetzung mit Martin Luther*

Den Bemühungen Martin Luthers um eine Reformation der Kirche stand Erasmus zunächst sehr positiv gegenüber und verteidigte Luther gegen viele Angriffe. Er nahm auch die Korrespondenz mit Luther auf, schließlich sahen sich beide in dem Anliegen vereint, die Heilige Schrift als wichtigste Quelle des

Glaubens wieder mehr ins Bewusstsein zu heben. Allerdings widerstrebte Erasmus Luthers heftige Kritik am Papsttum. Erasmus mahnte ihn öffentlich zur Mäßigung und Konzentration auf die inneren Reformen. 1520 siedelte Erasmus nach Basel über, wo er mit dem Druckhaus Froben zusammenarbeitete und neben seinen eigenen Schriften fast alle Kirchenvätertexte herausgab. Seine Schrift „De libero arbitrio“ (Über den freien Willen) führte jedoch zum Bruch mit Martin Luther. Dieser entgegnete mit der Schrift „De servo arbitrio“ (Vom geknechteten Willen) und wies Erasmus' Auffassung zurück, dass sich der Mensch frei für Gott entscheiden könne. Es folgte ein öffentlich geführter Streit, in dem sich Erasmus immer mehr von Luther distanzierte. Schließlich zog Erasmus nach Freiburg im Breisgau, weil er als Augustiner-Chorherr die in Basel eingeführte Reformation ablehnte. Von Freiburg aus hielt Erasmus Kontakt mit zahlreichen Gelehrten in ganz Europa und hatte nach wie vor großen Einfluss in der Kirche sowie in der Politik. Rund 2000 Briefe sind von ihm erhalten. 1535 kehrte Erasmus nach Basel zurück, wo er im Juli 1536 starb. Im dortigen Münster fand er seine letzte Ruhestätte.

*Marc Witzenbacher*

## Innen und Außen – verbunden in der Fleischwerdung des Wortes

Zu diesem MAGNIFICAT-Jahrgang, der für die Ökumene so wichtig ist, trage ausnahmsweise ich eine Artikelreihe zum Thema Spiritualität bei. Ziel ist, ein Feld von Möglichkeiten aufzuzeigen, wie Christen von heute ihren persönlichen Glauben vertiefen und in ihr Leben einholen können. Insbesondere solche Aspekte sollen in den Blick kommen, die sich vom Kon-

zept unserer Monatsschrift her nahelegen: biblisch-liturgisch-messianisch markieren als Leitworte die Grundlinien meiner Ausführungen. Zu Beginn möchte ich eine Sicht des Menschen skizzieren, die sich auf die Bibel gründet und ihrerseits christliche Spiritualität grundlegend prägt.

„In ihm leben wir, bewegen wir uns und sind wir“, das ist ein Kernsatz christlicher Weltsicht. In welchem Zusammenhang er steht, lohnt zu bedenken: Er bildet das Zentrum von *Paulus' Rede auf dem Areopag* (Apg 17,22–31) – gehalten mitten in Athen, dem geistigen Zentrum des Altertums, am Ursprung unserer europäischen Kultur. Man kann diese wenigen Verse in ihrer Bedeutung kaum unterschätzen.

### *Paulus' Rede auf dem Areopag*

Zu Beginn nimmt Paulus Bezug auf einen Altar, den er beim Umhergehen in Athen entdeckt hat: „EINEM UNBEKANNTEN GOTT“ lautete die Aufschrift. Ihn verkündet Paulus seinen Zuhörern, den Schöpfer des Alls. Er, der Gebieter über Himmel und Erde, wohne nicht in Tempeln von Menschenhand. Er lasse sich auch nicht von Menschen bedienen, als brauche er etwas – gibt er doch allen das Leben, den Atem und alles, was ihnen nottut. Die Menschen, so Paulus, sollten Gott suchen, ob sie ihn ertasten und finden könnten; keinem von uns sei er fern. *In ihm nämlich leben wir, bewegen wir uns, sind wir*, wie auch griechische Dichter gesagt hätten: „Wir sind von seiner Art.“ Darum dürften wir nicht meinen, das Göttliche entspreche einem Gebilde aus Edelmetall oder Stein, das Menschen erfunden und gestaltet haben.

„Einem unbekanntem Gott“: Für mich spricht diese Athener Altarinschrift etwas aus, das auch heute für viele Menschen gilt. Sie kennen Gott nicht – weil sie nie mit dem Glauben in Berührung gekommen sind, oder auch, weil sie zwar christlich

aufgewachsen, Gott selbst aber nicht begegnet sind. Verbreitet ist auch die Haltung, man könne Gott nicht erkennen und sich deshalb auch nicht auf ein Bekenntnis oder eine Religion festlegen. Im griechischen Urtext unserer Stelle klingt beides an. Das Eigenschaftswort „agnostos“ bedeutet, unterscheidbar nur am Akzent, „(faktisch) unbekannt“ und „(der Möglichkeit nach) unerkennbar“.

Mich treibt dieses „unbekannt-unerkennbar“ gehörig um. Oft und oft habe ich erfahren, dass Gott sich entzieht. Nur da und dort blitzt eine Spur von ihm auf – und dennoch kann *ich* mich *ihm* nicht entziehen. Zu stark ist die Sehnsucht nach diesen Momenten der Lebensfülle, die unverhofft zuteilwerden. Wie also kommen wir mit diesem Gott in Berührung, dem Unermesslichen, der jeden unserer Horizonte unendlich überschreitet?

### *Wir sind von seiner Art*

Zwei Stellen sind mir in Paulus' Areopagrede besonders wichtig: die, wo er vom Atem spricht, und die, wo er den griechischen Dichter Arat zitiert: „Wir sind von seiner Art.“ Es liegt Göttliches in uns, weil wir Menschen sind. Je länger ich mit der Bibel umgehe, umso mehr erhärtet sich der Eindruck, dass dieses Göttliche besonders im Personsein Ausdruck findet, in unserer Fähigkeit, mit dem andern in Beziehung zu treten. Was es damit auf sich hat, lässt sich bei Martin Buber lernen. In seiner Schrift „Ich und Du“ hat der jüdische Religionsphilosoph entfaltet, wie in jedem Gegenüber, das mir zum Du wird, Unendlichkeit erlebbar wird; wie sich in jeder Begegnung mit einem Mitgeschöpf zugleich Begegnung mit dem Schöpfer ereignet. Person, Beziehung, Begegnung: das sind Wirklichkeiten, die mit *Kommunikation* zu tun haben – nicht umsonst heißt Bubers Sammelband, in dem sich „Ich und Du“ findet, „Das dialogische Prinzip“.

### *Atmen – Hören – Sprechen*

Grundlegend für die Menschensicht der Bibel ist der *Atem*, das Lebensprinzip schlechthin. Ohne den Lebensodem, den Gott Adam, dem „Erdling“, im Anfang eingehaucht hat (Gen 2, 7), ist (nicht nur biblisch) kein Leben möglich. Doch auch sprachliche Kommunikation ist auf Atemluft angewiesen. Im luftleeren Raum gibt es keinen Schall. Insoweit ist in der Luft, die wir atmen, auch unsere Fähigkeit grundgelegt, zu hören und selbst zu sprechen. Zugleich ist es Gottes eigener Atem (*ruach*), der über der Urflut einerschwebt, bevor Gott im ersten Wort das Licht erschafft (Gen 1, 2). Biblisch also kommt die Luft, diese Möglichkeitsbedingung der Kommunikation, von Gott selbst und liegt dem Beginn der Schöpfung voraus.

### *Schöpfung im Wort*

Wenn der Johannesevangelist seine Deutung Jesu von Nazaret mit seiner großen poetischen Personifikation des Logos, Gottes machtvollem Schöpferwort, beginnt (Joh 1, 1–18), so bezieht er sich damit auf den Beginn der Bibel zurück: „Im Anfang“ (Joh 1, 1 = Gen 1, 1) war das Wort; denn *indem Gott spricht*, machtvoll befiehlt, wird das Licht, das Himmelsgewölbe, Pflanzen und Tiere, schließlich der Mensch. Dabei wohnt für hebräisches Denken nicht nur *Gottes Wort*, sondern *dem Wort schlechthin* Wirklichkeit stiftende Kraft inne: der hebräische Ausdruck *dar* vereint in sich die Bedeutungen „Wort“, „Tat“ und „Ereignis“. Wer spricht, nimmt Einfluss auf die Wirklichkeit, und wer etwas tut, kann damit etwas zum Ausdruck bringen. Ein Kind freundlich ansprechen und es zärtlich in den Arm nehmen, sind zwei Weisen, ihm Geborgenheit zu schenken.

### *Wort und Fleisch*

Dies ist, biblisch gesehen, der entscheidende Zusammenhang: Gott schenkt uns nicht nur Atem, er richtet sein Wort an uns – in der Wirklichkeit, die uns umgibt, den Ereignissen, die uns widerfahren, und in der Heiligen Schrift, die wir hören. Auch im Menschenwort, das jemand an uns richtet – und in der Art, wie sie, wie er mir begegnet. Wo ich Gottes Wort in mich aufnehme und es mich durchdringt, kann ich selbst, kann mein „Fleisch“, mein verletzliches, vergängliches Menschsein selbst zum Ort werden, wo im Umgang mit den Mitmenschen Gott gegenwärtig wird. In keinem andern Menschen, so bekennen wir Christen, ist dies so sehr verwirklicht wie in dem einen, den der Johannesprolog meint: in dem jüdischen Rabbi Jesus aus Nazaret.

*Johannes Bernhard Uphus*

## Heiliger des Monats: Charles de Foucauld

Wenn man von radikalen Lebenswenden spricht, dann ist Charles de Foucauld sicherlich ein eklatantes Beispiel dafür, wie der christliche Glaube ein Leben von Grund auf umkrepeln kann. Vom reichen Lebemann zum bettelarmen Mönch: auf das Leben von Charles de Foucauld berufen sich heute rund 20 geistliche Gemeinschaften unterschiedlicher Konfessionen, unter ihnen die „Kleinen Brüder und Schwestern Jesu“. Seine kompromisslose Hinwendung zu den Ärmsten der Armen, sein unmittelbares Verständnis des Evangeliums und die Ernsthaftigkeit, mit der er die Botschaft Jesu in seinem Leben umsetzte, faszinieren bis heute. Viele Menschen haben ebenfalls einen Wandel vollzogen und folgen dem Beispiel Charles de Foucaulds, dessen Leben und Theologie bis heute zahlreiche Menschen inspiriert.

*Unbequemer Spross einer reichen Familie*

Charles de Foucauld wurde am 15. September 1858 in Straßburg geboren. Er entstammte einer sehr reichen Adelsfamilie, verlor aber schon im Alter von sechs Jahren seine Eltern und wuchs bei den Großeltern auf. Die Familie floh während des Krieges zwischen Deutschland und Frankreich 1870 nach Nancy, dort besuchte de Foucauld auch das Gymnasium. Vier Jahre später ging Charles nach Paris, um dort in das Jesuitengymnasium zu gehen, was ihm allerdings sehr schwerfiel. Wegen Faulheit und frechem Benehmen wurde er aus dem Gymnasium entlassen und machte 1876 mit Mühe sein Abitur an einer staatlichen Schule. Dann begann Charles die Militärlaufbahn, wobei er auch in der elitären Offiziersschule eher durch Ungehorsam und Nachlässigkeit auffiel. In dieser Zeit sagte man ihm rauschende Feste und eine große sexuelle Freizügigkeit nach. De Foucauld nahm 1880 an einem Feldzug nach Algerien teil. Seine Geliebte schmuggelte er als seine Frau in das nordafrikanische Land. Doch Algerien sollte ihn verändern.

*Beeindruckt vom Islam findet er zum Christentum*

Charles de Foucauld war völlig fasziniert von der Schönheit und Anmut des Landes, ihn beeindruckte die Präsenz der Religion im alltäglichen Leben. Er begann, Arabisch zu lernen und den Koran zu lesen. Da er sich weniger um seinen Beruf als um seine Interessen kümmerte, wurde er aus der Armee entlassen. Er entschloss sich, Nordafrika besser kennenzulernen, und führte zwei Studienreisen nach Marokko durch, damals noch ein für Christen verbotenes Land, weshalb er sich als Rabbiner ausgab. 1885 durchquerte er die Wüste in Südalgerien. Seine Reiseberichte wurden zu Bestsellern, vor allem durch sein Buch „Erkundungsfahrt durch Marokko“ wurde er berühmt. Als er nach Paris zurückkehrte, wollte er sich ernsthafter mit seinem eigenen Glauben auseinandersetzen und freundete sich mit Abbé

Huvelin an, der ihn schließlich bekehrte. Charles de Foucauld beschloss, sein Leben völlig neu zu ordnen, und trat nach einer Pilgerfahrt ins Heilige Land in Syrien in den Trappistenorden ein.

### *Suche nach dem einen evangeliumsgemäßen Lebensstil*

Obwohl die Trappisten ein asketisches und strenges Leben führten, fühlte sich Charles de Foucauld nicht wohl, oder besser: zu wohl. Er suchte ein ärmeres, nach seiner Auffassung mehr der Botschaft Jesu entsprechendes Leben. Und angesichts der Armut der Menschen um das Kloster empfand er sein Dasein im Kloster als luxuriös. Daher trat er nach sieben Jahren aus dem Orden aus und schloss sich den Klarissen in Nazaret an, wo er als Knecht niedrigste Arbeiten verrichtete. Dort aber entdeckte er seine Berufung zum Priester. 1901 wurde er im französischen Viviers zum Priester geweiht. Anschließend betreute er an der algerischen Grenze französische Soldaten. Schließlich ließ er sich als Einsiedler im Hoggar-Gebirge mitten unter Tuareg nieder. Dort lebte Charles de Foucauld abseits von der Zivilisation in einer Hütte aus Lehm und Schilf.

### *Erforscher der Sprache der Tuareg*

Aber Charles de Foucauld zog sich nicht in die Einsamkeit zurück. Er fand seine Berufung darin, unter dem Volk der Tuareg zu wirken, legte Tausende von Kilometern zu Fuß mit einem Kamel als Tragetier zurück, brachte in die abgelegenen Dörfer Lebensmittel und Medikamente. Als Missionar wollte er sich dabei nicht verstanden wissen, sondern er lebte in der Nachfolge Jesu und wollte damit ein Beispiel geben: „Ich bin nicht hier, um die Tuareg zum Christentum zu bekehren, sondern um zu suchen, sie zu verstehen. Ich bin überzeugt davon, dass Gott uns alle empfangen wird, wenn wir es verdienen.“ Daher

erlernte er deren Sprache, verfasste ein bis heute geachtetes Wörterbuch und sammelte Gedichte und Sprichwörter in der Sprache der Tuareg. Als die Auswirkungen des Ersten Weltkrieges auch die Wüste erreichten, wurde Charles de Foucauld vor 100 Jahren am 1. Dezember 1916 während eines Überfalls erschossen. Obwohl er einige Entwürfe für Ordensregeln erstellt hatte, konnte er zu Lebzeiten keine Gemeinschaft gründen. Erst später beriefen sich dann einige Gemeinschaften wie die „Kleinen Brüder Jesu“ und später auch die „Kleinen Schwestern Jesu“ auf das Beispiel de Foucaulds. Für beide Gemeinschaften ist es im Geiste de Foucaulds prägend, jeweils in den Milieus ihrer Umgebung zu leben und einer weltlichen Berufstätigkeit nachzugehen. Charles de Foucauld wurde am 13. November 2005 von Papst Benedikt XVI. zur Ehre der Altäre erhoben.

*Marc Witzenbacher*

## Fürbitte für verfolgte Christen am Stephanustag

Jedes Jahr am zweiten Weihnachtstag, dem Stephanustag, bittet die Deutsche Bischofskonferenz darum, in den Gottesdiensten die Situation der verfolgten Christen besonders zu bedenken. In Erinnerung an Stephanus, den ersten Märtyrer der Christenheit (Apg 6, 8–7, 60), betet die Kirche für die vielen Menschen, die bis heute um ihres Glaubens willen leiden. In zahlreichen Ländern werden Christen bedrängt, an der Ausübung ihres Glaubens gehindert oder sogar verfolgt. Besonders bedrängend ist nach wie vor die Lage im Nahen Osten. Immer mehr Christen fliehen vor den katastrophalen Zuständen und vor den lebensbedrohlichen Verfolgungen, denen sie durch die Terrormilizen ausgeliefert sind. Da der Nahe Osten zu den Wiegen des Christentums gehört, ist gerade dieser Exodus be-

# MAGNIFICAT

## DAS STUNDENBUCH

Januar 2017

*Das Apostolische Glaubensbekenntnis*  
An Gott, den Vater, den Allmächtigen,  
den Schöpfer des Himmels und der Erde

Wer gleicht dem Herrn, unserm Gott,  
im Himmel und auf Erden,  
ihm, der in der Höhe thront,  
der hinabschaut in die Tiefe,  
der den Schwachen aus dem Staub emporhebt  
und den Armen erhöht, der im Schmutz liegt?

*Psalm 113 – Verse 5–7*

VERLAG BUTZON & BERCKER KEVELAER

**MAGNIFICAT. Das Stundenbuch,**  
© **Butzon & Bercker GmbH, Kevelaer**

Liebe Leserinnen und Leser!

Vergangenes Jahr hatte ich Gelegenheit, mit katholischen Kollegen aus der Medienbranche das Kontrollzentrum der europäischen Raumfahrtagentur ESA im hessischen Darmstadt zu besuchen. Im Gespräch mit zwei leitenden Wissenschaftlern kam da wie von selbst auch die Gottesfrage auf, und es entspann sich eine angeregte Diskussion. Ein Satz, geäußert von einem Astrophysiker, haftet mir im Gedächtnis: „Der Himmel rückt immer weiter hinaus.“ Daraus spricht deutlich die Erkenntnis, dass vieles, was wir heute über den Kosmos wissen, morgen schon überholt sein wird. Die Dimensionen des Weltalls, wie sie sich heute andeuten, können einen schier verzweifeln lassen angesichts der Winzigkeit alles dessen, was uns vertraut ist. Bleibt also nur ein Gefühl, fern jeglichen Sinnes in unendlichen Weiten verloren zu sein?

Als Alexander Gerst 2014 während seiner blue-dot-Mission in einem fort Weltraumfotos von der Erde twitterte und sie mit knappen, aufschlussreichen Worten kommentierte, traf der Astronaut auf große Resonanz. Viele Menschen entwickelten ein neues Bewusstsein dafür, wie kostbar unser winziger „blauer Punkt“ inmitten der Weiten des Alls ist. Möglich, dass hier ein Schlüssel liegt für einen neuen Zugang zu dem Bekenntnis: Da könnte auch angesichts der modernen Naturwissenschaft etwas (jemand?) sein, worauf dies alles nicht nur zurückgeht, sondern verweist und bezogen ist. Vielleicht braucht es den Perspektivwechsel von draußen auf uns selbst, damit wir den blauen Himmel über uns neu sehen – als Künder eines Friedens, zu dem wir aus eigener Kraft kaum in der Lage sind. Vielleicht braucht es eine neue Sicht auf den Menschen selbst, die neben den erstaunlichen Leistungen unseres Verstandes auch die Poesie der Sinneseindrücke, die Sehnsucht tief in den Seelen ernst nimmt.

*Ihr Johannes Bernhard Uphus*

# ZUM TITELBILD

## Erschaffung Evas

Nikolaus Glockendon, Gebetbuch für Kardinal Albrecht von Brandenburg, Nürnberg 1534, Ms. Est. 136 = alfa.U.6.7, fol. 5r, Biblioteca Estense Universitaria, Modena

© Su concessione del Ministero dei Beni e delle Attività Culturali e del Turismo

Ein Andachtsbuch in deutscher Sprache, das 62 betrachtende Gebete zum Leben Jesu enthält, die laut Titelblatt „menschlichs gemuet bewegend und reytzend zu andacht“ sein wollen, wurde 1534 für Kardinal Albrecht von Brandenburg angefertigt. Sein Portrait (ein Kupferstich von Albrecht Dürer) und sein Wappen sind auf den ersten Seiten des Buches zu finden. Die Jahreszahl der Entstehung ist in einer illuminierten Initiale auf fol. 52v vermerkt. Um sich meditativ in die Stationen der Heilsgeschichte versenken zu können, werden 42 ganzseitige Miniaturen in den Text eingeschaltet, die alle das Monogramm „NG“ tragen und damit zweifelsfrei dem bedeutenden Nürnberger Buchmaler Nikolaus Glockendon zugeschrieben werden können.

Der Text entstammt dem Umfeld der „Devotio moderna“, einer spirituellen Reformbewegung innerhalb der spätmittelalterlichen Kirche. Er fußt auf einem 1521 in Augsburg gedruckten Text in deutscher Sprache, der wiederum die berühmte „Imitatio Christi“ paraphrasiert, die dem deutschen Mystiker und Augustinermönch Thomas a Kempis zugeschrieben wurde.

Die 128 Pergamentblätter messen 21,5 x 16 cm. Dieses Format ist für ein Andachtsbuch ungewöhnlich groß. Der Kardinal ließ denselben Text insgesamt dreimal abschreiben und illuminieren. Das zeigt, dass es ihm nicht in erster Linie um Andacht und religiöse Erbauung ging, sondern um Repräsentation und materielle Werte.

Das Buch gelangte im Gefolge des Dreißigjährigen Krieges nach Ungarn und später durch Vererbung zunächst nach Padua, dann nach Modena, wo es heute noch zu finden ist.

*Heinz Detlef Stäps*

## Auf Gott ausgerichtet

### Gen 2, 4b–4, 5

Die Bibel kennt zwei Schöpfungsberichte. Direkt hintereinander erzählt sie zunächst, wie Gott die Welt in sieben Tagwerken schuf, und danach, wie er den Menschen aus Ackerboden formte und die übrigen Geschöpfe erst später, damit der Mensch sie benenne. Zuletzt wird die Frau geschaffen, das einzige Geschöpf, das ihm entspricht. Auch wenn die Frau im biblischen Bild aus der Rippe des ersten Menschen geformt wurde, geht es nicht um Unterordnung, sondern im Gegenteil, es geht gerade um ein Geschöpf, das ihm ebenbürtig ist. Dabei ist der erste Schöpfungsbericht (Gen 1, 1–2, 4a) der jüngere und dem älteren Schöpfungsbericht (Gen 2, 4b–25) von der letzten Redaktionshand vorgeschaltet worden. Diese doppelte Schöpfungserzählung, die nicht frei ist von Widersprüchen, will keine naturwissenschaftliche Aussagen machen, sondern eine tieferliegende Wahrheit zeigen: Gott hat die Welt geschaffen; alles was ist, entstammt dem Willen Gottes; auch wir Menschen sind nicht einfach nur Produkt der Evolution, sondern haben unseren Ursprung in Gott.

#### *Die Erschaffung der Frau*

Unser Titelbild hat den zweiten Schöpfungsbericht vor Augen, auch wenn er im Codex nicht zu finden ist, da er ausschließlich Gebete enthält. Es setzt mit seiner zentralen Bildthematik an der Stelle ein, wo Gott bereits den Menschen geschaffen hat, ebenso alle Pflanzen und Tiere, aber keinen ebenbürtigen Gefährten für den Menschen gefunden hat. Nun lässt er den Menschen in einen tiefen Schlaf fallen (vgl. Gen 2, 21). Wir sehen den Menschen auf der Seite liegen, dem Betrachter zuge-

wandt. Die Augen sind geschlossen, der Kopf auf die linke Hand gestützt. Er ist nackt, eine Pflanze bedeckt seine Scham. Die rechte Hand ist wie erschlaft zu Boden gesunken. Hinter ihm steht der Schöpfer. Er ist majestätisch in päpstliche Gewänder gehüllt. Ein goldener Chormantel, blau gefüttert und mit Edelsteinen besetzt, umhüllt die einfache Albe. Das Greisenhaupt mit langem, weißem Bart krönt die dreifache päpstliche Tiara, von einem Strahlenkranz umgeben. Mit Segensgeste holt Gott eine nackte Frauengestalt mit langen, blonden Haaren aus der Seite des Menschen hervor (das biblische Bild von der Rippe ist hier indirekt aufgegriffen). Ihr linkes Bein scheint noch im Körper des Mannes zu stecken, zugleich ist es aber als kniend vorgestellt. Die Frau ist ganz auf Gott ausgerichtet, ihn, ihren Schöpfer, schaut sie an und betet ihn mit halb erhobenen, gefalteten Händen an.

Die ganze Szene spielt sich auf einer grünen Wiese mit verschiedenen Blumen ab, rechts steht eine Palme, die vom goldenen Rahmen überschritten wird. Weitere Bäume zieren den Mittelgrund, wo auch eine Vielzahl von Tieren zu finden ist. Hier steht ein goldener Brunnen mit vierpassförmigem Becken, von einer Fiale gekrönt. Es ist der Paradiesbrunnen, aus dem in der mittelalterlichen Ikonographie die vier Paradiesflüsse entspringen (vgl. Gen 2, 10–14). Sanfte Hügel schließen das Bild nach hinten ab und verblauen rechts in die Ferne. Mit den verschiedenen Pflanzen und Tieren sind die weiteren Schöpfungswerke gemeint, die nach dem zweiten Schöpfungsbericht der Erschaffung der Frau vorausgingen. Hierzu gehören auch die Geschöpfe auf dem ebenfalls von einer goldenen Leiste gefassten Rahmen: Landtiere, Wassertiere und Vögel in der Luft, aber auch die Sonne, der Mond und die Sterne am Himmel werden von einer kleineren Schöpfergestalt in einer Aureole mit Zeigegestus ins Sein gerufen. Dabei ist „Rahmen“ eigentlich nicht das richtige Wort, denn die Miniaturen von Glockendon sind oft so

aufgebaut, dass sich ein Innenbild über ein größeres Bild legt, das eigentlich als ganzseitiges Bild konzipiert ist, dessen Mitte lediglich verdeckt ist.

### *Adam und Eva?*

In beiden Schöpfungsgeschichten ist eigentlich nicht von Adam und Eva die Rede. Jedenfalls nicht im Sinne von persönlichen Namen. Das kommt erst später. Hier wird allgemein vom Menschen gesprochen. Mensch heißt auf Hebräisch „adam“ und ist ein Wortspiel, denn der Ackerboden, aus dem er gemacht wird, heißt „adamah“. Und wenn es um die Unterscheidung zwischen den Geschlechtern geht, betont die Bibel, wie sie aufeinander bezogen sind, denn Mann heißt „isch“, während Frau „ischah“ heißt. „Eva“ kommt erst in Gen 3, 20 vor und bedeutet „Leben“. Es geht also nicht um historisch benennbare Personen, sondern um den Menschen und um das Leben an sich.

### *Wie die Geschichte weitergeht*

Die Miniatur des Nikolaus Glockendon zeigt auch den Fortgang der Geschichte: Hinter der rechten Schulter der großen Schöpfergestalt sieht man den Baum der Erkenntnis, von dem die Frau gerade eine Frucht pflückt und sie gleichzeitig dem Mann reicht. Von einem „Apfel“ ist im Bibeltext übrigens nicht die Rede. Dies wurde später erst so verstanden, wahrscheinlich weil die lateinischen Wörter für Apfel und für das Böse gleich lauten (malum). Dieser „Sündenfall“ hat nichts damit zu tun, dass beide nackt waren, sondern er bestand darin, dass die Menschen vom Baum der Erkenntnis von Gut und Böse essen wollten, um so zu sein wie Gott (vgl. Gen 3, 5). Die verführerische Schlange hat der Maler auch nicht vergessen. Die Folgen sind weiter oben auf dem Hügel dargestellt (vgl. zum Folgenden die Abbildung der gesamten Miniatur auf der Innenkarte):

Ein Engel vertreibt die beiden aus dem Paradies. Sie haben die paradiesische Einheit mit Gott verloren. Sie sind Arbeit, Krankheit und Tod unterworfen, aber sie haben die Eigenständigkeit, selbst zwischen Gut und Böse unterscheiden zu können. Erst jetzt wurde die Sexualität ein Thema. Mann und Frau zeugten zwei Söhne, Kain und Abel. Beide sind auf der Spitze der Bergkuppe zu sehen, wie sie Gott ein Opfer darbringen. Wir sehen zwei lodernde Feuer. Die unterschiedliche Akzeptanz, welche die Opfer der Brüder bei Gott finden, wird durch die unterschiedliche Länge der Rauchsäulen angedeutet. Dadurch kam das Gift des Neids in die Menschheitsgeschichte und führte zum ersten Mord: Der Mensch kann zwar das Gute vom Bösen unterscheiden, aber er hat auch die Freiheit, das Böse zu wählen.

*Heinz Detlef Stäps*

## „An Gott, den Vater, den Allmächtigen, den Schöpfer des Himmels und der Erde“

Die Sprache des Bekenntnisses liegt an einer Schwelle, so sagt es der katholische Dogmatiker Josef Wohlmuth. Sie bewahre etwas von der Qualität lyrischen Sprechens und schweben „gewissermaßen zwischen der Sprache der Mitteilung, des Sagbaren, und der Sprache, die aus dem Unsagbaren hereindrängt“. In der frühen Kirche bildeten sich eine Reihe von Bekenntnisformeln heraus. In ihrer geschichtlichen Wirkung sind das Apostolische Glaubensbekenntnis, das sich aus dem römischen Taufbekenntnis entwickelt hat, und das sog. Große Glaubensbekenntnis, das die Väter der ersten beiden Ökumenischen Konzilien in Nizäa (325) und Konstantinopel (381) ausgeformt haben, die bedeutsamsten.

### *Drei Fragen*

Beide Bekenntnisse wurden nicht für ein dogmatisches Lehrbuch geschrieben, sondern für die Gemeinden. Sie erheben so Anspruch auf Verstehbarkeit und Verwendbarkeit. Das Apostolikum geht auf die römische Taufpraxis zurück. Es entstand aus drei Fragen an den Täufling. In einer Fassung aus dem Jahre 215 lautete die erste Frage: „Glaubst du an Gott, den Vater und Allherrscher?“ Die ausführlichste Frage galt dem Glauben an Christus Jesus. Die knappe dritte Frage lautete: „Glaubst du an den Heiligen Geist in der Heiligen Gemeinde?“

### *Apostolikum*

Der Grundbestand dieser Fragen ist in das Taufbekenntnis der römischen Gemeinde eingegangen, das seine endgültige Gestalt im heutigen Südfrankreich im sechsten oder siebten Jahrhundert erhielt: das Apostolikum. Der Name spricht für

das hohe Alter und Ansehen des Bekenntnisses. Es wurde seit dem frühen Mittelalter gern in zwölf Klauseln aufgeteilt. Eine schöne, seit dem achten Jahrhundert bezeugte Legende weiß, dass der Auferstandene jedem Apostel eine Klausel zur besonderen Bewahrung anvertraute; dem Apostel Petrus, Erster unter Gleichen, den ersten Satz: „Ich glaube an Gott den Vater, den Allmächtigen, den Schöpfer des Himmels und der Erde.“ Petrus steht in den sonst durchaus unterschiedlichen Zuordnungen stets am Anfang, Matthias, anstelle des Judas Iskariot durch Los zum Apostelkreis hinzugekommen (Apg 1,26), regelmäßig am Schluss: „und das ewige Leben“. Bis in die Neuzeit hinein wurde die Apostellegende als praktischer Leitfaden für die Glaubensunterweisung verwandt. Sie begegnet uns an mittelalterlichen Kunstwerken wie den Säulen der Trierer Liebfrauenkirche oder an zwölf Fresken im Kreuzgang des Ratzeburger Domes.

### *Bekennnis zum einen und dreieinen Gott*

Das trinitarisch aufgebaute Apostolikum beginnt mit dem Bekenntnis zu Gott, dem Vater, dem Allmächtigen, Schöpfer Himmels und der Erde. Der biblische Glaube an den einen und einzigen Gott hatte sich nach dem Ende des Babylonischen Exils im sechsten Jahrhundert v. Chr. gefestigt: JHWH, dessen Programm Recht und Gerechtigkeit um der Schwachen willen ist, ist nicht ein Gott neben oder über anderen Göttern, er ist der eine und einzige Gott, Schöpfer, Erhalter und Retter. Diese Überzeugung, die Erfahrung der Nichtigkeit, Unwirklichkeit und Unwirksamkeit der vielen Götter, die verehrt werden, gehört zum ‚genetischen Code‘ des jungen Christentums. Der Glaube an den einen und einzigen Gott kommt im ersten Satz des Apostolikums durch die Anreden, Attribute bzw. Aussagen „Vater“, „Allmächtiger“ und „Schöpfer des Himmels und der Erde“ prägnant zur Sprache.

### *Der Vater*

Gott, unser Vater. Im Alten Testament offenbart Gott dem Mose seinen Namen in der Erzählung vom brennenden Dornbusch (Ex 3, 1–5). Er stellt sich vor als ein Gott, der das Stöhnen seines Volkes im ägyptischen Sklavenhaus hört – und erhört. Das Dasein, das Dabeisein in der Not der Seinen und all seiner Geschöpfe ist es, das den Gott Israels und Vater Jesu Christi auszeichnet. Die Gotteserfahrung Jesu selbst atmet diesen Geist. Mit dem Vater-Unser-Gebet hat er dazu angeleitet, Gott als Vater wahrzunehmen und ihm bedingungslos zu vertrauen. Im Gleichnis vom barmherzigen Vater wird uns ein bis zur Lächerlichkeit, oder unbedingt, Liebender vor Augen geführt, kein distanzierter, macht- und würdebewusster Familien-Patriarch. Gott, unser Vater.

### *Der Allmächtige*

Im griechischen Text des Bekenntnisses – in Rom wurde erst im vierten Jahrhundert die zuvor griechische Liturgie lateinisch – stand das Wort Pantokrator, der Allherrscher, der Allwaltende, der überall, über allem und in allem Wirkende. Im Lateinischen wurde daraus „Omnipotens“, der Allmächtige. Eine Erinnerung, die angesichts realer Verengungen und Verzerrungen des christlichen Gottesbildes – Hitlers Berufung auf den „Allmächtigen“ – nicht unwichtig sein mag. Dass der erste Satz das Bekenntnis zu Gott, dem Pantokrator, eng mit dem zum Schöpfer verbindet, weist bereits den Weg. Gottes Allmacht zeigt sich darin, dass sie das andere, dessen und in dem sie mächtig ist, überhaupt erst erschafft. Insofern „der Akt der Schöpfung auf das selbstständige Dasein der Geschöpfe zielt – verdient allein der Schöpfer der Welt allmächtig genannt und gepriesen zu werden“, so der Schweizer Theologe und Kurienkardinal Kurt Koch. So deutet das Glaubensbekenntnis selbst darauf hin, wie Gottes Allmacht – wie alle Macht – begriffen werden will!

### *Schöpfer des Himmels und der Erde*

Der biblische Monotheismus ist eng mit der Schöpfungsidee verbunden. Die jüngere Schöpfungserzählung (Gen 1, 1–2, 4a) tastet sich bis zum Uranfang der Welt durch. Im Anfang wird durch göttliches Wort ein kosmischer Lebensraum für alle Wesen geschaffen, die der Schöpfer ins Dasein ruft. Aus dem anfänglichen Chaos entsteht ein geordneter Kosmos, ein bewohnbares, ein wahres Lebens-Haus. Anders als in den altorientalischen und antiken Kulturen wird der Kosmos in seiner Ganzheit als Gottes Werk erkannt, er selbst ist nicht göttlich; auch der Himmel ist nicht Götter-Himmel, sondern – gute – Schöpfung. Chance und Herausforderung für den Menschen, für alle „gleich geschaffenen“ Menschen, so die Präambel der amerikanischen Unabhängigkeitserklärung: mit Verantwortung für die Erde betrautes Ebenbild und Adam, Erdling, Erdenwesen zugleich.

*Susanne Sandherr*

## Die Vater-Anrede

### „Du bist doch unser Vater“ (Jes 63, 16)

**D**u bist unser Vater, dies sagen jüdische und christliche Gläubige zu Gott und von ihm. Das Bekenntnis zu Gott, dem Vater, ist vertrauter Bestandteil christlicher und jüdischer Gebete und der großen christlichen Symbola.

#### *Wie ein Vater sich seiner Kinder erbarmt*

Das jüdische und christliche Bild von Gott, dem Vater, hat tiefe Wurzeln im Alten Testament. Seit der Exilszeit ist dem Judentum die Vater-Anrede für Gott vertraut. In Psalm 103, 13 heißt

es: „Wie ein Vater sich seiner Kinder erbarmt, so erbarmt sich der Herr über alle, die ihn fürchten.“ Jesaja 63, 16 beschwört in einem Klagelied angesichts der Zerstörung des Tempels Adonaj mit den Worten: „Du bist doch unser Vater!“ In 2 Samuel 7, 14 verheißt der Prophet Natan dem David in Gottes Namen: „Ich will für ihn Vater sein, und er wird für mich Sohn sein.“

### *Wie eine Mutter ihren Sohn tröstet*

Die großen biblischen Vater-Bilder sind weit davon entfernt, ein damals gesellschaftlich konsensfähiges Männerbild zu bestätigen, geschweige denn zu verklären. In nachdrücklich weiblichen, mütterlichen Bildern spricht Jesaja vom liebenden Gott: „Wie eine Mutter ihren Sohn tröstet, / so tröste ich euch; / in Jerusalem findet ihr Trost.“ (Jes 66, 13) In Babylon, als Verschleppte in der Fremde, klagt „Zion“, klagten die hilflosen Menschen: „Der Herr hat mich verlassen, / Gott hat mich vergessen.“ (Jes 49, 14) Darauf antwortet dieser: „Kann denn eine Mutter ihr Kindlein vergessen, / eine Mutter ihren leiblichen Sohn?“ Und als wäre es nicht Gewissheit genug, fügt Gott hinzu: „Und selbst wenn sie ihn vergessen würde: / ich vergesse dich nicht.“ Mütterlichkeit Gottes – via eminentiae, durch Überschuss und Überfluss, so hieße das in der Sprache der späteren christlichen Gotteslehre.

### *Gott ist weder männlich noch weiblich*

Immer wieder wurde die Vatermetapher umstandslos mit dem Modell des antiken Hausvaters, des unumschränkten Herrschers über die Seinen, des klugen, vorausschauenden Sachwalters, in Einklang gebracht. Angesichts ihrer Dunkelheiten und Ambivalenzen wäre es verfehlt, das Vaterbild zum einzigen biblisch gültigen Gottesbild zu erklären. Die Zugewandtheit und Fürsorglichkeit Gottes zu den Menschen drängt danach,

sich auch in weiblichen Bildern aussagen; die Bibel macht es uns vor. Doch hier gilt wie bei der Vatermetaphorik, dass Geschlecht eine menschliche Gegebenheit ist. Gott ist weder männlich noch weiblich. Dies nicht zu erkennen, hieße, Gott zu verkleinern, auf Menschenmaß und Menschenwollen und Menschenmeinen zurechtzustutzen. Vermutlich haben wir es sehr viel nötiger, uns dies im Blick auf „männliche“ Gottesbilder vor Augen zu führen.

### *Verletzungen durch die Rede vom Vatergott*

Wie ist das mit Menschen, für die die Rede vom Vatergott keinesfalls befreiend ist? Wenn Menschen einen abwesenden oder überstrengen oder gewalttätigen Vater erlebt haben? Wenn der Zwang zur Perfektion oder das bleibende Erleben der Ablehnung und Abwertung und der Gewalt bestimmend waren? Auch das Vaterbild ist ein ergänzungs- und korrekturbedürftiges Gottesbild. Es ist und bleibt ein Bild. Der Grundsatz, dass alle menschliche Rede von Gott analog bleibt, wie ihn das kirchliche Lehramt auf dem Vierten Laterankonzil (1215) festhielt, gilt und trifft auch hier: Von Schöpfer und Geschöpf kann keine noch so große Ähnlichkeit ausgesagt werden, die nicht von einer noch größeren Unähnlichkeit umfasst wäre!

### *Die wir getrost belachen*

Schließen möchte ich mit einer persönlichen Erinnerung. Es ist eine eigenartige Lage, über die Vater-Anrede Gottes zu schreiben, denkbar kurze Zeit nachdem wir, trotz einer schweren Krankheit unvermutet, unseren Vater beerdigen mussten. Eine Woche Wegbegleitung war uns allen geschenkt, unserer Mutter, uns Kindern, den vielen liebevollen Enkelkindern. Und es war ein guter Weg, den Abschiedsgottesdienst und das Begräbnis mitbedacht. Ich glaube fest, dass mein Vater mir zuge-

stimmt hätte. In anderen Fällen hätte er im Sinne des Matthias-Claudius-Liedes, das ihm so lieb war, auf den Mond verwiesen, der nur halb zu sehen ist, weshalb ein vorschnelles Urteilen über komplexe Sachverhalte, geschweige denn das Belachen des Halbverstandenen, fraglich und ihrerseits zutiefst lächerlich wären.

### *Ich fühle mich wie der Patriarch*

Nein, mein Vater ist nicht der liebe Gott, das weiß ich gut, obwohl ich viel Liebe erfahren habe. Als wir seinen letzten, den 85. Geburtstag feierten, schloss sich an einen ausgedehnten, beschwingten Besuch einer Kunstaussstellung ein Kaffeetrinken im Museumscafé an. Meine Schwester hatte einen langen Tisch mit Blick auf den Rhein organisiert. Da saßen wir und ließen es uns gut gehen, die Gespräche liefen munter: am Kopf, wohin wir ihn genötigt hatten, unser Vater, die Schar der Kinder und die große Schar der Enkel und ihrer Partner. Enge Freunde aus Süddeutschland und aus Toronto waren dabei. Unser selbstironischer Vater bemerkte heiter: „Also, ich fühle mich jetzt wie der Patriarch ...“

Ich freue mich mit ihm für dieses Gefühl.

*Susanne Sandherr*

## Schöpfung und Evolution

Ist die Welt nicht in sechs Tagen entstanden, wie es die Bibel beschreibt? Widerspricht die Evolutionstheorie nicht dem christlichen Glauben? Immer führen diese Fragen zu heftigen Kontroversen. Die sogenannten Kreationisten, die an der biblischen Überlieferung festhalten und eine geradezu jugendliche Welt von rund 6 000 Jahren annehmen, rücken dabei in eine

Ecke der unbelehrbaren Fundamentalisten, während Christen, die Schöpfung und Evolutionstheorie zusammenbringen, von ihnen als Ketzler der Neuzeit angesehen werden.

### *Die Bibel ist kein Lehrbuch für Naturkunde*

Dabei hat man es nicht mit unüberbrückbaren Alternativen zu tun, und schon gar nicht mit einer zentralen Frage des Glaubens. Wird die Frage nach den sechs Tagen zum Bekenntnis, geht die Freiheit des Glaubens verloren. Es kommt darauf an, woraufhin wir die alten Texte befragen. Die Bibel ist kein Lehrbuch für Naturkunde, genauso wie ein Erdkundebuch keine Aussagen über den Sinn des Lebens trifft. Über Erdkunde und Weltbeschaffenheit wissen wir im 21. Jahrhundert unbestritten mehr als vor 3 000 Jahren. Daher dürfen uns die Formen und die Vorstellungen unterschiedlicher Weltbilder nicht stören.

### *Von der persönlichen Erfahrung zum Schöpfungsglauben*

Entscheidend ist, was die Autoren der Heiligen Schrift zum Ausdruck bringen wollen. Sie gehen eben nicht von der philosophischen oder wissenschaftlichen Frage aus, woher alles kommt. Sondern sie erfuhren in ihrem Leben die Hilfe Gottes. Gott existiert für die Hebräer nicht im luftleeren Raum einer gedachten Idee und als seelenloser Baumeister des Weltalls, sondern er führt bewahrend durch die Geschichte. Von dieser Erfahrung aus stießen die Hebräer auf alte Schöpfungsvorstellungen in den Völkern ihrer Umgebung und nahmen dazu kritisch Stellung. Man kann also sagen, der Glaube an Gott den Schöpfer ist die Konsequenz eigener lebendiger Gottesbeziehungen und nicht umgekehrt. Das Bekenntnis, dass der Gott der eigenen Geschichte zugleich der Schöpfer der Welt ist, entkleidete zudem alle damaligen Weltvorstellungen von ihren mythischen Zügen. Zugespitzt formuliert: Die Bibel sagt uns, dass Gott die

Welt geschaffen hat, die Naturwissenschaft erklärt, wie er sie gemacht hat.

### *Schöpfung und Evolution sind kein Gegensatz*

Damit verliert die Frage nach Schöpfung oder Evolution in gewissem Maße an Brisanz. Unter dem Blickwinkel des jeweiligen Anliegens schließen sich Schöpfung und wissenschaftliche Forschung nicht aus, sie ergänzen sich vielmehr. Die Bibel will gar keine verbindlichen Aussagen über das Weltbild machen. Sie wagt Totalaussagen unseres Glaubens: Es gibt einen Sinn, ihr habt Zukunft, denn am Anfang schuf Gott Himmel und Erde. Wird der Glaube an Gott als Schöpfer in eine Form der Welterklärung verkehrt, erleidet man Schiffbruch. Genau das vollzieht sich, wo ein vermeintlich auf ein wörtliches Verständnis der Bibel gestützter „Kreationismus“ in Konkurrenz zu wissenschaftlichen Theorien der Weltentstehung und der Evolution gesehen wird. Der Glaube vermittelt die Freiheit, die Dinge der Welt sowie ihre Entstehung kritisch zu erforschen und zu hinterfragen. Der Schöpfungsglaube erschließt einen Zugang zur Welt, der sich auf die Güte Gottes verlässt und bereit ist, dazu einen eigenen Beitrag zu leisten. Dass es Gott mit dieser Welt ebenso wie mit meinem persönlichen Leben gut meint, ist der eigentliche Grundsinn des Schöpfungsglaubens.

*Marc Witzenbacher*

## Tanzen, ja tanzen wollen wir und springen

### Ein Schöpfungsloblied in Kreisen

*Den Text des Liedes finden Sie auf Seite 124f.*

Sicherheitsabstand. Jetzt im Januar ist das alles weit genug entfernt, aber jeder von uns kennt die Nächte, in denen wir bloß noch genervt, tendenziell humorlos und eindeutig mordlüstern im Bett liegen, wenn das „Sssssss“ einer oder gar mehrerer Stechmücken lange genug an unser geplagtes Ohr gedrunken ist. „Tanzen, ja tanzen“, danach ist uns dann wohl am wenigsten zumute. Am liebsten würden wir jetzt einfach nur schlafen, ja schlafen. Aber, wenn es denn hülfe, ein paar ungelenke Verrenkungen auf der Suche nach den „Sssssss“-Übeltätern wären schon drin. Es müsste halt sein. Oder Übeltäterinnen, wie war das biologisch noch gleich? Wenn nur Ruhe wäre, danach. Das wäre die Hauptsache.

*Denn uns, seine Kinder, hat er gern*

„Tanzen, ja tanzen wollen wir und springen, / denn uns, seine Kinder, hat er gern.“ Das 1988 von Norbert Caspers vertonte Gedicht aus der Feder des katholischen Theologen und geistlichen Schriftstellers Lothar Zenetti, geboren 1926, findet sich nun erstmals im „Gotteslob“ (462) unter den Gesängen der Rubrik Schöpfung.

In vier Strophen wird die Bewegungslust und Regsamkeit der Schöpfung in ihrer Eigenart und Vielfalt vor Augen und Ohren geführt. Der Kehrsvers „Tanzen, ja tanzen wollen wir und springen, / tanzen vor dem Herrn“ und die vier den Sternen und Wolken (1), den Vögeln, Schmetterlingen, Fliegen und Bienen sowie den Blumen und ihrem Duft (2), den Fischen und Schwänen, Hund und Reh und allen Tieren (3), der ganzen sich drehenden erschaffenen Welt einschließlich der im Himmel

Reigen tanzenden Engel (4) gewidmeten Strophen erinnern an biblische Schöpfungspsalmen wie den 104. Psalm. Oder ist das zu hoch gegriffen? „Denn uns, seine Kinder, hat er gern.“ Die irreduzible, regsame, fein regulierte Vielfalt der Schöpfung, sie hat etwas zu tun mit Gottes besonderer Vorliebe für uns, seine Kinder? Sie weist auf diese hin, zeigt diese unfehlbar an? Die bunte Lebensfreude und -fülle von Gottes Schöpfung, Zeichen seiner Liebe und Vorliebe, Grund unserer Freude?

### *Lob des Schöpfers – oder Argument gegen den Schöpfergott*

Es ist bekannt, dass die spätantike Strömung der Gnosis (Erkenntnis, Wissen) als Hinweis auf die Urverderbtheit der Schöpfung und die Minderwertigkeit des Schöpfergottes neben vielen anderen Übeln die Plage der Mücken heranzog, während unser Lied im besten geschöpflichen Einvernehmen die Wege der fliegenden Geschöpfe Vögel, Schmetterlinge, Fliegen und Bienen besingt (2). Zyniker mögen einwenden: Vermutlich hatte der Sänger ein Moskitonetz oder Autan bei sich. Der Einsatz von Insektiziden mag in der modernen, industriellen Agronomie unvermeidlich sein. Doch als ich neulich von ganzen Landstrichen im heutigen China hörte, in denen durch maßlosen Einsatz von Gift Bienen vollständig ausgerottet sind und billige menschliche Arbeitskräfte in Obstbäumen deren Job machen müssen, bekam das schon kraftlose Stichwort von der Erhaltung der Schöpfung einen neuen Klang.

### *Ordnung und Vielfalt als Attribute des gottgegebenen Lebens*

Die schöne und weise Ordnung der Schöpfung zu erkennen und zu preisen, sind viele biblische Texte bemüht. Ordnung und Gesetzmäßigkeit, nicht Macht und Gewalt, sind in biblischer Sicht die eigentlich göttlichen Attribute des Lebens und der Welt. Nicht nur im Judentum, sondern auch im Christentum wurde

der Gedanke der kosmischen Schöpfung überragend wichtig. In den Kathedralen des Hochmittelalters gehörten astronomische Uhren zur gläubigen Ausstattung. In biblischer Tradition zeigte sich hier fromme Faszination angesichts der menschen- und lebensfreundlichen Ordnung des Gestirnenlaufs und des Zusammenspiels von kosmischer Bewegung der Welt und Rhythmen des gesellschaftlichen und sozialen Zusammenlebens.

### *Kreisen*

Die kosmisch-geschöpflichen Kreisbewegungen, die unser Lied andeutet und rühmt, vom Kreislauf der Sterne über das Kreisen der Luft-, Wasser- und Landtiere bis zur Erdrotation und dem Reigentanz der Engel – „sie kreisen“ (1), „Bienen suchen nach dem Duft, in dem sich die Blumen wiegen“ (2), „und Schwäne ziehen Kreise“ (3), „Gott ließ die ganze Welt sich drehn“ (4), „Und auch im Himmel, sollt ihr sehn, / da tanzen die Engel Reigen“, entsprechen dieser biblisch begründeten Freude an der gelungenen Schöpfungsordnung und führen sie in weisem, gotteskindlichem Jubel fort: „Tanzen, ja tanzen wollen wir / und springen, tanzen vor dem Herrn. / Tanzen, ja tanzen wollen wir und springen, / denn uns, seine Kinder hat er gern.“

Wagen wir es, aus uns herauszugehen – reihen wir uns in diesen Schöpfungsreigen ein!

*Susanne Sandherr*

## Paul Couturier – Vater der ökumenischen Gebetswoche

Ökumene lebt von der Begegnung. Davon war Paul Couturier überzeugt. Der katholische Geistliche gilt als der Vater der Gebetswoche für die Einheit der Christen, die nun seit

Jahrzehnten immer vom 18. bis 25. Januar oder in der Woche vor Pfingsten weltweit gefeiert wird. „Um sich miteinander zu einigen, müssen wir einander lieben. Um einander lieben zu können, müssen wir einander kennen. Um einander kennenzulernen, müssen wir einander treffen.“ Dieses Motto wurde Couturier nicht müde zu wiederholen und engagierte sich für den ökumenischen Dialog und insbesondere das gemeinsame Gebet. Denn darin lag für ihn die eigentliche Quelle der ökumenischen Bewegung.

### *Lehrer im geistlichen Stand*

Bis Paul Couturier zum Motor der geistlichen Ökumene wurde, sollte aber erst einige Zeit ins Land gehen. Paul Couturier wurde am 29. Juli 1881 in Lyon geboren. Er wuchs in einer mittelständischen und sehr kirchlich geprägten Familie auf. Die Tradition seiner Heimatstadt Lyon, Ort einiger Konzilien, die sich mit der Einheit der Kirchen befassten, sowie ihr berühmter Bischof Irenäus von Lyon, prägten Paul sehr. Aber Paul Couturier hatte noch weitere große Leidenschaften, nämlich Physik und Mathematik. So reifte in ihm der Entschluss, als Lehrer im geistlichen Stand zu arbeiten, und er machte eine entsprechende Ausbildung. 1906 wurde Couturier zum Priester geweiht. An der katholischen Fakultät der Lyoner Universität wurde er promoviert und übernahm anschließend an der Hochschule des Kartäuserordens einen Lehrauftrag für Mathematik. Dieses Lehramt hatte er schließlich über 30 Jahre inne.

### *Begegnung mit der Orthodoxie*

Zunächst war Couturier so in seinen Lehrfächern aufgegangen, dass die Suche nach der Einheit der Kirchen kein zentrales Lebensthema für ihn war. Doch im Jahr 1920 wurde ihm die Seelsorge für die russischen Flüchtlinge anvertraut, die vor dem

russischen Bürgerkrieg aus ihrem Land geflohen waren. Über 10 000 Flüchtlinge waren allein in Lyon angekommen, die meisten von ihnen waren orthodoxe Christen. Couturier war fasziniert von der orthodoxen Spiritualität, ihrer reichen Liturgie sowie den theologischen Ansichten der orthodoxen Kirche. Diese Begegnung traf ihn mitten ins Herz. Die Tatsache, dass sich die westliche und die östliche Kirche vor fast 1000 Jahren getrennt hatten, ließ ihn nicht mehr los, und er wollte alles dafür tun, die Einheit der Kirche wiederzuerlangen. Couturier war aber überzeugt, dass die Einheit der Christen nur dann möglich ist, wenn die Christen auch für und um diese Einheit beten.

### *Ökumene gibt es nicht ohne das Gebet für die Einheit*

Da entdeckte er eine Gebetswoche, die 1907 zunächst in anglo-katholischen Kreisen, einer hochkirchlichen Strömung der anglikanischen Kirche, entstanden war. Die Gebetswoche lag zwischen dem 18. Januar, dem damaligen Festtag des Petrus in Rom, sowie dem 25. Januar, dem Festtag der Bekehrung des Apostels Paulus. Die Gebetswoche war aber vom Reformflügel der anglikanischen Kirche verboten worden, weil man in ihr die Gefahr der Konversion zur katholischen Kirche witterte. Couturier nahm sich die Vorlage dieser Gebetswoche vor und wollte sie nun für alle Christen öffnen und möglichst weit verbreiten. 1933 hielt Couturier in Lyon eine Predigtreihe zur Wiedervereinigung der Kirchen und konnte dabei eine Reihe von Menschen für seine Idee einer gemeinsamen Gebetswoche begeistern. Immer mehr verbreitete sich die Gebetsoktav und wurde auch von anderen Kirchen übernommen.

### *Die Einheit der Kirche ist Gottes Werk*

Couturier bemühte sich darum, in der Gebetsoktav Themen ins Zentrum zu stellen, mit denen sich alle Christen identifizieren

und für die alle sich im Gebet vereinen konnten. „Dass Gott die sichtbare Einigung seines Königreiches geben möge, so wie er sie sich wünscht und durch welche Mittel er sie durchgeführt wissen will.“ Dieses Motto setzte Paul Couturier seit 1938 über die Gebetswoche. Damit konnte er alle Bemühungen auf das Gebet konzentrieren und von konfessionellen Festlegungen befreien, weshalb die Gebetswoche sich auch rasch ausbreitete und gerne angenommen wurde. Couturiers Hauptschrift „Gebet und christliche Vereinigung“ wurde 1944 zunächst anonym veröffentlicht und dann 1952 erneut unter seinem Namen herausgegeben. Wesentliche Gedanken dieser Schrift sind schließlich auch in das Ökumenismus-Dekret „Unitatis redintegratio“ („Wiederherstellung der Einheit“) des Zweiten Vatikanischen Konzils eingeflossen, das die ökumenische Öffnung der katholischen Kirche weiter voranbrachte.

In den Kriegsjahren geriet Paul Couturier in Gefangenschaft und entdeckte noch tiefer den Schatz des Gebetes und dessen Kraft für die konfessionelle Verständigung. 1952 wurde er wegen seiner Verdienste um die Verständigung zum Ehren-Archimandriten des Patriarchates von Antiochia ernannt. Als Couturier am 24. März 1953 starb, war die Gebetswoche für die Einheit der Christen schon in aller Welt verbreitet. Und bis heute beten Christen weltweit gemeinsam um die Einheit und erfahren, wie sehr die Begegnung die Ökumene bereichert.

*Marc Witzenbacher*

## Mensch unter Menschen

Die wahren Mysterien finden ja im Hauptbahnhof statt“, schrieb Joseph Beuys einmal mit einem kritischen Akzent an die Adresse der Anthroposophie. Von ihr hatte er zum einen viel gelernt, stellte aber ihre Neigung zur Esoterik infrage. Im

Hauptbahnhof: Mitten in der Öffentlichkeit. Dort, wo Menschen eine Stadt verlassen, ein Ziel erreichen, sich verabschieden und einander voll Freude wiedersehen. Aber auch, wo Menschen „stranden“, die in unserer Zeit „Schiffbruch erlitten“ haben.

### *Pulsierendes Leben?*

Es ist ein beliebtes Bild, um die Lebendigkeit eines Ortes greifbar zu machen. „Pulsierendes Leben“, das lässt die Vorstellung glücklicher fröhlicher Menschen aufsteigen. Man denkt an alle Verheißungen einer Weltstadt, konzentriert im Ideal des Hauptbahnhofs oder auch des Flughafens: Nicht nur Start- und Zielpunkt der Reise, sondern zugleich auch Shopping-Mall mit Restaurants und Cafés. Die Wirklichkeit – sieht anders aus. In kaum einer Umgebung sonst laufen Menschen so gehetzt, genervt und unaufmerksam aneinander vorbei, stehen und sitzen so teilnahmslos eine neben dem andern. Joachim Ringelnatz hat das schon in den frühen 1930er-Jahren in seinem Gedicht „Die Träumer in der Untergrundbahn“ wunderbar eingefangen: „Die Träumer in der Untergrundbahn / Haben vernebelten Blick. ... Will keiner von ihnen den anderen sehn, / Will keiner vom anderen hören, / Will keines irgendwie stören. / Sie fahren.“

### *Sich ansprechen lassen*

Gewiss, die andern, die mich am Hauptbahnhof (oder Flughafen oder sonst wo) umgeben, sind zunächst einmal „fremd“, mit ihnen „habe ich nichts zu schaffen“. Ich muss sie nicht „umarmen“, wie Friedrich Schiller es im Hochgefühl der „Ode an die Freude“ tut. Und doch: Ist nicht gerade dies ein Stichwort? Wie viel Freude, welchen Reichtum lasse ich mir entgehen, wenn ich mich in meine eigene kleine Raumkapsel zurückziehe. Die kleine Aufmerksamkeit, die ich andern erweise, etwa indem ich ihnen den Vortritt lasse, oder der wohlwollende Augenblick,

das Lächeln im Vorüber, dies sind aufblitzende Momente von Begegnung, die etwas im Leben von Menschen verändern, auch wenn sie sich später nie wieder sehen. Hat das mit Spiritualität zu tun?

### *Ein Gott des Lebens und der Lebenden*

Der Gott, den die Bibel verkündet, ist nicht einer, den Menschen sich ausgedacht hätten (auch wenn Religionskritiker dies konstant behaupten). Die grundlegende Erfahrung, von der die Bibel in vielen verschiedenen Formen zeugt, ist die, dass der lebendige Gott sich in der geschichtlichen Wirklichkeit offenbart. Das bedeutet nichts weniger, als dass wir als Menschen ihm in unserer Gegenwart begegnen können. Gott kommt auf uns zu – wenn wir bereit sind. Dies neu zu entdecken, ist wohl die spannendste und tiefgreifendste Erfahrung, die es für Glaubende unserer Tage zu machen gibt.

Im vergangenen Monat war schon die Rede davon, dass es im biblischen Denken wesentlich um *Kommunikation* geht. Wo Menschen einander wahrnehmen und einander entsprechen, und sei es im flüchtigen Nu eines Augenblicks, meldet sich unscheinbar leise das Geheimnis des ewigen Du. Und doch ist das kein Automatismus. So wie ich nach Gott nicht greifen und mir seine Nähe verschaffen kann, bleiben auch andere Menschen meiner Verfügung entzogen.

### *Hindernisse*

Was steht echten stärkenden Begegnungen heutzutage am meisten im Wege? Man könnte versucht sein, die Stichwörter „Smartphone“ und „Soziale Netzwerke“ ins Feld zu werfen. Sogenannte schlaue Telefone, die so viel mehr können als nur der drahtlosen Telefonie dienen und darum die Aufmerksamkeit so vieler Menschen absorbieren. Internetforen, in denen man dies

und jenes von echten und virtuellen Freunden erfahren kann, die andererseits den Blick für das soziale Netzwerk Wirklichkeit verstellen. Doch Geräte und Medien verteufeln ist einfach.

Viel liegt am Menschen selbst. Wer die technischen Möglichkeiten unserer Zeit nutzt und dabei übersieht, was hier und jetzt des Weges kommt, kann einem leidtun. Aber auch hier gilt: Über grassierende Holzkopfkrankheit zu klagen und den Fehler beim ändern zu suchen, ist menschlich. Weiter führt es nicht. Einsehen, dass ich es bin, der meinem Handy den Raum gibt, mich zu beherrschen. Dass ich selbst den „Nachrichten“ bei facebook, twitter oder WhatsApp nachlaufe, dürfte am ehesten etwas verändern.

### *Gelassenheit*

Und wenn ich mir zum Ziel setze, da, wo ich mich gerade aufhalte, wirklich anwesend, präsent zu sein? Das wäre immerhin ein Weg. Ein Weg gar nicht so weit entfernt von dem, was in der christlichen Spiritualität „Kontemplation“ genannt wird: die innerliche Wahrnehmung von Gottes Nähe, das Sich-Ausrichten auf ihn. Das wird zwar meist in der Abgeschlossenheit praktiziert. Dennoch – es geht dabei wesentlich um eine *Haltung*, die sich (fast) überall leben lässt.

Kehren wir an den Hauptbahnhof (den Flughafen, das Einkaufszentrum) zurück. Wenn *ich* meine Aufmerksamkeit darauf richte, gibt es dort, gerade dort, Situationen, die mir das Innehalten möglich machen. Das Warten auf den Anschlusszug, auf das Boarding zum Beispiel, die Schlange an der Kasse. Solche „lange Weile“ kann ich als lästig empfinden, als Zeit, die ich mir vertreiben muss. Oder ich nehme sie an als Chance, trotz äußeren Stillstands innerlich wach zu werden. Das geht! Meine Aufmerksamkeit beleben, auf das achten, was meines Weges kommt, schlicht: bereit sein – so kann in mir die Voraussetzung dafür wachsen, dass *ich selbst* empfänglich bin, wenn sich mir

etwas zeigen will. Oder auch das Gespür, dass im Letzten nicht ich mein Leben führe, sondern etwas mich leben *lässt*.

*Johannes Bernhard Uphus*

*Zum Weiterlesen: Christian Herwartz u. a., Im Alltag der Straße Gottes Spuren suchen. Persönliche Begegnungen in Straßenexerzitien, Neukirchener Aussaat (Neukirchen-Vluyn) 2016. Im Internet: [www.strassenexerzitien.de](http://www.strassenexerzitien.de)*

## Gottesdienste im ZDF

- Sonntag, 1. Januar 2017 – 10.15 Uhr, Frauenkirche, Dresden (ev.)
- Sonntag, 8. Januar 2017 – 9.30 Uhr, St. Kilian, Haßfurt (kath.)
- Sonntag, 15. Januar 2017 – 9.30 Uhr, Matthäuskirche, Lehrte (ev.)
- Sonntag, 22. Januar 2017 – 9.30 Uhr, Pfarrkirche, Waidhofen/Ybbs (kath.)
- Sonntag, 29. Januar 2017 – 9.30 Uhr, Peterskirche, Weinheim (ev.)

## domradio

- Eine aktuelle Auslegung des in MAGNIFICAT abgedruckten Tagesevangeliums hören Sie von Montag bis Samstag im domradio ab ca. 7.55 Uhr. Für die lebensnahe und tiefgründige Auslegung des Textes lädt domradio wöchentlich einen Priester oder qualifizierten Laien zu Live-Gesprächen ein. Sendung verpasst? Dann nutzen Sie das Archiv oder das Podcast-Angebot auf [www.domradio.de](http://www.domradio.de).
- Sonntags um 10 Uhr überträgt domradio einen Gottesdienst aus dem Erzbistum Köln sowie um 10 und 18 Uhr die Gottesdienste aus dem Kölner Dom live im Internet-TV auf [www.domradio.de](http://www.domradio.de). Die Predigt ist als Podcast erhältlich.
- Bei Fragen erreichen Sie domradio unter Tel. 02 21 / 25 88 60.

# MAGNIFICAT

## DAS STUNDENBUCH

Februar 2017

*Das Apostolische Glaubensbekenntnis*

Und an Jesus Christus,  
seinen eingeborenen Sohn,  
unsern Herrn

Gott hat die Welt so sehr geliebt,  
dass er seinen einzigen Sohn hingab,  
damit jeder, der an ihn glaubt, nicht zugrunde geht,  
sondern das ewige Leben hat.

*Evangelium nach Johannes – Kapitel 3, Vers 16*

VERLAG BUTZON & BERCKER KEVELAER

**MAGNIFICAT. Das Stundenbuch,**  
© **Butzon & Bercker GmbH, Kevelaer**

Liebe Leserinnen und Leser!

Ab und zu begegnen mir Menschen, die mir die Frage stellen, ob heutzutage nicht zu viel von dem Menschen Jesus geredet wird. Kommt da nicht seine Gottheit zu kurz? Wo Jesus banalisiert wird, so als wäre nichts an ihm, das uns „gewöhnlichen“ Menschen zur Frage werden, uns vor die Gottesfrage stellen könnte, bin ich in der Tat dieser Ansicht. Andererseits haben vergangene Jahrhunderte allzu selbstverständlich von Jesus als dem Gottessohn gesprochen und darüber sein Menschsein nicht mehr ernst genommen. Mit der Folge, dass er unendlich weit oben und von uns entfernt vorgestellt wurde. Doch genau dies läuft dem Bekenntnis der Bibel und der alten Kirche zuwider. Die Tendenz, Jesus zu überhöhen, hat es in den ersten Jahrhunderten oft gegeben – doch stets haben Konzilien gegengesteuert und gemahnt, an der wirklichen *Menschwerdung* Gottes des Logos, des lebendigen Schöpferworts, festzuhalten. Was aber bedeutet das?

Jesu Leben als Mensch hat *mit uns* zu tun, deshalb nimmt es die Kirche so wichtig. Fleischwerdung des Wortes: darum geht es für alle, die sich zu ihm bekennen. Nicht umsonst gilt der Angelus morgens, mittags und abends als ein Inbegriff christlichen Betens: Bereit werden für Gottes Engel, Gottes Botschaft an mich – mit Maria mein Ja sprechen – das Wort in mir wachsen und wirksam werden lassen, auf dass ich Jesus nachfolge und mit ihm Gottes Segen in meine Welt trage. Am Lebensweg Jesu wird offenbar, was Gott auch dir und mir verheißen hat. Unserm vielfältig gebrochenen Menschsein traut Gott das zu, was in Jesus von Nazaret vollkommen verwirklicht ist: ein Leben, an dem spürbar wird, wer Gott ist und wie Gott ist – barmherzig, zugewandt, gerecht, Leben fördernd, aufrichtend.

*Ihr Johannes Bernhard Uphus*

# ZUM TITELBILD

## **Maiestas Domini**

Der Goldene Münchner Psalter,  
Oxford (?), um 1200,  
Bayerische Staatsbibliothek München, Clm 835, fol. 29r,  
© Bayerische Staatsbibliothek München

Nachdem im frühen Mittelalter Handschriften mit den 150 Psalmen vor allem für das Chorgebet der Mönche in den Skriptorien der Klöster hergestellt wurden, ließen ab dem späten 12. Jahrhundert vermehrt auch wohlhabende Adelige Psalterien für ihre Andacht anfertigen, die nicht mehr in Klöstern, sondern in den nun entstehenden Buchwerkstätten der Städte prachtvoll ausgestattet wurden.

Der Goldene Münchner Psalter ist wegen der Betonung biblischer Frauen (Rut, Ester, Judit, Susanna) im Bildprogramm und wegen der weiblichen Endungen eines Gebetstextes (fol. 163 v) wahrscheinlich für eine Frau angefertigt worden. Man vermutet, dass Walter de Lacy ihn als Geschenk für seine Braut Margaret de Briouze anlässlich ihrer Hochzeit im Jahr 1200 oder 1201 in Auftrag gab. Als möglicher Entstehungsort wird vor allem Oxford genannt. Drei verschiedene Maler arbeiteten an dem Codex. Seine 169 Pergamentblätter bieten 91 ganzseitige Miniaturen, auf denen 176 Szenen zum Alten und 60 Szenen zum Neuen Testament zu sehen sind. 24 Bildmedaillons zieren den Kalender zu Beginn des Buches. Damit ist der Codex eines der prächtigsten Psalterien seiner Zeit. Er markiert den englischen Übergangsstil von der Romanik zur Frühgotik. Wann er nach Deutschland gelangte, ist nicht bekannt; sicher nachweisbar ist er in München erst seit dem 17. Jahrhundert. 1782 zeigte man ihn dem durchreisenden Papst Pius VI., wie ein Eintrag auf fol. II v dokumentiert.

Unser Titelbild zeigt den thronenden Christus, der über das Böse triumphiert. Es bezeugt die christliche Tradition, auch die alttestamentlichen Psalmen auf Christus hin zu beten.

*Heinz Detlef Stäps*

## Würdig bist du, Herrlichkeit zu empfangen und Ehre und Macht

### Offb 4, 1–11

Juden und Christen lesen den größten Teil der christlichen Bibel gemeinsam: das Erste, das Alte Testament. Insbesondere die 150 Psalmen bilden ein Gebetbuch, das von Juden und Christen gleichermaßen gebetet wird. Und doch beten sie dieselben Worte unterschiedlich. Christen wenden sich durch Jesus Christus im Heiligen Geist an den Vater. Aus christlicher Perspektive ist der Psalter dadurch geprägt, dass Jesus ihn selbst als gläubiger Jude gebetet hat. Am Kreuz hat er wahrscheinlich Ps 22 gebetet: „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen...“ Kein Buch des Alten Testaments ist im Neuen Testament so oft zitiert wie der Psalter. Christen beten die Psalmen deshalb auf Jesus hin. Sie finden ihn und seine verschiedenen Lebenssituationen wieder, wenn sie die Psalmen beten; sie richten ihren Lobpreis an den dreieinen Gott. Deshalb ist es im Stundengebet üblich, jeden Psalm mit dem „Ehre sei dem Vater und dem Sohn und dem Heiligen Geist ...“ abzuschließen.

### *Maiestas Domini*

Der Goldene Münchner Psalter zeigt deshalb, noch bevor er den Text der Psalmen beginnt, eine Bilderfolge zum Alten und eine zum Neuen Testament. In dieser findet sich unser Titelbild. Hierbei handelt es sich um eine sogenannte *Maiestas Domini* (Herrlichkeit des Herrn). Dieser kunsthistorische Fachausdruck bezeichnet ein Bildmotiv, das den erhöhten, thronenden Herrn zeigt, umgeben von den vier Lebewesen, wie sie uns Offb 4, 6–7 nennt: Löwe, Stier, Mensch und Adler. Dieser neutestamentliche Text bezieht sich wiederum auf Ezechiel 1, 10, wo

die vier Lebewesen bereits in ähnlicher Weise genannt werden. In der Offenbarung des Johannes geht es an dieser Stelle um eine Vision: Johannes schaut Gott auf seinem Thron, die vier Lebewesen fungieren als Thronassistenten. Für die christliche Ikonographie war aber das Wort des Kirchenvaters Irenäus von Lyon (um 135 – um 200) entscheidend, der den vier Evangelien die vier Lebewesen zuordnet: Lukas den Stier, Matthäus den Menschen, Markus den Adler und Johannes den Löwen. Der Kirchenvater Hieronymus (347–420) verändert diese Zuordnung und weist Markus den Löwen und Johannes den Adler zu, was dann auch maßgeblich für die gesamte nachfolgende Tradition wurde.

### *Wer sitzt auf dem Thron?*

Der Text der Johannesoffenbarung lässt die Person, die auf dem Thron sitzt, zunächst ganz im Ungewissen: „einer, der wie ein Jaspis und ein Karneol aussah“ (Offb 4, 2–3). Doch huldigen ihm die vier Lebewesen mit den Worten: „Heilig, heilig, heilig ist der Herr, der Gott, der Herrscher über die ganze Schöpfung; er war und er ist und er kommt“ (Offb 4, 8). Und die vierundzwanzig Ältesten werfen sich vor seinem Thron nieder und sprechen: „Würdig bist du, unser Herr und Gott, Herrlichkeit zu empfangen und Ehre und Macht. Denn du bist es, der die Welt erschaffen hat, durch deinen Willen war sie und wurde durch ihn erschaffen“ (Offb 4, 11). Dies alles sind aber Attribute, die auf Gott, den Schöpfer der Welt, verweisen, nicht zuerst auf Christus. Im folgenden Kapitel der Offenbarung wird klar unterschieden zwischen dem, der auf dem Thron sitzt, und dem Lamm, das eindeutig mit Christus identifiziert wird. Trotzdem zeigt unser Titelbild Christus auf dem Thron, wie es die gesamte ikonographische Tradition der *Maiestas Domini* vorzeichnet. Der Grund dafür ist das Problem, wie man den unsichtbaren Gott darstellen kann. Das Judentum hatte dafür nur die Mög-

lichkeit, Gott und seine Geschöpfe (mit ganz wenigen Ausnahmen) *nicht* darzustellen. Das Christentum fand eine andere Antwort, wie sie uns zum Beispiel im Kolosserhymnus gezeigt wird: „Er (= Christus) ist das Ebenbild des unsichtbaren Gottes, denn in ihm wurde alles erschaffen im Himmel und auf Erden“ (Kol 1, 15–16). Deshalb konnte man Gott, den Schöpfer der Welt, in der christlichen Tradition ohne Probleme in der Gestalt Christi aufleuchten lassen, wie es unser Titelbild auch zeigt.

### *Ein Gottesbild*

Wir sehen als Zentrum des Bildes, alles beherrschend, den thronenden Christus vor Goldgrund. Er trägt ein helles Unter- und ein leuchtend blaues Obergewand, was ihn als himmlische Gestalt charakterisiert. Die Rechte hat er zum Segensgestus erhoben, die Linke ruht auf dem Evangelienbuch, das ein Kreuz ziert. Der Kopf ist von einem mehrfarbigen Nimbus mit eingeschriebenem Kreuz umgeben. Christus sitzt auf einem Thron, auf dessen Sitzfläche ein buntes Kissen liegt. Von seinen Füßen werden über einem Erdsegment ein Löwe und ein Drache niedergetreten, was auf Ps 91, 13 anspielt: „du (...) trittst auf Löwen und Drachen“. Hierin zeigt sich zum einen die christologische Lesart der Psalmen: Der Psalmvers wird von Christen ganz selbstverständlich auf Christus hin gedeutet. Zum anderen wird Christus auf diese Weise als Sieger über Sünde und Tod charakterisiert, da Löwe und Drache auf diese feindlichen Mächte hin gedeutet werden können. Diese Darstellung des Christus triumphans ist aber der *Maiestas Domini* eigentlich fremd, wo Christus auf dem Regenbogen thront (vgl. Offb 4, 3), seine Füße ruhen oft auf der Weltkugel. Hier aber wurde das Grundsche-ma abgewandelt, um den Herrn als Sieger über die Mächte des Bösen zu zeigen, was ja auch in der Huldigung der Ältesten mitschwingt: „Würdig bist du, unser Herr und Gott, Herrlichkeit zu empfangen und Ehre und Macht.“

Umgeben ist der Thronende von einem Vierpass, der eine gotische Variante der Mandorla darstellt und eigentlich einen Ganzkörpernimbus meint. Den Rahmen bilden abwechselnd blaue und orange Leisten mit Blattwerk, in dessen Ecken vier Medaillons mit den geflügelten und nimbierten vier Lebewesen zu sehen sind. Bücher kennzeichnen sie eindeutig als Evangelistensymbole. Nur der Johannes-Adler hält ein Schriftband mit den ersten Worten seines Evangeliums. Auf den Flügeln sind die Augen angedeutet, von denen die Vision in Offb 4 erzählt.

Die vier Lebewesen begleiten die machtvolle Erscheinung Gottes, die uns durch die Evangelisten vermittelt wird.

*Heinz Detlef Stäps*

## Und an Jesus Christus, seinen eingeborenen Sohn, unsern Herrn

**W**ie viele Worte, Worthülsen oder Wortfetzen dringen täglich auf uns ein? Mündlich oder schriftlich, gemurmelt, gesungen, geflüstert, geschrien. Aus dem offenen Fenster oder aus dem Fernseher, aus dem Radio oder aus dem Nebenzimmer, aus der Zeitung oder einem Buch, getwittert oder gepostet, geliked oder nicht. Aus dem Mund eines kleinen Kindes, des Partners, der müden oder der unermüdlichen Mutter. Aus dem Briefkasten oder aus dem Netz. Zu Wasser, zu Lande oder aus der Luft. So viele Worte. Manchmal leiden wir aber auch unter Wortarmut. Paradox: Wir drohen in der Wörterflut zu ertrinken, aber das Wort, das wir erhoffen, erhalten wir nicht. Das hören wir nicht. Es erhört uns nicht. Unser Glaubensbekenntnis, Wort vom Wort, braucht erstaunlich wenige Worte. Ist das achtlos oder schlicht genial, genial einfach? Ist es die Kürze – welcher Würze?

### *Leib und Leben*

„Wohnst du noch oder lebst du schon?“ Die Bauanleitungen bei Ikea sind auch wortkarg, ein paar Worte mehr wären manchmal schön. Aber dort geht es, auch wenn der bekannte Werbeslogan einen anderen Anspruch erhebt, dann doch nur um ein Billy-Regal mehr oder weniger und nicht geradewegs um Leib und Leben. Gar um das ewige Leben. Davon aber handeln präzise die christlichen Symbola. Darum geht es im Apostolischen Glaubensbekenntnis. Davon handelt der Christus-Artikel des Römischen Taufbekenntnisses.

### *Jesus und ich*

Dieses Glaubensbekenntnis war ursprünglich ein Frage- und Antwort-Spiel zwischen Täufling und Täufer, zwischen Täufling und aufnehmender Gemeinde, im Namen des dreieinigen Gottes. Höchstes Spiel, tiefster Ernst. Wie stehst du zu Jesus? Du, ja Du. Vorname, Nachname. Menschenkind, Gotteskind. Staub und Asche. Gottgewollt. Ebenbild. Seines. Im Glaubensbekenntnis begleiten den Namen Jesu alle christologischen Titel, die ihn unverwechselbar machen. Jesus, nicht Projektionsfläche einer Gruppe, einer Gesellschaft, eines Ich. Jesus, Gottes Christus und Sohn, unser Herr.

### *Jesus ist der Christus*

Jesus Christus – das ist doch der Name Jesu? Das meinen viele. Jesus Christus ist aber vielmehr ein Bekenntnis, das älteste uns bekannte Bekenntnis zu ihm: Jesus ist der Christus! Jesus Christus, wer dies sagt, beruft sich auf ein frühes Osterbekenntnis, wie es etwa bezeugt ist in Apg 2, 36. Christus, Christos, griechisch: der Gesalbte, ist die Übersetzung des hebräischen Wortes für Messias, maschiach. Jesus Christus heißt: Jesus (ist) der Messias. Sehr wahrscheinlich war dies keine Selbstaussage Jesu. Dazu war der zeitgenössische Messias-Titel zu missverständlich. Die Mainstream-Erwartung an einen Messias: dieser werde die Römer aus dem Lande vertreiben und das davidische Königtum wieder aufrichten. Jesus (ist der) Christus, Jesus (ist der) Messias, dieses Bekenntnis hätte vor Karfreitag und Ostern auf einen vorrangig politischen Befreier hingewiesen und damit die umfassende Gottes-Botschaft Jesu eingeeignet.

### *Messiasgeheimnis*

Darum gibt es im Markus-Evangelium das Messiasgeheimnis. Welche wunderbaren Dinge Jesus auch tut, wer auch immer es

bezeugen könnte: Erzählt niemandem etwas davon! Aber Moment einmal. Evangelium, frohe Botschaft? Und dann: Pssst! Stillschweigen bewahren? Wie passt das zusammen? Angesichts von wundersamer Heilung, von göttlichem Ruf durch Jesus aus dem Tod ins Leben? Markus ist davon überzeugt: Erst vom Ende des Weges her, erst nach dem alles durchkreuzenden Tod Jesu, ist das Bekenntnis zu ihm, dem Christus, gültig, führt es, dem Evangelisten zufolge, nicht in die Irre, sondern ins von Gott verheißene Leben, ins unvergängliche Licht.

### *Heute ist euch der Retter geboren*

Jesus rettet, in Gottes Namen. Er rettet aus der letzten Not, aus Todesnot. Er rettet nicht, weil er enorme Muskeln oder eine schwer bewaffnete Elitetruppe, ein messianisches SEK, um sich hätte. Er rettet, weil Gott retten will, und weil Gott bei ihm ist, weil er in ihm ist. Jesus rettet, er bietet sich als Retter an: allen. Aber Jesus ist nicht erst nach Kreuz und Grab und Osterlicht der Christus geworden. Lukas bezeugt in seinem Evangelium vom Krippenkind: „Heute ist euch in der Stadt Davids der Retter geboren; er ist der Christus, der Herr.“ (Lk 2, 11) Hier verkündigt also der Engel bereits im Neugeborenen den Auferstandenen, den Retter, den Herrn. Österliche Botschaft der nur vermeintlich kleinfamiliären Geburtsszene: Dieses Kind ist der Heiler, der Heiland aller Welt. Die Weihnachtsgeschichte birgt schon das Bekenntnis des Osterglaubens: Er ist der Messias, der Herr.

### *Wendepunkt Karfreitag*

Erst nach Ostern und nach dem Tiefpunkt des Karfreitags haben die Freunde Jesu gewagt, den Titel des Messias auf ihn zu übertragen. Missverständnisse, Kurzschlüsse lagen nun weitaus weniger nahe. Messias, aber ein anderer. Jesus, Maschiach, der Erhoffte, Ersehnte, Erwartete. Und doch – der ganz Andere.

Jesus, ganz anders, weil von Gott her. Weil Gott der Eine und Treue und der von jeher und von allen Ersehnte ist, und doch der Andere, der ganz Andere. Der Karfreitag ist die Katastrophe – und wird, im Wortsinne, der wundersame Wendepunkt.

### *Einziggeborener Sohn, unser Herr*

Jesus ist der eingeborene, der einziggeborene Sohn des Vaters. Der eine Sohn ist geboren aus Gott vor aller Zeit, aus Maria geboren in die Zeit. Frühestes biblisches Zeugnis führt uns in dieses Geheimnis ein. Nach dem Philipperbriefhymnus (Phil 2, 6–11) war Jesus von Anfang an und vor allem Anfang „Gott gleich“, in seiner, Gottes, Wirklichkeit wirklich, aus ihm, Gott, heraus wirksam, ohne an dieser Gleichheit sklavisch festzuhalten. Vielmehr hat er sie in wahrer Freiheit losgelassen, um uns Menschen willen Menschen- und Sklavenlos auf sich genommen, Leid und Tod am Kreuz. Gott selbst hat ihn darum über alle Namen erhöht, sodass das Bekenntnis möglich und sogar unausweichlich wird: „Jesus Christus ist der Herr“ – / zur Ehre Gottes, des Vaters.“ (Phil 2, 11)

*Susanne Sandherr*

## Was heißt „Herr“ für uns?

Vielleicht haben Sie dieses Weihnachtsvideo auch einmal gesehen? Mir wurde es vor Jahren zugeschickt, und es hat mich berührt. In diesem kleinen Filmchen stehen alltäglich aussehende Menschen, einer nach dem anderen mitten in einer Alltagssituation, im belebten Schnellrestaurant eines großen Einkaufszentrums, auf, um in aller Ruhe aus Händels „Messias“ zu singen. Wie kalkuliert auch immer meine Reaktion gewesen sein sollte, mir kamen die Tränen. Und das große, feierliche

„King of Kings“ und „Lord of Lords“ hat mich besonders bewegt.

### *Aller Herren Herr*

Jesus Christus, aller Herren Herr? Ist das in Zeiten – angeblich – flacher Hierarchien denn noch zeitgemäß? Jesus, der Messias, der Herr? Christus, der Herr, anders als die Herren? Das griechische Wort kyrios bzw. kyrie ist in hellenistischer Zeit die höfliche Anrede gegenüber (männlichen) Höhergestellten (vgl. Mt 9,28; Mk 7,28; Lk 7,6; Joh 20,15). In der antiken griechisch-römischen Gesellschaftsordnung steht kyrios für umfassende Verfügungsgewalt, die mit politischer Herrschaft einhergehen und sich noch über materielle Besitztümer und Grund und Boden hinaus auch auf Menschen erstrecken kann. Kyrioi, Herren, besitzen (Mt 18,23.34, Apg 16,16) Sklavinnen und Sklaven und entscheiden über das Leben derer, die für sie arbeiten (Mt 21,40 f.).

### *Jesus – Herr in einem neuen, absoluten Sinn*

Die Gemeinden, die Jesus als Messias Gottes bekennen, verkünden ihn in einem neuen, absoluten Sinn als den Herrn (2 Kor 4,5; Phil 2,11). Seine Herrschaft ist nicht nur aller anderen Herrschaft überlegen, sie weist diese vielmehr fundamental in ihre Schranken, stellt sie infrage, negiert ihren Anspruch auf Letztgültigkeit, ja hebt sie so im Letzten auf.

### *Befreiung von entfremdender Herrschaft*

Das Herrsein, die Herrschaft eines, dessen Leben dem eines Sklaven gleich (Phil 2,7), ist ein Paradox. Die gläubige und sehnstüchtige Anrufung des einen, des anderen Herrn (Offb 22,20) hofft auf Befreiung durch ihn, nicht von ihm (1 Kor 1,2). Die

Anerkennung seines Herrseins wird als Befreiung von der entfremdenden Herrschaft aller anderen Herren erfahren (Gal 5, 1). „Der Herr“ ist nicht der Komplize, auch nicht nur der Konterpart der Herren, wie wir sie kennen. Die Zugehörigkeit zum gott-menschlichen Herrn Jesus Christus befreit von der Herrschaft der Herren und führt hinein in eine Bindung und in eine Verbindlichkeit, die Freiheit nicht negiert, sondern voraussetzt, und die weiter geht und tiefer greift als aller von Herren ausgeübte Zwang.

### *Gott, der Herr*

Die Septuaginta, die Übersetzung der hebräischen Bibel ins Griechische, gibt das hebräische Wort adonaj (mein Herr), das für den alttestamentlichen Gottesnamen JHWH steht, mit kyrios wieder. Zugleich wird Jesus im Neuen Testament wiederholt kyrios genannt. Dass Jesus nicht einfach mit Gott, dem Herrn und Schöpfer aller Welt, identifiziert werden darf, sollte fraglos sein. Ebenso fraglos aber ist, dass sich im verbindlichen Bekenntnis „Jesus Christus ist der Herr“, im Kyrios-Titel Jesu, etwas von seiner unvergleichlichen Gottesnähe niederschlägt.

### *Macht euch nicht zu Sklaven von Menschen*

Jesus Christus ist der Herr – diese Urerfahrung der frühen Christen gilt es in jeder Zeit zur Geltung und zum Glänzen zu bringen. Eine überwältigende Erfahrung, eine Befreiungserfahrung, persönlich und existenziell und umfassend, eine Erfahrung, die nicht nur den Sonntag, den „Tag des Herrn“, sondern den Alltag erneuert. Wer in Freiheit Sklave des Herrn Jesus Christus geworden ist, wie es Paulus sagt, wurde um einen hohen Preis aus der Sklaverei freigekauft. „Macht euch nicht zu Sklaven von Menschen!“, mahnt darum der Apostel (1 Kor 7,23). Er meint und mahnt auch uns.

*Unser Herr kommt*

Das Unterscheidende, Unvergleichliche und Paradoxe des Herren-Titels Jesu muss also stets neu erschlossen werden, damit Jesus nicht mit „den Herren“ verwechselt werden kann; dies war und ist ein begründetes Anliegen auch feministischer Theologie. Allein „Herr, Herr“ zu sagen, ist missverständlich und reicht nicht aus, betont das Evangelium (Mt 7,21). Dass wirklich Christus unser Herr ist – zum Wohle der Menschen und „zur Ehre Gottes, des Vaters“ (Phil 2, 11) –, zeigt sich an der Art und Weise, wie wir miteinander leben, wie wir Beziehungen leben, wie wir mit Macht umgehen und mit Ohnmacht, mit eigener und mit fremder, wie wir Gesellschaft gestalten.

Schließen möchte ich mit einem Wort des evangelischen Pfarrers Martin Niemöller, das der katholische Theologe und Kurienkardinal Kurt Koch in diesem Zusammenhang zitiert: „Die Herren unserer Welt kommen und gehen‘ – und man darf selbstverständlich hinzufügen: Die Herren unserer Kirchen kommen und gehen – ‚Unser Herr kommt‘.“

*Dorothee Sandherr-Klemp*

## Der historische Jesus

Wer war Jesus von Nazaret wirklich und was wissen wir von ihm? Lange Zeit zweifelte niemand daran, dass die Berichte in den Evangelien eine Art protokollarischer Lebenslauf Jesu von Nazaret sind. Einige Widersprüche in den Darstellungen machten die Theologen allerdings stutzig und ließen ihnen keine Ruhe. Bestand nicht vielmehr ein großer Widerspruch zwischen dem, was sich historisch über Jesus ermitteln lässt, und dem Jesus, von dem Christen sagten, er sei der Christus und der Erlöser?

### *Der vergebliche Versuch der Leben-Jesu-Forschung*

Um die Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert machten sich Theologen daran, ein historisches Leben Jesu zu verfassen. Man suchte nach einer historischen Grundlage für den christlichen Glauben, nachdem durch die Aufklärung vieles ins Wanken gekommen war. Die meisten Theologen sahen aber das Leben Jesu durch ihre eigene Brille, und das Jesus-Bild trug letztlich die Züge ihrer eigenen Zeit und Theologie. Eine solche Erforschung des Lebens Jesu musste also scheitern. Albert Schweitzer hat die Geschichte dieser Forschung in einem großen Buch dargestellt und damit die Grabrede auf den Versuch gehalten, eine historisch gesicherte Biografie Jesu erstellen zu wollen. Denn letztlich sind alle Methoden und Fragestellungen stets ihrer Zeit unterworfen. Genauso wie auch die Autoren des Neuen Testaments selbst, die von dem erzählen, wie Jesus Christus ihr eigenes Leben verändert und geprägt hat. Die Evangelisten sind an Einzelheiten des Lebens Jesu nur bedingt interessiert. Sie schreiben keinen wissenschaftlichen Bericht, sondern wollen mit ihrer Darstellung missionarisch erzählen, was Jesus gesagt und getan hat.

### *Evangelien wollen keine Biografie sein*

Die Evangelien sind rund 40 Jahre nach dem Tod Jesu entstanden. Was sie berichten, ist auch ihnen schon überliefert worden. Und in dem, wie sie diese Tradition darstellen, setzen die Evangelisten jeweils eigene Akzente. Man muss also schon unterscheiden zwischen dem, was Jesus gesagt und getan hat, und dem, wie es die überliefernde Gemeinde nachher verstanden hat und in welche Situation hinein die Evangelien geschrieben worden sind. In der modernen Forschung wurden die Evangelien einer harten historischen Prüfung unterzogen. Diese hat erbracht, dass ein übertriebenes Misstrauen, man könne überhaupt nichts Historisches über Jesus von Nazaret sagen, völlig

unangebracht ist. So sind seine Herkunft aus Nazaret und sein öffentliches Auftreten im Alter von rund 30 Jahren wohl unbestritten. Ebenso werden der Prozess, den man Jesus machte, sowie seine anschließende Kreuzigung historisch nicht angezweifelt. Bei den Worten Jesu und erst recht bei den Wundern scheiden sich aber die Geister. Dies geschieht allerdings schon bei den Menschen, die Augenzeugen der Wunder wurden und Jesus vielmehr mit den dunklen Mächten im Bunde sahen (vgl. Lk 11, 14–23). Historisch ist eine Biografie Jesu also nicht fassbar, weil man es immer mit Darstellungen von „Betroffenen“, von „Begeisterten“ zu tun hat. Das Gesamtbild des Lebens kann die Forschung erkennen, die Einzelheiten aber exakt ausmachen, bleibt ihr verwehrt. Aber selbst wenn man die Lebensgeschichte Jesu bis ins Detail rekonstruieren könnte: Würde uns das zwingend zum Glauben führen? Vertrauen verlangt meine ganze Existenz und nicht bloß die Anerkennung historischer Ergebnisse. Und zu diesem Vertrauen wollen die Evangelien aufrufen, indem Menschen, die alles in ihrem Leben auf Jesus gesetzt haben, von ihm erzählen.

*Marc Witzenbacher*

## Wie schön leuchtet der Morgenstern

### Ein geistliches Liebeslied

*Den Text des Liedes finden Sie auf den Seiten 21 f. und 31 f.*

Im Gotteslob unter der Rubrik „Jesus Christus“ zu finden (357, vgl. KG 194), ist „Wie schön leuchtet der Morgenstern“ im Evangelischen Gesangbuch dem Fest Epiphania – Erscheinung des Herrn – zugeordnet (EG 70). Hier wie dort sind die sieben ursprünglichen Strophen aufgeführt; die Textfassung im Evangelischen Gesangbuch ändert den ursprünglichen Text ver-

schiedentlich ab, ist ihm aber noch näher als die Variante, die das Gotteslob bietet. Und doch geben beide Fassungen uns viel Ursprüngliches. Aus der Feder Philipp Nicolais (1556–1608), kämpferischer lutherischer Theologe, Pfarrer und fruchtbarer geistlicher Dichter in Unna, wo 1597 grausam die Pest wütete, später in Hamburg, stammt auch die eingängige, aber alles andere als banale, vielmehr inspirierend-überraschende, kongenial die Worte übersetzende und bestärkende Melodie.

### *Angesprochen*

Das Lied „Wie schön leuchtet der Morgenstern“ hat mich, wie das andere berühmte Nicolai-Lied „Wachet auf, ruft uns die Stimme“ (GL 554; KG 210; EG 147), schon als Kind angesprochen. Es hat zu mir gesprochen. Auch wenn ich es nicht so ausgedrückt hätte, habe ich in diesem Lied wohl dies erfahren: ein keinesfalls einsamer, sondern begleiteter, unendlich klarer Aufbruch, wiegend-wagende, erwartungsvoll freudige Bewegungen in einem, in einen sich groß öffnenden, hohen und weiten Raum, dynamisches, überraschungsreiches Spiel zwischen herausfordernder, überbordender Beschleunigung und feierlicher Getragenheit. Reiche, ruhige Festlichkeit und lebendigste, bewegt-bewegende, überschießende Freude!

### *Ich bin der strahlende Morgenstern*

Der schön leuchtende Morgenstern ist Jesus Christus. Am Ende des letzten biblischen Buches, der Offenbarung des Johannes, spricht Jesus: „Ich bin die Wurzel und der Stamm Davids, der strahlende Morgenstern.“ (Offb 22, 16) Verschiedene Motive des Liedes, die teils in den aktuellen Fassungen erhalten, so das „A und O“ der letzten Strophe (Offb 22, 13), teils getilgt sind, so der „Jaspis“ der dritten Strophe (Offb 21, 11), stammen aus dieser Schrift, zentral ist zweifellos das der Hochzeit. „Ich sah

die heilige Stadt, das neue Jerusalem, von Gott her aus dem Himmel herabkommen, sie war bereit wie eine Braut, die sich für ihren Mann geschmückt hat.“ (Offb 21,2)

### *Gestellt über den 45. Psalm*

Philipp Nicolai weist selbst auf einen weiteren biblischen Kontext, oder wohl genauer: Subtext, seines Liedes hin und erläutert es so: „Ein geistlich Braut-Lied der gläubigen Seelen / von Jesu Christo jrem himlischen Bräutigam: Gestellt vber den 45. Psalm deß Propheten Davids.“ Dieser Psalm war ursprünglich ein Psalm auf einen König, der Gott nahesteht und darum mit Glücksgütern beschenkt, ja sogar geradezu gott-gleich wird. Wie Gott selbst nämlich liebt er das Recht und hasst er das Unrecht. In seinem Königsamt, seinem herrscherlichen Handeln, lässt er sich allein von Gottes guter Lebensordnung leiten. Und zugleich feiert Psalm 45, in seiner nach dem Exil entstandenen Gestalt, die Hochzeit zwischen der Tochter Zion, Symbol Jerusalems, und Zions König-Messias, ja sogar dem Gott Zions selbst. Der Hebräerbrief – die biblischen Schriften sprechen nicht nur zu uns, sie sprechen miteinander – sagt dies demjenigen auf den Kopf zu, den Christen als Gesalbten, als Christus Gottes bekennen: „Du liebst das Recht und hasst das Unrecht.“ (Vgl. Hebr 1,8.9)

### *Der 45. Psalm, ein Liebeslied, ein Hochzeitslied*

Zugleich ist der 45. Psalm aber auch ein erotisch vibrierendes Lied, ein Liebeslied, ein Hochzeitslied. Und ein Trostlied, denn die Braut, Jerusalem, hat eine Zeit der Verlassenheit, der Schande und der Scham, der Todesnähe erlebt. Philipp Nicolais Lied ist von all dem inspiriert, vom 45. Psalm und von dem ihm verwandten Hohenlied, schließlich auch von der Offenbarung des Johannes, die mit beiden biblischen Texten im Gespräch ist. Die

christologische Deutung des 45. Psalms hat bereits der Hebräerbrief vollzogen. Philipp Nicolai schließt sich hier an. Die Kirche als Braut des Bräutigams Christus, auch diese Deutung kann auf eine starke biblische und nachbiblisch-christliche Auslegungstradition zurückgreifen. Schließlich ist auf den Strom augustini-scher und bernhardinischer Mystik hinzuweisen: Die einzelne Seele steht in einer bräutlichen Beziehung zu Jesus. Die Innigkeit dieser Liebe nimmt die Wonnen der Endzeit voraus; die imaginierten gottgewirkten, allumfassenden spirituellen Freuden verlangen Bilder der Innigkeit, Intensität und Nähe, wie sie wohl nur die Liebesmetaphorik bereitstellen kann.

### *Irritationen*

Doch gerade diese starke Metaphorik hat auch irritiert, hat aufklärerisch-moralistischen Argwohn auf sich gezogen. Dass sich das Ich des Gläubigen als Braut Christi imaginiert, dass die Liebe den Herrn Christus Jesus zum zärtlich und zum zarten Geliebten macht – die Urfassung spricht in Diminutiva etwa von Jesu „Äugelein“ (vierte Strophe) –, das erschien (und erscheint, katholischer- wie evangelischerseits) unpassend oder jedenfalls schwer vermittelbar.

Philipp Nicolais Lied versucht, auf dem hohen Niveau der geistlichen Erfahrungen des 45. Psalms, des Hohenliedes und der Offenbarung des Johannes zu seinen Zeitgenossen zu sprechen. Bei aller zu respektierenden Fremdheit zu einem geistlichen Autor des 16. Jahrhunderts: Nehmen wir seine dichterische und theologisch-spirituelle Kraft dankbar wahr, und entledigen wir uns ihrer und der Eigenart dieses Werkes nicht wie eines ein wenig peinlichen Verwandten. Ich jedenfalls kann ungebrochen an meine Begeisterung für das Lied aus Kindheitstagen anknüpfen. Trauen wir Philipp Nicolais schönem Glaubens-, Liebes- und Hoffnungs-Lied und uns etwas zu!

*Susanne Sandherr*

## Olympia Morata – eine Gelehrte im 16. Jahrhundert

Olympia Morata war zu ihrer Zeit eine Ausnahmerecheinung. Die außergewöhnlich begabte Frau, Dichterin, Humanistin und Sprachgelehrte, gehörte im 16. Jahrhundert zu den wenigen Frauen, die sich im fast ausschließlich von Männern beherrschten Lehrbetrieb der Universitäten einen Namen machen konnten. Und das auf besondere Weise, denn der vom Protestantismus überzeugten Italienerin Olympia Morata wurde 1554 an der Heidelberger Universität sogar ein eigener Lehrstuhl angeboten. Für damalige Verhältnisse geradezu eine Sensation.

### *Entdeckung als Wunderkind*

Olympia Fulvia Morata kam 1526 im Herzogtum Ferrara zur Welt. Ihr Vater, selbst hochgebildeter Lehrer und Erzieher am Hofe des Herzogs, machte aus seiner offensichtlich begabten Tochter eine „puella docta“, ein gebildetes Mädchen. Ein Idealbild, das viele Humanisten des 16. Jahrhunderts der sonst verbreiteten Sicht, nach der gebildete Frauen höchst verdächtig erschienen, entgegensetzen wollten. So unterrichtete Fulvio Pellegrino Morato seine Tochter Olympia in Latein und Griechisch sowie in klassischen Disziplinen der freien Künste. Und das mit Erfolg, denn Olympia entpuppte sich als ein Wunderkind. Bereits mit sechs Jahren konnte sie fließend schreiben und lesen, mit zwölf Jahren beherrschte sie Latein und Griechisch perfekt. Und darüber hinaus Grammatik, Rhetorik, Logik, Astronomie, Arithmetik und Geometrie. Mit 15 Jahren hielt Olympia Morata bereits Vorlesungen an der herzoglichen Akademie über Cicero und Homer, außerdem verfasste sie Gedichte – meistens in Altgriechisch. Über den Humanismus kam Olympias

Vater zum Protestantismus und war schon früh ein Anhänger der Schriften Zwinglis und Calvins. Das stieß am herzoglichen Hof nicht gerade auf Wohlwollen, zumal seine Tochter Olympia mittlerweile als Gesellschafterin und Studiengefährtin der künftigen Herzogin am Hof lebte. Als 1548 Olympias Vater schwer erkrankte, verließ sie den Hof, um ihn zu pflegen. Nach seinem Tod ließ man sie nicht mehr zurückkehren.

### *Hinwendung zur Reformation*

Der Tod ihres Vaters führte Olympia zu einer intensiven Auseinandersetzung mit der Theologie, und sie freundete sich ebenfalls mit den reformatorischen Gedanken an. Vor allem der Ruf der Reformatoren, zu den Quellen zurückzukehren und die Heilige Schrift möglichst in den Ursprachen zu lesen, überzeugte die begeisterte Humanistin. Diese Zuwendung machte es auch für sie zunehmend schwieriger, in Ferrara zu bleiben. So sah sie es als ein Geschenk Gottes an, dass sie den deutschen Arzt Andreas Gundler aus Schweinfurt kennenlernte, der in Ferrara seine Promotion erhielt. Sie heiratete ihn und wollte mit ihm nach Schweinfurt kommen. Tatsächlich gelangten sie schließlich nach Aufhalten in Augsburg, Kaufbeuren und Würzburg 1550 nach Schweinfurt, das 1542 zur Reformation übergetreten war. Ihr Mann wurde Stadtarzt, Olympia unterrichtete ihren jüngeren Bruder Emilio, der den beiden auf die Reise nach Deutschland gefolgt war. Daneben beschäftigte sie sich mit den reformatorischen Schriften, und bald war Olympias Haus ein Treffpunkt der geistigen und geistlichen Elite Schweinfurts.

### *Übersiedlung nach Heidelberg*

1553 wurde Schweinfurt im sogenannten Zweiten Markgrafenkrieg belagert und ausgehungert. Der Familie Olympias gelang die Flucht, auf der sie allerdings von Landsknechten ausgeraubt

und beinahe getötet wurde. Nur mit der Unterwäsche bekleidet und barfuß gelangten die drei schließlich nach Erbach im Odenwald, wo Andreas Gundler seine bereits geschwächte und erkrankte Frau pflegen konnte. Da der Graf von Erbach gute Beziehungen nach Heidelberg hatte, verschaffte dieser Gundler eine Professur in Medizin in Heidelberg. Die drei wagten also völlig mittellos einen Neuanfang in der berühmten Universitätsstadt. Doch der Start war schwierig. Andreas hatte noch kein Gehalt bekommen und musste sich Geld leihen, Olympia gab Privatunterricht in Griechisch. Und was noch schlimmer war: in Heidelberg wütete die Pest.

### *Für eine neue Rolle der Frau*

In Heidelberg wurde man schnell auf Olympia Morata aufmerksam und bot ihr sogar einen Lehrstuhl für Griechische Philologie an. Hätte sie angenommen, wäre sie die erste Frau überhaupt auf einem Lehrstuhl einer deutschen Universität geworden. Doch sie war zu schwach. Olympia starb am 26. Oktober 1555. Ihr Grab fand sie auf dem Friedhof der Heidelberger Universitätskirche. Über ihren Tod trauerten Humanisten in ganz Europa, viele Artikel würdigten ihre Gelehrsamkeit. Hatte doch Olympia Morata nicht nur erreicht, dass zahlreiche Werke der Reformatoren ins Italienische übersetzt wurden und so auch nach Italien gelangten. Sie hatte sich auch für mehr Selbstbestimmung der Frauen und Bildung für alle Schichten eingesetzt. Hinterlassen hat Olympia Morata aber nicht nur diesen Einsatz, sondern auch zahlreiche Werke mit Gedichten und Reden, aber auch Psalmenbearbeitungen und theologischen Essays. Bis heute berühren vor allem ihre geistlichen Texte, die das schlichte Gottvertrauen einer großen Gelehrten plastisch vor Augen führen.

*Marc Witzzenbacher*

## Jetzt ist die Zeit

Ein junger Mann wurde darauf angesprochen, ob er dann und wann einen Gottesdienst besuche. Er verneinte und sagte, das sei doch zwecklos. Er hat es wohl nicht so gemeint, doch er trifft das Entscheidende. Zeit, die ich mir für Gott nehme, dient keinem greifbaren Zweck. Im Gegenteil: diese Zeit ermöglicht, dass meine Wirklichkeit von Gott her Sinn empfängt. Doch sehen wir genauer hin. Wie erfahren wir Zeit? Gibt es ein Verständnis von Zeit, das für uns Christen besonders wichtig ist? Was kann ich konkret tun, damit ich Zeit für Gott habe?

### *Zeiterfahrung*

Normalerweise stellt man sich Zeit als einen Fluss von Sekunden, Stunden, Tagen, Jahren vor, der von Uhren gemessen wird. Zwischen Vergangenheit und Zukunft liegt, wie ein Nichts, ohne Ausdehnung, die Gegenwart. Doch genau darin spielt sich das Leben ab. Aus der Gegenwart greife ich zurück in die Vergangenheit, nehme Fäden wieder auf, entwerfe meine Zukunft. Das klingt recht aktiv, so als hätte ich mein Leben gestaltend im Griff. Doch da ist auch die andere Seite. Mein Leben ist bestimmt von Rhythmen, die ich nicht in der Hand habe – vom Rhythmus meines Herzschlags, meines Atmens. Auf seelischer Ebene wirkt manch ein Ereignis zeitlich ausgedehnt, eine Hochzeit, die für das eigene Erleben mehr Zeit-Raum beansprucht als vieles Andere, weniger Wichtige. Manche Momente sind derart aufgeladen, dass sie wie Inseln wirken in einem Meer verrinnender Zeit.

### *Messianische Zeit*

Die Zeit spielt im Neuen Testament eine besondere Rolle. Jesus verkündet zu Beginn seines öffentlichen Wirkens: „Die Zeit

ist erfüllt, das Reich Gottes ist nahe. Kehrt um, und glaubt an das Evangelium!“ (Mk 1, 15) Die Zeit ist erfüllt: der Moment, in dem Gottes verheißene Königsherrschaft Wirklichkeit wird, ist da. Im griechischen Urtext steht *kairós*, „Zeitpunkt, Termin, rechte Zeit“ – jenes Wort, das griechisch für jene Inseln verwendet wird, die herausragen aus der verfließenden Uhrenzeit (griechisch: *chrónos*). Nicht von ungefähr folgt gleich nach der Berufung der ersten Jünger (1, 16–20) Jesu Auftritt in der Synagoge von Kafarnaum: dort lehrt er mit Vollmacht – und wirkt seine erste Machttat, indem er einen Besessenen von dem unreinen Geist befreit (1, 21–28). In dem, was Jesus tut, zeigt sich, was er verkündet. Was die Propheten verheißten haben (vgl. Jes 61, 1–3 u. a.), findet in seinem befreienden, Leben neu ermöglichenden Tun Erfüllung. In Jesu Handeln kommt Gottes schöpferisch-erlösende Kraft mitten in dieser Welt zur Entfaltung.

Eine andere Stelle, die es in sich hat, steht im Ersten Korintherbrief. Zur Frage, ob man angesichts des bevorstehenden Endes noch heiraten solle, schreibt Paulus, die Zeit (auch hier: *kairós*) sei „zusammengedrängt“ (vgl. 1 Kor 7, 29). Eine schwierige, doch ausgesprochen wichtige Stelle. Recht überzeugend hat der italienische Philosoph Giorgio Agamben dargelegt, Paulus spreche von der *messianischen Zeit*, der Zeit also, die nach dem Anbruch der Erfüllung im Christusereignis bis zum Ende der Zeit und der Vollendung noch bleibt. Für uns heute schwer nachzuvollziehen; nach 2000 Jahren diese Zwischenzeit noch „zusammengedrängt“ nennen zu wollen, wirkt absurd. Dennoch: Für alle, die in Verkündigung, Wirken, Tod und Auferstehung des Messias Jesus den entscheidenden Schnitt in der Geschichte erkennen, steht das gute Ende, zu dem Gott seine Schöpfung führen wird, unverrückbar fest. So lässt sich die Zwischenzeit, in der wir als Glaubende leben, durchaus als endliche, geraffte Zeitspanne begreifen. Im Glauben an, in der Beziehung zu Gott leben heißt eben dies: wissen, dass die Ge-

stalt dieser Welt vergeht, und darum ihr nicht verhaftet sein (vgl. 1 Kor 7,29–31).

### *Beten ohne Unterlass*

An anderer Stelle schreibt Paulus der Gemeinde in Thessaloniki vom bevorstehenden Ende (1 Thess 5,1–11). Der „Tag des Herrn“ werde kommen wie ein Dieb in der Nacht und die Menschen überraschen wie die Wehen eine schwangere Frau (V. 2.3). Die Glaubenden aber könne der Tag nicht überraschen, denn sie seien Kinder des Lichts und des Tages (V. 4.5). Gott hat sie nicht für das Zorngericht bestimmt, sondern für das Heil – dank des Messias Jesus, der für sie gestorben ist, damit sie vereint mit ihm leben (V. 9.10).

Vereint mit Christus Jesus leben, *messianisch* leben – was das heißt, führt Paulus anschließend aus. Seine Hinweise gipfeln in den Worten: „Freut euch zu jeder Zeit! Betet ohne Unterlass! Dankt für alles; denn das will Gott von euch, die ihr Christus Jesus gehört.“ (1 Thess 5, 16–18)

Mut machen will Paulus, aufrichten, damit die Seinen in aller Bedrängnis, die sie erfahren, festen Grund unter den Füßen spüren. „Betet ohne Unterlass!“ fordert kein Leistungsdenken, sodass man ständig Gebete sprechen oder ein bestimmtes Pensum am Tag erledigen müsste. Nicht Überforderung, sondern das gerade Gegenteil hat Paulus im Blick: er sieht das Gebet als Ausdruck (und Weg zu) der messianischen Lebenshaltung, die er seiner Gemeinde wünscht. „Die Sehnsucht betet stets, auch wenn die Zunge schweigt“, sagt Augustinus. Ein Leben in Gottes Gegenwart, oder wie es die Bibel sagt: *vor Gottes Angesicht*, dazu lädt er seine Adressaten ein – und im Gebet schließt es sich auf.

## Übung und Struktur

Was das alles konkret für Menschen unserer Tage heißen kann? Fremd mag vieles erscheinen. Doch auf die Übung kommt es an! Sich in eine messianische Haltung hineinleben, wie Paulus sie zeichnet: das beginnt im Kleinen. Unscheinbare Momente wahr- und ernst nehmen, die Blume am Wegrand, den Schmetterling, der sich kurz in mein Zimmer verirrt und gleich wieder nach draußen entschwindet. Gott kommt auf uns zu!

Der Sehnsucht Raum geben. Angeregt vielleicht durch das Gebetsläuten dreimal am Tag – sich mit dem Kreuz bezeichnen, ein Vaterunser, den Angelus beten. Möglich, dass ich erfahre: Es hat Sinn, das zu tun. Auch ohne dass sich das Hochgefühl der Nähe einstellt – weil Gott es ist, auf den ich harre. Weil ich klarer sehe, was zu tun ist, wo ich dem Reich Gottes dienen kann. Wenn ich ab und an dazu komme, einen Psalm zu rezitieren, ein Morgen- oder Abendlob zu halten, um mir die Taten Gottes zu vergegenwärtigen, wird sich etwas ändern, werden sich Eindrücke mitteilen, Bibelverse einprägen, die mich spüren lassen, was es heißt, in Gottes Zeit zu leben.

*Johannes Bernhard Uphus*

## Heilige des Monats: Adelheid von Vilich

Die heilige Adelheid, die besonders im Erzbistum Köln verehrt wird, ist wohl die erste Bonnerin, von der sich eine ausführliche Biografie rekonstruieren lässt. Sie wurde zwischen 965 und 970 als jüngstes Kind einer adeligen Bonner Familie geboren. Bereits als Kind trat sie in das Kölner Stift Sankt Ursula ein. Sie war sehr fleißig und fiel durch ihr großes Interesse an Bildung auf. Nach dem Tod des einzigen Sohnes ihrer Eltern

gründeten diese in Vilich bei Bonn ein Frauenkloster, um dort ihr Erbe sinnvoll einzusetzen und ihrer begabten Tochter ein Auskommen zu sichern. So wurde Adelheid dessen erste Äbtissin. Entgegen dem Willen ihrer Eltern, die in dem Kloster eigentlich eine sehr strenge Regel einführen wollten, lebte Adelheid wohl auch aufgrund ihrer Kölner Erziehung nach der liberaleren Regel des heiligen Benedikt, die sie auch zur Grundlage des neuen Klosters machte.

### *Das Quellwunder der Adelheid*

Überhaupt hat sich Adelheid entgegen den Vorstellungen ihrer Zeit sehr für die Selbstständigkeit der Frauen eingesetzt. So legte sie großen Wert auf die Bildung ihrer Mitschwestern und engagierte sich besonders im sozialen und caritativen Bereich. Legendär ist Adelheids Wirken in Pützchen, einem Ortsteil von Bonn, wo sie während einer Dürre eine Quelle zum Sprudeln gebracht haben soll. Ihr Ruf als umsichtige Frau und geistliches Vorbild eilte ihr voraus, sodass sie auf Drängen Heriberts, des damaligen Erzbischofs von Köln, zusätzlich auch die Leitung des Stifts Sankt Maria im Kapitol in Köln übernahm. Dort starb Adelheid an einem 3. Februar, am Fest des heiligen Blasius, vermutlich im Jahr 1015. Auf Drängen der Vilicher Schwestern hin wurde Adelheid aber in Vilich bestattet, ihrem Wunsch entsprechend nicht in der Stiftskirche, sondern bescheiden im Kreuzgang.

### *Frühe Verehrung der Adelheid*

An ihr Grab in Vilich pilgerten sehr früh schon zahlreiche Menschen, um auf ihre Fürsprache hin Heilung von ihren Gebrechen zu erlangen. Der Überlieferung nach sollen sich einige Wunder ereignet haben. Das Vilicher Kloster war diesem Andrang aber nicht gewachsen, sodass der Leichnam Adelheids nicht nur

in die Kirche umgebettet, sondern auch eine deutlich größere Kirche errichtet wurde. Im Lauf der Zeit ging die Verehrung Adelheids allerdings zurück. Ihre Gebeine wurden in die Adelheidiskapelle gebracht. Bei der Altarweihe des Kapellenraums im Jahre 1222 ist schon vom Altar der „heiligen Adelheid“ die Rede, sodass man davon ausgehen kann, dass sie bereits vor diesem Datum heiliggesprochen wurde. Eine Beteiligung Roms an einer Kanonisation war zu dieser Zeit noch nicht notwendig.

### *Pilgerfahrten nach Pützchen*

Mitte des 17. Jahrhunderts wurde Pützchen, die Stätte des Quellwunders der Adelheid, Ziel für Wallfahrten und Pilgerreisen. Adelheid wurde wegen des heilsamen Wassers ihrer Quelle besonders bei Augenleiden angerufen. Später siedelte sich dort auch ein Karmeliter-Konvent an, der die Wallfahrer seelsorglich betreute. Der „Pützchens Markt“ in Bonn, bis heute einer der größten Jahrmärkte in Deutschland, ist wohl vor dem Hintergrund der Pilgerfahrten entstanden. Vilich verlor schließlich seine Bedeutung, zumal man nach der Öffnung des Sarkophags der Adelheid feststellen musste, dass er leer war. Möglicherweise sind ihre Gebeine im Truchsessischen Krieg gegen Ende des 16. Jahrhunderts verloren gegangen. Als 1897 eine neue Pfarrkirche in Pützchen geweiht werden sollte, fiel auf, dass Adelheid nicht im offiziellen Heiligenkatalog verzeichnet war. Viele Jahrzehnte bemühte sich daher das Erzbistum, eine förmliche Kanonisation zu erreichen, bis der Heilige Stuhl im Jahr 1966 den Kult bestätigte. Im Jahr 2008 wurde Adelheid neben den römischen Märtyrern Cassius und Florentius zur dritten Stadtpatronin von Bonn erhoben. Ihr Festtag wird am 5. Februar begangen.

*Marc Witzenbacher*

# MAGNIFICAT

## DAS STUNDENBUCH

März 2017

*Das Apostolische Glaubensbekenntnis*  
Empfangen durch den Heiligen Geist,  
geboren von der Jungfrau Maria

Der Gott Jesu Christi, unseres Herrn,  
der Vater der Herrlichkeit,  
gebe euch den Geist der Weisheit und  
Offenbarung, damit ihr ihn erkennt.

*Brief an die Epheser – Kapitel 1, Vers 17*

VERLAG BUTZON & BERCKER KEVELAER

**MAGNIFICAT. Das Stundenbuch,**  
© **Butzon & Bercker GmbH, Kevelaer**

Liebe Leserinnen und Leser!

Es war vor fast zehn Jahren, in meiner Münchner Zeit. Im Herbst fanden jedes Jahr die Vorbereitungsexerzitionen statt für alle, die in den Gemeinden des Erzbistums in der nächsten Fastenzeit die Exerzitionen im Alltag leiten würden. In dem betreffenden Jahr stand das Herzensgebet im Mittelpunkt (siehe S. 366); für viele Teilnehmer ein Novum. Ich meine, es sei etwa in der Mitte der vierwöchigen Vorbereitungszeit gewesen; alle Teilnehmenden hatten schon Erfahrungen mit der täglichen Stillen Zeit gesammelt. Bei einem der wöchentlichen Treffen hatten wir uns darüber ausgetauscht. Nicht mehr so sehr die Schwierigkeiten standen im Vordergrund, etwa die, mit den ewig kreisenden Gedanken fertig zu werden. Von verschiedenen Seiten war zu hören, wie tief das Erlebnis der Klarheit, der reinen bewussten Präsenz gewesen sei, das sich im besten Fall einstellen kann. Dies griff der Leiter auf und schlug eine Verbindung zu Mariä Verkündigung: „Man muss wohl“, so ungefähr waren seine Worte, „ein wahrhaft reines, ein jungfräuliches Herz haben, um in dieser Lage, zu dieser Botschaft Ja sagen zu können.“

Dieser eine Hinweis hat mir damals einen Zusammenhang neu erschlossen, der es in sich hat, den Zusammenhang vom Wirken des Geistes; von der Schau Gottes, wie sie Jesus in der Bergpredigt jenen verheißt, die reinen Herzens sind; und von der Fleischwerdung des Wortes in der jungfräulichen Mutter. Es geht um das, was auch an uns geschehen soll und wozu jegliches geistliche Tun uns helfen will: „Allen..., die ihn aufnahmen, gab er Macht, Kinder Gottes zu werden, allen, die an seinen Namen glauben, die ... nicht aus dem Willen des Fleisches, ... sondern aus Gott geboren sind.“ (Joh 1, 12–13)

*Ihr Johannes Bernhard Uphus*

# ZUM TITELBILD

## Verkündigung

Albani-Psalter, St. Alban's, Hertfordshire, Anfang 12. Jahrhundert, Dombibliothek Hildesheim, HS St. God. 1 (Eigentum der Basilika St. Godehard), Seite 19

© Dombibliothek Hildesheim

Der Albani-Psalter enthält als Kernstück die 150 Psalmen, davor aber befinden sich ein Kalender und 40 ganzseitige Miniaturen ohne Text (in dieser Reihe ist unser Titelbild enthalten). Weitere Texte und Miniaturen zeigt er vor und hinter dem Psalterium.

Die verschiedenen Teile des Albani-Psalters sind wahrscheinlich nicht zeitgleich entstanden. Sicher ist er in der Abtei von St. Alban's in Hertfordshire, nördlich von London, im Auftrag von Abt Geoffrey geschaffen worden. Diesen verband eine intensive geistliche Freundschaft mit der Einsiedlerin und späteren Priorin Christina von Markyate, für die er den Codex anfertigen ließ und vermutlich Teile selbst geschrieben hat. Wahrscheinlich ist das Buch nach 1121 entstanden, als die beiden sich kennenlernten. Ihr Gelübde legte Christina um 1131 ab, was der Anlass für die Fertigstellung des Buches gewesen sein mag.

Es kam wahrscheinlich im 17. Jahrhundert in die Abtei Lamspringe, südlich von Hildesheim, die 1643 von vertriebenen englischen Benediktinern besiedelt wurde. Hierzu gibt es einen Eintrag auf dem Vorsatzblatt, der 1657 datiert ist. Mit der Säkularisation wurde 1803 auch das Kloster Lamspringe aufgelöst, und die Handschrift gelangte in die Basilika St. Godehard (ehemaliges Benediktinerkloster in Hildesheim), der es noch heute gehört. Betreut und verwaltet wird der Psalter aber von der Dombibliothek in Hildesheim.

Unser Titelbild zeigt die Verkündigung der Geburt Jesu an Maria. Erschrecken kennzeichnet die Haltung der Frau, die zur Mutter Gottes werden soll.

*Heinz Detlef Stäps*

## Mir geschehe, wie du gesagt hast

### Lk 1,26–38

Da der Albani-Psalter die 150 Psalmen enthält und zusätzlich einige liturgische Texte und Gebete, findet sich das Evangelium der Verkündigung an Maria in diesem Buch nicht. Die entsprechende Miniatur ist im textlosen Teil von 40 Miniaturen zu finden, welche die Heilsgeschichte vom Sündenfall bis zum Pfingstereignis darstellen (wobei der Viola spielende David den Abschluss bildet und den Übergang zu den Psalmtexten herstellt). Mit der Miniatur der Verkündigung beginnt der neutestamentliche Zyklus; sie steht der Vertreibung Adams und Evas aus dem Paradies im geöffneten Buch direkt gegenüber.

#### *Botschaft von Gott – menschlich empfangen*

Der Engel Gabriel und Maria sind im Albani-Psalter nebeneinander vor himmelblau gefüllten Fenstern mit grüner Rahmung gezeigt. Maria sitzt auf einem Thron mit Sitzkissen und Fußschemel; ein Baldachin überragt sie und unterstreicht ihre Bedeutung. Durch die frontale Darstellung und die leicht gespreizten Knie erhält ihre Gestalt zusätzlich Gewicht. Trotz der sitzenden Haltung überragt sie den Engel leicht. Sie hält ein geöffnetes Buch in der Linken auf ihrem Schoß, das Linien zeigt, aber keine Schrift. Da andere Miniaturen der Handschrift geöffnete Bücher immer beschrieben zeigen, sollte die Schrift wohl noch ergänzt werden, was aber versäumt wurde. Die „lesende Annunciata“ stellt, laut Otto Pächt, im 12. Jahrhundert noch eine Rarität dar, vielleicht ist es sogar eine Neuerfindung des Buchmalers, den die Forschung mit dem Notnamen „Alexis-Meister“ bezeichnet, da er die Vita des heiligen Alexis im selben Buch bebildert hat. Erst im weiteren Verlauf des Mittelalters verbreitete sich das Motiv des geöffneten Buches bei der Ver-

kündigung, das Maria als offen für Gott kennzeichnet, da sie in sein Wort vertieft ist, als der Engel sie besucht.

Dahinter steht aber sicher auch, dass es sich bei dieser Handschrift um das Wort Gottes in Gestalt der 150 Psalmen handelt, in der Christina von Markyate lesen wird. Und tatsächlich gibt es eine Lebensbeschreibung, die sie in ihrer Zelle sitzend mit dem Psalter beschreibt, „der für ihren Gebrauch zu jeder Stunde des Tages offen auf ihrem Schoß lag“ (*C. H. Talbot, The life of Christina of Markyate, S. 99*).

Auf der anderen Seite wird Maria aber in dieser Miniatur erschrocken gezeigt, fast ängstlich. Sie hebt die Rechte mit der geöffneten Handfläche zum Betrachter vor ihre Brust, was abwehrend wirkt. Sie scheint die Schultern hoch- und den Kopf einzuziehen. Wir finden diese Haltung Marias ja auch im Text: „Sie erschrak über die Anrede“ (Lk 1,29); „fürchte dich nicht, Maria“, fordert der Engel sie auf (Lk 1,30), und Maria entgegnet auf die Botschaft von Gott zunächst mit dem Einwand, dass sie mit keinem Mann zusammen ist (vgl. Lk 1,34). Ernst schaut sie im Bild dem herannahenden Engel entgegen.

Dieser ist in Schrittstellung halb seitlich gezeigt. Der Kopf ist im Profil dargestellt und ganz auf Maria hin ausgerichtet. Wie diese ist auch der Engel mit einem goldenen Heiligenschein ausgezeichnet; die Flügel rahmen ihn effektiv ein. Er trägt eine filigrane Engelskrone im Haar. Hinter ihm wächst (auf der Innenkarte zu sehen) eine ornamental aufgefasste Pflanze hervor, die an den Sündenfall von Adam und Eva und den Baum der Erkenntnis auf der Vorderseite des vorigen Blattes erinnert. Maria wird somit als die neue Eva apostrophiert, mit der Verkündigung beginnt die Überwindung des Sündenfalls. Der Engel rafft mit der Linken sein Obergewand, während er sich mit der Rechten im Sprechgestus an Maria wendet. Zwischen ihm und dem grünen Mittelbalken ist eine weitere Pflanzenform zu erahnen, die aber wie der blaue Hintergrund nicht mehr vollständig erhalten ist. Sie erinnert an den Botschafterstab, den

Gabriel auf vielen anderen Darstellungen in der Hand trägt. Die gesamte Szene wird oben mit einem roten Balken abgeschlossen und von einem aufwendigen Rahmen mit Mäanderbändern und Vogelmotiven umschlossen.

### *Der Heilige Geist*

Doch wo ist der Heilige Geist, der uns beim Monatsthema „empfangen durch den Heiligen Geist“ besonders wichtig ist? Er ist kaum zu sehen, doch er ist da: Vom Mund des Engels gehen feine weiße Linien in Richtung des Kopfes der Gottesmutter. Es ist sein Atem, der Hauch seines Mundes. Im Hebräischen meint „ruach“ Atem, aber auch Geist. Wir sind es eher gewohnt, uns den Heiligen Geist als Taube vorzustellen, wie es von der Taufe Jesu berichtet wird: „Der Heilige Geist kam sichtbar in Gestalt einer Taube auf ihn herab“ (Lk 3, 22). Hier aber ist dieses Motiv im Text nicht vorhanden, der Engel sagt nur: „Der Heilige Geist wird über dich kommen“ (Lk 1, 35). Trotzdem ist die Taube im Bild zu sehen, wenn auch nur angedeutet: Im blauen Feld zwischen den Augen Marias und den gehauchten Linien des Engels können wir ein weißes, filigranes Wesen sehen. Maria blickt diese Geistesgestalt direkt an. Interessant ist, dass nach der Lebensbeschreibung Christinas von Markyate eine Taube vor ihrer Geburt erschien, die sich im Ärmel ihrer Mutter einnistete und sich streicheln ließ (*C. H. Talbot, The life of Christina of Markyate, S. 34–35*). Es ist nicht auszuschließen, dass solche Geschichten über die Priorin Christina auch die Miniatur des Alexis-Meisters beeinflussten, da er sie ja für Christina malte.

Wenn wir am 25. März das Hochfest der Verkündigung des Herrn feiern, dann können wir dieses Bild anschauen und uns in die realistische Darstellung der Maria vertiefen, die vor der Botschaft des Engels erschrickt und sich fürchtet. Das Leben einer jungen Frau wird hier von Gott auf den Kopf gestellt. Alle Pläne, die sie vielleicht hatte, werden durchkreuzt. Alles

kommt ganz anders. Und doch kann Maria sich durchringen, den Plänen zuzustimmen, die Gott mit ihr hat. Sie kann Ja sagen und sich ganz in Gottes Hände legen: „Ich bin die Magd des Herrn; mir geschehe, wie du gesagt hast“ (Lk 1,38). In dieser Fähigkeit, sich ganz dem Willen Gottes zu überlassen, ist sie Vorbild für alle Glaubenden.

*Heinz Detlef Stäps*

## Empfangen durch den Heiligen Geist, geboren von der Jungfrau Maria

Die für das Verständnis der christlichen Heilsgeschichte so wichtigen Klauseln im zweiten Artikel unseres Apostolischen Glaubensbekenntnisses: „empfangen durch den Heiligen Geist, geboren von der Jungfrau Maria“ lauteten zuerst: „geboren aus Heiligem Geist und der Jungfrau Maria“. Dort ein Nebeneinanderstellen, „und“, hier eine Gegenüberstellung dessen, was von Gott kommt: „empfangen durch den Heiligen Geist“, und dessen, was vom Menschen kommt: „geboren von der Jungfrau Maria“. Doch hier wie dort ist die Inkarnationsaussage des Bekenntnisses zweipolig, sie umfasst einen göttlichen Pol, „Heiliger Geist“, und einen menschlichen Pol, „Jungfrau Maria“. Die spätere, uns vertraute Fassung, „empfangen durch den Heiligen Geist, geboren von der Jungfrau Maria“ akzentuiert diese Zweipoligkeit: Die irdische Existenz Jesu Christi ist ganz und gar von Gott her begründet und in ihm gegründet, sie ist aus Heiligem Geist, und zugleich ist sie eine wahrhaft menschliche Existenz, ihr Anfang ist das Geborenwerden des Heilands von einer Frau, der jüdischen Mutter Maria. Menschwerdung wird verbindlich als ein Geschehen ausgesagt, das wahrhaft göttlich und, nach Gottes Willen und getragen von ihm, wahrhaft menschlich ist.

### *Kennzeichen und Gewähr der Menschheit Jesu*

In der Geburt aus der Jungfrau Maria hat die Kirche der ersten Jahrhunderte das Kennzeichen und die Gewähr der wahren Menschheit Jesu erblickt und festgehalten, gegen Strömungen, die eine wirkliche menschliche Geburt des Erlösers nicht wahrhaben wollten. Der Schweizer katholische Theologe und Kurienkardinal Kurt Koch wies darauf hin, dass vielen Christen

heute „die Rede von der Jungfrauengeburt die wahre Menschlichkeit Jesu gerade zu gefährden scheint“. Demgegenüber ist es wichtig, daran zu erinnern, dass im Römischen bzw. Apostolischen und im Großen Glaubensbekenntnis die Aussage „geboren von der Jungfrau Maria“ die Menschheit Jesu nicht verdunkeln, sondern gegen Anfechtungen und Zweifel betonen und ins rechte Licht setzen will.

### *Wer ist Jesus Christus?*

Der ausführlichste Teil des äußerst dichten und prägnanten Glaubensbekenntnisses ist der christologische Artikel. Wer ist Jesus Christus? Um diese Frage haben die Theologen der ersten Jahrhunderte intensiv und oft auch hart gerungen. Dass in Jesus von Nazaret Gott selbst in die Menschenzeit und -welt eintritt, dass das ewige Wort für uns und um unseres Heiles Fleisch wird und Mensch, dass der Sohn Gottes in Jesus auf uns zukommt und unser Bruder wird, Menschen- und Todeslos mitträgt und zugleich davon erlöst, diese befreiende, aufrüttelnde und bestürzende Erfahrung wollte ermessen, in ihrer Unbegreiflichkeit begriffen und, ohne das eine oder das andere zu verkürzen oder zu beschädigen, in den Gottesglauben Israels integriert werden. Die biblisch begründete Glaubensaussage des Bekenntnisses „geboren aus Heiligem Geist und der Jungfrau Maria“ bzw. „empfangen durch den Heiligen Geist, geboren von der Jungfrau Maria“ war dazu ein wichtiger Baustein.

### *Die lichte Wolke*

„Der Heilige Geist wird über dich kommen, und Kraft des Höchsten wird dich überschatten“, heißt es im Lukas-Evangelium (Lk 1,35). In biblischer Sprache wird hier Gottes helfende, rettende und doch verborgene Gegenwart angekündigt. Im

Alten Testament wird die hilfreiche und mitgehende Gottesgegenwart wiederholt im Bild der lichten Wolke ausgesagt, die in Exodus 34,34 das „Offenbarungszelt“ bedeckt, sodass die „Herrlichkeit des Herrn“ die Wohnung erfüllt. Maria, so eine traditionsreiche Deutung, lässt sich gerade so von der verborgen offenbaren Herrlichkeit Gottes erfüllen.

### *Leibhaftiges Zeichen des neuen Anfangs durch Gott*

Biblich ist auch das Motiv der unerwarteten, der schon nicht mehr erwarteten, der unwahrscheinlichen Geburt. Gott schenkt ein Kind, Gott schenkt Leben und Zukunft, wo nach menschlichem Dafürhalten Kind, Leben und Zukunft nicht mehr zu erwarten waren, man denke an die biblischen Ahnfrauen Sara, die Frau des Manoach im Richterbuch, an Hanna und Elisabeth. „Empfangen durch den Heiligen Geist, geboren von der Jungfrau Maria“ – dieses auf dem Zeugnis des Matthäus und des Lukas aufruhende Glaubensbekenntnis übertrifft noch das Bekenntnis zu den unbegreiflichen Lebensgeschenken von Gott her, die Sara und ihren Schwestern und mit ihnen, durch die Geburt von Rettergestalten, dem ganzen Volk zuteilwurden. Gott setzt wundersam einen neuen Anfang, auf den niemand hoffen konnte. Denn bei Gott, dem schöpferischen Gott des Liebeswillens und der Lebensfülle, ist kein Ding unmöglich.

### *Bekanntes Geheimnis*

Glaubensbekenntnis und Glaubensgeheimnis brauchen einander und verweisen aufeinander; sie schließen sich nicht aus. Kurt Koch spricht in diesem Sinne von dem Glaubensgeheimnis, „dass ein Mensch, nämlich die jüdische Frau Maria, Mutter eines Menschen sein kann, der Sohn Gottes genannt wird, und dass somit die Mutterschaft Marias Zeichen und Werkzeug der

letztgültigen Selbstmitteilung Gottes an seine Menschheit und der Einwohnung des Heiligen Geistes in unserer Welt sein durfte“.

### *Keine „Heilige Hochzeit“*

„Empfangen durch den Heiligen Geist, geboren von der Jungfrau Maria.“ Jesus kommt ganz von Gott her und hat doch eine wahrhaft menschliche Herkunft. Von der religionsgeschichtlichen Vorstellung einer „Heiligen Hochzeit“ zwischen Himmel und Erde ist das Bekenntnis: „empfangen durch den Heiligen Geist, geboren von der Jungfrau Maria“ denkbar weit entfernt. Insofern hat die frühe Formulierung: „Geboren aus Heiligem Geist und aus der Jungfrau Maria“ auch ihre Stärke, da sie auf keinen Fall als mythische Aussage über eine göttliche Zeugung missverstanden werden kann.

Ob das jüngere oder das ältere Bekenntnis zur Inkarnation, beide bringen zur Sprache, was Kurt Koch so formuliert: „Das Leben und Wirken Jesu weisen deshalb eine derart schöne Melodie auf, weil ihr Notenschlüssel der Heilige Geist ist.“

*Susanne Sandherr*

## Für eine neue Liebe zu Maria

Für eine neue Liebe zu Maria“. Unter diesem Titel erschien vor über 30 Jahren ein Bändchen, das zwei unterschiedliche und doch zusammenstimmende, gehaltvolle Beiträge vereinte. Der eine stammte aus der Feder Karl Rahners SJ (1904–1984), des in seiner profunden Kirchlichkeit und geistigen Unbestechlichkeit großen katholischen Theologen des 20. Jahrhunderts, der andere von Marianne Dirks (1913–1993), erste Präsidentin

der Katholischen Frauengemeinschaft Deutschlands (kfd), zeit-  
lebens engagiert für die religiöse Bildung und Befähigung von  
Frauen, von deren Verantwortung für den Heilsauftrag der Kir-  
che sie zutiefst überzeugt war.

### *Mut zur Marienverehrung*

Rahners Beitrag ist überschrieben: „Mut zur Marienverehrung. Anthropologische und glaubensmäßige Zugänge zur heilsge-  
schichtlichen Bedeutung Marias“. In den letzten Jahrzehnten  
hätten „der Eifer und die Ausdrücklichkeit der Verehrung Mari-  
ens sehr große Schwankungen erfahren“. Seit der feierlichen  
Definition der Aufnahme der hl. Jungfrau mit Leib und Seele in  
die Herrlichkeit Gottes sei insgesamt ein Rückgang der kirch-  
lichen Marienverehrung zu bemerken. Andererseits habe das  
Konzil eine Mariologie in der Kirchenkonstitution vorgelegt  
und dort auch einen eigenen Abschnitt über „die Verehrung  
der seligen Jungfrau in der Kirche“ aufgenommen. Zudem sei-  
en inzwischen neue theologische und spirituelle Ansätze zum  
Verständnis des Mariendogmas und der Marienverehrung vor-  
gelegt worden, wobei man sich bemühe, sich „ebenso jeder fal-  
schen Übertreibung wie zu großer Geistesenge bei der Betracht-  
ung der einzigartigen Würde der Gottesmutter sorgfältig zu  
enthalten“. (Zweites Vatikanisches Konzil, Kirchenkonstitution  
*Lumen Gentium* VII, 67)

### *Das Christliche existenziell realisieren*

So gewiss in der Marienverehrung immer a u c h humane Ins-  
pirationen wirkten – die „Verehrung der Frau, der Mutter, der  
reinen Jungfrau“ –, so gewiss hat die „christliche und echt ka-  
tholische Marienverehrung ... viel tiefere Wurzeln im Eigen-  
lichen der christlichen Botschaft“. Auch wenn die Rückbildung  
von Auswüchsen und falschen Akzentuierungen zu begrüßen

sei, sieht Rahner doch im Rückgang der Marienfrömmigkeit v. a. „eine Anzeige für einen Rückgang in unserer Fähigkeit, das eigentlich Christliche existenziell und religiös zu realisieren“.

### *Lebendige Beziehung zu den Toten*

Rahner fragt nun, zunächst überraschend, nach unserem Verhältnis zu unseren Toten. Die katholische Lehre von der Gemeinschaft der Heiligen ruht ja darauf, dass „wir in unserem religiösen Leben es fertigbringen ..., eine lebendige Beziehung zu einem lebendigen, ja endgültig vollendeten Menschen zu realisieren, auch wenn er ... in eine unendliche Ferne entrückt zu sein scheint“. Es geht um unsere Beziehung zu den Toten, die bei Gott leben. Aber hier fühle der heutige Mensch eine Schwierigkeit, die früher offenbar weniger empfunden wurde: Verschwinden die vollendeten Toten nicht in des unendlichen und unbegreiflichen Gottes „Namenlosigkeit und Unverfügbarkeit“? Nein, antwortet Rahner entschieden. Auch wenn „diese Botschaft unseren Geist und unser Herz zu überanstrengen scheint“, ist doch beides in Einheit wahr, dass „Gott alles in allem ist und dass dennoch dann, wenn er in seiner Absolutheit wirklich bei uns angekommen ist, wir gerade so bestehen und vollendet werden“. Heiligenverehrung sei so im eigentlichen Sinne Gottesverehrung, unvermischt und ungetrennt. Als Christen dürfen wir glauben, dass wir Gott dort finden können, „wo man dem begnadeten, erlösten und vollendeten Menschen begegnet“. Wenn es also ein Finden Gottes im geliebten, von Gottes ureigener Wirklichkeit erfüllten Menschen gibt, „so gilt das natürlich vor allem einmal von der heiligen Jungfrau und Mutter Jesu, der Gebenedeiten unter den Frauen, die nach dem Wort der Schrift von allen Geschlechtern heilig zu sprechen ist“.

*Weiter entfalten*

Der von Rahner geforderte „Mut zur Marienverehrung“ hat schließlich auch Folgen für die Frage der Gleichwertigkeit von Mann und Frau. Die traditionelle katholische Theologie, so Rahner, habe „in ihrer Mariologie die Eigenart und Einmaligkeit der Frau im Allgemeinen schon gewürdigt und muss diesen ihren marianischen Grundansatz nur noch weiter und unbefangener als bisher im Ganzen der Theologie und des christlichen Lebens entfalten“.

*Schwester im Glauben*

Marianne Dirks Beitrag bringt marianische Lebens- und Glaubenserfahrungen persönlicher zur Sprache: „Königin, Magd oder Schwester im Glauben?“ Auch sie erkennt einerseits eine Abkühlung der Marienverehrung, zugleich aber auch Impulse der Neubelebung, die sie nun kritisch sichten will. Gegen eine vorrangige Deutung von Maria „als Repräsentantin des Weiblichen in der Kirche“ verweist sie mit Papst Johannes Paul I. darauf, „dass wir das Weibliche auch in Gott selber suchen dürfen und müssen“. Hingegen würdigt Dirks jüngere Zugänge, die Maria „im Lichte der Heiligen Schrift als die Erste der neutesamentlich Glaubenden, als unsere Schwester im Dunkel und in der Helle des Glaubens neu gefunden“ haben. Auch wenn Marianne Dirks sich dem Königin-Titel für Maria über die von ihr geliebte Lauretananische Litanei und vor allem über die Anrufung Marias als „Königin des Friedens“ anzunähern sucht, der Königsweg zu Maria ist für sie die Beziehung zu ihr „als unsere Schwester im Glauben“!

*Fiat und Magnificat*

Die heutigen Menschen brauchen Maria. Sie brauchen die „lebendige Beziehung zu ihr wegen der zentralen Einsichten für

unser Glaubensleben, die uns aus den Aussagen der Schrift über Maria, besonders aus der Beschäftigung mit ihrem Fiat und dem Magnifikat erwachsen“. Gerade wenn wir die Augen nicht verschließen wollen vor bedrängender sozialer Ungerechtigkeit und vor den Kriegen der Mächtigen, die die Ohnmächtigen opfern, ist die lebendige Beziehung zu Maria, so Marianne Dirks, zu ihrem mutigen und unbeugsamen „Ja zu Gottes Herausforderung“ und zu ihrem prophetischen Preislied heute unabdingbar: befreiend und beunruhigend und bestärkend zugleich.

*Dorothee Sandherr-Klemp*

## Maria aus Sicht der verschiedenen Konfessionen

Im christlichen Glaubensbekenntnis, aber auch im Leben der Kirchen, insbesondere der orthodoxen, katholischen und anglikanischen, nimmt Maria eine besondere Stellung ein. Sie wird als Mutter des Mensch gewordenen Gottes verehrt, was ihr unter allen Menschen eine besondere Stellung verleiht. Nach dem biblischen Zeugnis gebiert Maria als Verlobte Josefs aus der Kraft des Heiligen Geistes und ohne den Verlust ihrer Jungfrauenschaft Jesus, den Sohn Gottes. Dies bekannte auch die frühe Kirche. Das bis heute anerkannte Glaubensbekenntnis von Nicäa-Konstantinopel aus dem Jahr 381 formuliert: „... hat Fleisch angenommen durch den Heiligen Geist von der Jungfrau Maria und ist Mensch geworden“. Auf dem dritten Ökumenischen Konzil von Ephesus (431) wurde das Dogma von Maria als Gottesgebärerin verabschiedet. Damit sollte bekräftigt werden, dass in Jesus Christus die menschliche und die göttliche Natur in ein und derselben Person vereinigt sind.

### *Maria als Bild der Kirche*

Aussagen über Maria sind also niemals eigenständig, sondern stets eingebunden in die gesamte Heilsgeschichte von der Erlösung und der Lehre von Jesus Christus. Das Zweite Vatikanische Konzil hat die Bedeutung von Maria als dem Urbild der Kirche betont. Sie wirkt zusammen mit Gott und bringt Christus zu den Menschen. Zugleich ist sie aber das Bild des erlösten Geschöpfes. Ihre besondere Stellung unterstreichen die 1854 und 1950 verkündeten Dogmen von der unbefleckten Empfängnis und der leiblichen Aufnahme in den Himmel. Maria wird vor allen Geschöpfen als „Voll-Erlöste“ in die Herrlichkeit Gottes aufgenommen und deutet damit die Zukunft aller Geschöpfe voraus. In der orthodoxen Kirche ist die Verehrung der „Gottesgebäerin“ besonders stark ausgeprägt. Maria bleibt allerdings nach Auffassung der orthodoxen Theologie auf der Seite der Geschöpfe, ihre Reinheit verdankt sie ihrem Sich-Öffnen für Gottes Gnade als auch dem unermesslichen Geschenk Gottes. Sie hat das Ziel der Vergöttlichung, das alle Menschen erreichen sollen, bereits erfahren.

### *Maria in der evangelischen Kirche*

Martin Luthers Stellung zu Maria findet sich vor allem in seiner 1521 veröffentlichten Auslegung des Magnificat sowie in seinen Predigten. Luther hielt an der Jungfrauengeburt und der bleibenden Jungfräulichkeit Mariens fest, doch der Lehre von der unbefleckten Empfängnis konnte er nicht zustimmen. Die Reformatoren wandten sich vor allem gegen Aussagen von Maria als Himmelskönigin und Mittlerin. Maria soll, so Luther, für einen Menschen gehalten werden, der Gnade empfangen habe und sie nicht austeilen könne. Gleichwohl spielt Maria besonders in der Zeit von Advent und Weihnachten eine wichtige Rolle im liturgischen Leben der evangelischen Kirche. Sie wird

als das Bild einer Glaubenden verstanden, die ohne Wenn und Aber das Werk Gottes an sich geschehen lässt. In diesem Sinn wurden auch evangelische Kommunitäten ins Leben gerufen, wie beispielsweise die 1947 von Basilea Schlink, der Schwester des evangelischen Theologieprofessors Edmund Schlink (siehe S. 362–365), gegründeten Darmstädter Marienschwestern. Maria gilt aber nicht als ein aus der sündigen Menschheit herausgelöstes Geschöpf. Im ökumenischen Dialog hat es schon viele Annäherungen gegeben, auch wurden gemeinsame Dokumente zu Maria und ihrer Rolle in der Heilsgeschichte veröffentlicht, gleichwohl sind noch viele Fragen offengeblieben.

*Marc Witzenbacher*

## Ave, maris stella

### Grund zur Mitfreude – Gruß an Maria, Meeresstern

*Den Text des Liedes finden Sie auf Seite 269f.*

Mit diesem Hymnus grüßt die Kirche seit mehr als zwölfhundert Jahren Maria, die Mutter des Herrn, als Stern des Meeres. Die Worte des Liedes werden dem in Südfrankreich geborenen Benediktinerabt und geistlichen Schriftsteller Ambrosius Autpertus (730–784) zugeschrieben, die Melodie entstand vermutlich um 1100 in Frankreich (GL 520). Der lateinische Hymnus erlangte seine Bekanntheit durch die Vespere an Marienfesten des Kirchenjahres. Er inspirierte Komponisten bis ins 21. Jahrhundert. Ein bekanntes, auf den Hymnus zurückgehendes Kirchenlied ist „Meerestern, ich dich grüße“, eine im 17. Jahrhundert entstandene freie Übertragung ins Deutsche, deren Melodie aus dem 19./20. Jahrhundert stammt (GL 524). Werfen wir nun einen Blick auf den ursprünglichen Hymnus mit seiner deutschen Übersetzung (GL 520).

*Maria Meeresstern*

Maria als Meeresstern? Ein im engeren Sinne biblischer Marienentitel ist dies wohl nicht. Und doch gibt es manche biblischen Wege, die zu ihm führen. Der noch ältere und noch berühmtere Hymnus zu Marien Ehren, der Hymnos Akathistos – akathistos: der nicht sitzend, sondern stehend gesungen werden soll –, wurde um 800 aus dem Griechischen ins Lateinische übersetzt und wirkte auf die lateinischen Marienhymnen *Salve Regina* und *Ave, maris stella* sowie die Lauretaniche Litanei anregend ein. Er begrüßt Maria im Nachvollzug der matthäischen Sterndeuter-Erzählung als „Mutter des allerheiligsten Sternes“ und als „Morgenglanz des mystischen Lebens“. Neben stellaren Bildern, deren Bedeutung für die Schifffahrt nicht zu unterschätzen ist, finden sich im Hymnos Akathistos auch ausdrückliche und rein nautisch-maritime Marien-Anreden wie „Rettendes Schiff“ und „Hafen“. Im Hymnos Akathistos kreuzen sich so lunar-solar-stellare – „Morgenstern der geistlichen Sonne“, „du Lichtträger des Allerheiligsten“, „du bringst die himmlische Erleuchtung ans Licht“, „durch dich leuchtet das Heil hervor“ – und maritim-metaphorische Marien-Anreden auf inspirierende Weise.

*Leitstern in den Stürmen des Lebens*

Maria als „stella maris“. Eine reiche homiletische und ikonografische Tradition hat hier die rettende Orientierung des Menschen an der Schwester und Mutter im Glauben, die den Retter geboren hat, Jesus Christus, herausgestellt. Maria hilft auf dem gefährlichen, weglosen Meer des Lebens mit seinen unausweichlichen Stürmen und Unwettern. Der menschliche Lebensweg als maritimer Pilgerweg, als Seefahrt, als Irrfahrt, und Maria als Fixstern, als Leitstern in aller Finsternis und in allen Stürmen!

*Maria, Mutter Gottes*

Der lateinische Hymnus ist in sieben vierzeilige Strophen gegliedert, die jeweils aus dreihebigen, zumeist assonierenden Trochäen bestehen. Die erste Strophe grüßt und rühmt Maria als Stern des Meeres und segensreich nährenden Mutter Gottes. Mutter Gottes, genauer: Gottesgebärende, ein Titel, der in Bezug zur Verkündigungsgeschichte des Lukas steht (Lk 1,43). Auf dem Konzil von Ephesus im Jahre 431 lehrte die Kirche, dass Maria als Mutter Gottes angerufen werden dürfe. An diesem Bekenntnis haben auch die Reformatoren des 16. Jahrhunderts festgehalten. Entscheidend bleibt hier die Präzisierung, dass Maria nicht Gott als Gott geboren hat. Maria, fromme jüdische Frau Mirjam, Maria, Gottes gute Schöpfung, hat Jesus Christus nicht als Gott, sondern seiner mit der Gottheit personhaft verbundenen Menschheit nach geboren. Das Bekenntnis zu Marien Gottesmutterchaft ist „letztlich ein Bekenntnis zu Jesus Christus, der in einer Person wahrer Gott und wahrer Mensch ist“, so drückt es der Katholische Erwachsenenkatechismus aus. Die Strophe entfaltet diese bedeutende, menschliches Begreifen vielleicht überfordernde, jedenfalls bleibend herausfordernde Botschaft und grüßt Maria als immerwährende Jungfrau und als glückselige Himmelsporte.

*Mutans Evae nomen*

Die zweite Strophe spielt ernst damit, dass das Ave des Engels den Namen Eva heilend richtigstellt. Die Fülle des Lebens, die mit diesem Namen ursprünglich, von Gott her, verknüpft gewesen war, und die die Menschen verspielt hatten, sie soll neu-schöpferisch wiederhergestellt werden, „mutans Evae nomen“. Die neue Menschheit wird wahrhaft und wirksam in Gottes Frieden gegründet sein, wofür die zweite Strophe dringlich bittet: „Funda nos in pace.“

*Gefangene aus dem Kerker zu holen*

Die dritte Strophe bittet in Nähe zu Jesu eigenem und in den Evangelien bezeugtem Selbstverständnis (vgl. auch Jesaja 42, 7) Maria darum, die Fesseln der Gefangenen zu lösen, Blinden Licht zu bringen und schwer lastende Dunkelheiten zu vertreiben.

*Für uns geboren*

Sich auch uns als Mutter zu erweisen, darum wird Maria gebeten. Wenn das ewige Wort für uns ein „natus“, ein zu Leben, Leiden, Sterben Geborener sein sollte und wollte, dann wird die Fürbitte derer, die ihn geboren hat, an ihm nicht wirkungslos vorbeigehen!

*Gütig unter allen*

Die durch Christus von Schuld Befreiten haben einen realistischen Blick auf sich selbst bewahrt oder vielmehr erst erlangt. Sie bitten Maria um bleibende Güte und Reinheit des Herzens. Sie wissen, wovon sie sprechen, und sie wissen, an wen sie sich wenden, wessen Fürsprache ihre dringliche Bitte sucht.

*Für immer mit dir uns freuen*

Diesen Wunsch nach Reinheit des Lebens und nach Sicherheit des Weges vertieft die sechste Strophe, „damit wir Jesus sehen und für immer mit dir uns freuen“. Nicht Angst, sondern Freude weist den Weg. Gemeinschaft mit Christus ist Gemeinschaft der Freude, ist Mitfreude über Jesu Heilswirken, Mitfreude mit Maria. Trinitarisches Lob, frohes Lob des drei-einen Gottes, beschließt den alten und immer neu zu entdeckenden Marien-Hymnus. „Ave, maris stella“!

Susanne Sandherr

## Edmund Schlink – Pionier der Ökumenischen Theologie

Für den Heidelberger Professor für Ökumenische Theologie Edmund Schlink konnte es vermutlich keine bessere Aufgabe geben: als Beobachter für die Evangelische Kirche in Deutschland (EKD) nahm er an den Sitzungen des Zweiten Vatikanischen Konzils teil. Auf den Theologen setzte man große Hoffnungen, denn der Ökumeniker sollte mittels seiner guten Beziehungen in Rom nicht nur fachkundig über das Konzil berichten, sondern auch kirchenpolitisch Einfluss nehmen. Dieses Mandat bekam er auch von der Regierung Konrad Adenauers ins Gepäck. Besonders das Problem der sogenannten „Mischehen“ zwischen katholischen und evangelischen Partnern sollte Schlink in die Diskussionen der Konzilsväter einbringen, hatte sich doch die deutsche Bevölkerung in Folge des Krieges stärker konfessionell durchmischt. Schlink, der rasch zu einer Art Doyen der ökumenischen Gäste des Konzils wurde, konnte viele Gespräche führen und insbesondere dazu beitragen, dass Missverständnisse auf beiden Seiten ausgeräumt werden konnten. 61 ausführliche schriftliche Berichte und Analysen hat Schlink während der Zeit des Konzils verfasst und wurde damit zu einem der wichtigsten Analytiker dieses kirchlichen Großereignisses.

### *Auf der Suche nach dem Sinn*

Die Theologie war Edmund Schlink nicht in die Wiege gelegt worden. Am 6. März 1903 wurde er in Darmstadt als Sohn eines Professors für Mechanik geboren. Daher wandte sich Schlink zunächst den Naturwissenschaften zu und studierte nach dem Abitur Physik und Mathematik in Tübingen und München. Bereits zu Schulzeiten hatte sich Schlink aber auch für die Philosophie interessiert und wollte der Sinnfrage des

Lebens auf den Grund gehen. So hatte er sich zusätzlich in Philosophie eingeschrieben. Auf seine Fragen bekam er aber in den Studien keine Antwort, was ihn in eine tiefe Sinn- und Lebenskrise stürzte. Er unterbrach sein Studium und nahm schließlich nach vielen Gesprächen mit einem Pfarrer von Ostern 1926 an das Theologiestudium auf. Zunächst beendete er aber sein philosophisches Studium mit der Promotion zu dem Thema „Persönlichkeitsänderung bei Bekehrungen“. Es zog Schlink nach Münster zu dem damals schon berühmten Karl Barth, aber auch die ausgezeichnete katholische Fakultät war für ihn ein Beweggrund, nach Münster zu gehen. Bereits nach vier Semestern reichte Schlink bei Karl Barth seine Dissertation zur natürlichen Gotteserkenntnis ein. Sein Examen bestand er „vorzüglich“ und wurde nach einem halben Jahr auch in Theologie promoviert. Schlink wurde Hochschulpfarrer in Darmstadt und konnte dabei auch seine Habilitation abschließen. Da Schlink der Bekennenden Kirche nahestand, musste er eine in Gießen aufgenommene Lehrtätigkeit beenden und ging an die Theologische Hochschule Bethel, an der viele Theologen der Bekennenden Kirche tätig waren. Aber die Hochschule wurde von der Gestapo geschlossen. In Westfalen konnte er Pfarrstellen in Dortmund und Bielefeld verwalten.

### *Ökumenischer Aufbruch nach dem Zweiten Weltkrieg*

Nach dem Krieg wurde die Hochschule in Bethel wieder eröffnet und Schlink konnte seine Lehrtätigkeit wieder aufnehmen. Ihn erreichte aber bald der Ruf an die Universität Heidelberg. Bereits zu Kriegszeiten hatte Schlink großes Interesse an ökumenischen Fragen entwickelt und dazu auch viel gearbeitet. In Heidelberg intensivierte Schlink seine ökumenischen Studien und gründete 1946 das Ökumenische Institut, 1957 konnte er ein ökumenisches Studentenwohnheim angliedern. Schlink setzte sich aber nicht nur theoretisch, sondern vor allem prak-

tisch in vielen ökumenischen Gremien für das Miteinander der Konfessionen ein, das nach dem Krieg immer mehr Formen annahm. Von 1949 bis 1975 wirkte Schlink als führendes Mitglied der Kommission für Glaube und Kirchenverfassung des Ökumenischen Rates der Kirchen und prägte deren Arbeit maßgeblich. Außerdem bemühte er sich um eine Annäherung der EKD zur russisch-orthodoxen Kirche und machte sich für die Beteiligung der orthodoxen Kirchen im ÖRK stark. So war es nur konsequent, Schlink als einen der führenden Experten für Ökumene als Beobachter zum Konzil nach Rom zu entsenden.

### *Die Vision des Papstes*

Edmund Schlink hat nicht nur brillant das Konzil analysiert und auf evangelischer sowie auf katholischer Seite viele Impulse gegeben, die 1980 in einer „Ökumenischen Dogmatik“ mündeten. Schon während des Konzils arbeitete Schlink an einer Erzählung, die er schließlich 1975 unter dem Pseudonym Sebastian Knecht veröffentlichte. In der „Vision des Papstes“ fühlt sich ein reformwilliger Papst von der Aufgabe als Stellvertreter Christi überfordert und wird schwer krank. Bei seiner Genesung hat er visionäre Erlebnisse. Er sieht eine Gestalt, deren Glieder zertrennt sind und ihm zuruft: „Dies ist mein Leib.“ Daraufhin beschließt er, sich für die Einheit der Kirche einzusetzen. Die Gestalt erscheint ihm wieder, die Risse im Körper sind geheilt, und von ihr geht ein unbeschreiblicher Glanz aus. Diese visionäre Erzählung wurde jüngst vom Topos Taschenbuch Verlag wieder neu aufgelegt. Sie ist ein Zeugnis der Hoffnung Schlinks, dass es in der Frage der Ökumene eine Lösung geben können. Edmund Schlink starb am 20. Mai 1984.

*Marc Witzenbacher*

*Edmund Schlink, Die Vision des Papstes, Topos plus Verlagsgemeinschaft, Kevelaer 2015. Print-Ausgabe: 173 S., ISBN 978-3-8367-5003-5, 14,95 € (D), PDF-Ausgabe: ISBN 978-3-8367-*

5003-5, 11,99 € (D), EPUB-Ausgabe: ISBN 978-3-8367-6003-4, 11,99 € (D).

*Diesen Titel können Sie auch über den für Ihr Land zuständigen Leserservice von MAGNIFICAT (siehe Seite 383) bestellen.*

## Leibhaft im Raum

W<sup>W</sup>erden Sie Ihr Herz zu einer Kirche Christi machen?“ Diese Schlüsselfrage aus dem Mund eines orthodoxen Mönches führte eine deutsche Kunststudentin in den 1980er-Jahren zu der Entscheidung, orthodoxe Nonne zu werden. So berichtete es die ZEIT-Journalistin Ilka Piepgras 2008 von ihrer Wiederbegegnung mit ihrer Schulfreundin Charlotte, heute unter dem Namen Diodora Äbtissin eines griechischen Klosters.

### *Wo wohnt Gott?*

Das menschliche Herz eine Kirche Jesu Christi, der Leib ein Tempel Gottes – das ist vielleicht nicht die erste Antwort, wenn Christen gefragt werden, wo Gott zu finden sei. Doch schon Paulus schreibt 1 Kor 3, 16: „Wisst ihr nicht, dass ihr Gottes Tempel seid und der Geist Gottes in euch wohnt?“ Im Leben der meisten Christen hat dies wohl nicht die Bedeutung, die es haben sollte. Darum ist zu fragen, wie die Zusage, dass Gott in mir wohnt, konkret ins Leben eingeholt werden kann.

### *Weisen der Gegenwart*

Zuerst denke ich an die leibhaftige Begegnung mit Christus, der sich für mich zu Brot und Wein gemacht hat – und mich selbst verwandelt, sodass ich andere zu stärken vermag. Dies ist freilich die höchste Ebene, auf der meine Bindung an Jesus Chris-

tus deutlich wird. In engem Bezug zu meinen Mitgläubenden: Mit ihnen führe ich, führt Christus in mir, in uns heute sein Erlösungswerk fort. Doch die Verbundenheit beginnt früher, unscheinbarer, so elementar, dass dies leicht übersehen wird.

*Atem und Herzschlag* sind zwei vitale Lebensvollzüge meines Körpers. Sie sind einfach da. Ich kann sie als selbstverständlich nehmen – oder als Gaben würdigen, die mir Leben möglich machen. Nicht umsonst ziehen sich Atem- und Herzrhythmus-Meditation durch die verschiedenen Kulturen. Ein Anfang kann es sein, in Ruhe das Ein und Aus des Atems in mir wahrzunehmen, auf das Pochen meines Herzens zu achten. Von hier aus ist es ein kurzer Weg zum Herzensgebet, das im Lebensprinzip Atemluft Gottes eigene ru<sup>a</sup>ch, Gottes Lebensatem erkennt: „Da formte Gott, der Herr, den Menschen aus Erde vom Ackerboden und blies in seine Nase den Lebensatem. So wurde der Mensch zu einem lebendigen Wesen.“ (Gen 2, 7) Indem ich still den heiligen Namen wiederhole, kann ich mich darin üben, wach und bereit für Gottes Gegenwart in mir zu werden.

Auch das *Lesen der Heiligen Schrift* hat eine leibliche Seite, wenn ich die Worte leise murmelnd vor mich hin spreche. So hüllt Gottes Wort mich ein, wenn es über Zunge und Lippen aus dem Mund und wieder in mein Ohr dringt. Verstärkt wird dies noch beim Singen: Der Klang des Wortes durchschwingt meinen Leib; die Melodie schreibt es sozusagen den Zellen ein und lässt es in tiefere Schichten meines Bewusstseins dringen.

### *Leibhaft beten*

So gesehen, hat Kommunikation mit Gott von vornherein mit Leiblichkeit zu tun. Wenn ich diese Dimension bewusst einbeziehe, trete ich mit allem, was ich bin, vor Gott hin – und werde mein Beten authentischer erfahren. Das Erste ist, einen Ort zu finden oder mir einen zu schaffen, der Ruhe ermöglicht und Konzentration erleichtert. Das kann ein Zimmer sein, das

abgeschirmt ist von Telefon und Computer und anderen Störfaktoren. Oder schlicht eine Kerze, die ich vor meinen Lieblingssessel so platziere, dass sie mich dabei unterstützt, mich zu sammeln.

Sodann hilft es, mir für Stille und Gebet *Zeit* zu nehmen, indem ich zum einen möglichst feste Zeiten dafür vorbehalte, dann aber auch, indem ich meine „Stille Zeit“ in Ruhe halte, mit deutlichen Pausen, damit ich in mich hineinspüren und bestimmte Worte oder Bilder nachklingen lassen kann. Höhepunkte der Gebetszeit, wie etwa das Vaterunser, lassen sich dadurch hervorheben, dass ich die Arme zur Orantenhaltung ausbreite, in der die Sehnsucht nach Gott besonders sinnfällig wird. Oder ich nehme Elemente der Körpermeditation mit hinein, z. B. das Große Körperkreuz: Anfangs lege ich beide Hände aufs Herz, hebe sodann die Arme gen Himmel, führe sie wieder zum Herzen, darauf zum Boden hin, wieder zum Herzen, um sie schließlich waagrecht weit auszubreiten und wieder von vorn zu beginnen. Sich nach dem Segen zu strecken und ihn nach unten an die Erde, dann aber zu allen Geschöpfen in meiner Umgebung weiterzugeben, ist ein gewisser Zugang zu dieser Meditationsform. Doch es geht darum, jedes Mal neu wahrzunehmen, was mit mir dabei geschieht.

### *Spirituelle Räume*

Einen besonderen Wert für leibhaftes Erleben spiritueller Wirklichkeit haben Räume, die ein Zu-sich-selbst-Kommen unterstützen. Dies können Räume der Stille sein, aber auch solche, die belebt sind, aber ihrer Gestalt nach etwas Bergendes oder Befreiendes haben. Am sichersten schaffen alte Kirchen und besonders Krypten und Kreuzgänge die Möglichkeit, in der Stille starke Präsenz und Energie zu spüren. Doch es gibt durchaus auch moderne, sogar profane Bauten, auf die das zutrifft. Wichtig ist, dass ich meine Sinne öffne, um die Atmosphäre eines sol-

chen Raumes zu erspüren. Mich still hinsetze und den Ort auf mich wirken lasse. Viele Menschen laufen hektisch hinein und schauen sich um, werden von Einzelheiten abgelenkt – und lassen sich so die Begegnung mit der lebendigen Gegenwart, die dort wirksam und spürbar ist, entgehen.

### *Gesten der Nähe*

An letzter und vielleicht wichtigster Stelle sei der Blick auf die mitmenschliche Seite meiner Leiblichkeit gerichtet. Wenn Gott in meinem Herzen lebt, wird sich das auswirken in der Art, wie ich andern Menschen begegne. Zuneigung bringe ich meinen Lieben gegenüber nicht nur zum Ausdruck in der Art, wie ich sie umarme. Auch das Reichen von Gegenständen, die der andere gerade benötigt, oder das stille Dasein bei einer, die gerade vor Trauer vergehen möchte, können wortlos fühlen lassen, dass ich verstehe und tue, was gerade vonnöten ist. An eine Herausforderung grenzt, wie ich mit Bedürftigen umgehe: Wenn Respekt und Aufmerksamkeit meine Haltung prägen, kann die kleine Münze, aber auch die freundliche Absage an einen, der mich bittet, zu einem aufrichtenden Moment werden – oder auch nur ein freundlicher Blickkontakt, wenn er sich ergibt.

*Johannes Bernhard Uphus*

## Heilige des Monats: Agnes von Böhmen

**A**ls Papst Johannes Paul II. am 12. November 1989 Agnes von Böhmen in Rom heiligsprach, war es gerade drei Tage her, dass die Berliner Mauer gefallen war. So strömten tschechische, böhmische und deutsche Pilger nach Rom, um mit der

Heiligsprechung der böhmischen Agnes ein Zeichen für die Freiheit in Europa zu setzen. Die heilige Agnes sei ein „Ansporn zu einer Liebe, die – mit ganzer Hingabe an allen geübt – alle Schranken zwischen Rassen, Völkern und Mentalitäten überwindet“, rief der polnische Papst den Pilgern zu. Fünf Tage nach den Feierlichkeiten in Rom ereignete sich in Prag die „Samtene Revolution“, mit der sich in der Tschechoslowakei gewaltlos der Wechsel vom Realsozialismus zur Demokratie vollzog. So war die Heiligsprechung der in Böhmen schon immer verehrten Agnes 700 Jahre nach ihrem Tod wie ein prophetisches Zeichen.

### *Heiratspolitik mit einer Königstochter*

Geboren wurde Agnes im Jahr 1211 in Prag. Sie war die jüngste Tochter des Königs Ottokar I. Premysl und seiner zweiten Frau Konstanze von Ungarn. Ihr Vater verlobte sie bereits mit drei Jahren an einen Cousin und schickte sie in ein Kloster, um sie entsprechend zu erziehen und auf die politisch arrangierte Ehe vorzubereiten. Allerdings starb der in Aussicht gestellte Ehemann, sodass Ottokar die achtjährige Agnes mit dem damals neun Jahre alten Sohn Kaiser Friedrichs II. verlobte. So kam Agnes nach Wien an den Babenberger Hof. Als ihr Verlobter Heinrich VII. allerdings Margarethe von Babenberg heiratete, musste Agnes zurück nach Prag. Ein Jahr später sprach der englische König Heinrich III. Plantagenet in Prag vor, vier Jahre darauf löste auch er die Verlobung. Es folgte sogar der deutsche Kaiser Friedrich II. selbst, aber seine Werbung konnte die Prinzessin bereits eigenständig ablehnen.

### *Ein Herz für die Armen*

Agnes nämlich hatte sich einem anderen Verlobten anvertraut. Sie wollte Braut Christi werden, ganz nach dem Vorbild ihrer verwitweten Cousine Elisabeth von Thüringen. Von Franziska-

nern, die nach Prag gekommen waren, war sie tief beeindruckt und wollte nach ihren Möglichkeiten den Armen helfen. So gründete sie in Prag mit ihrem Besitz das Sankt-Franziskus-Spital und ein Kloster für die „Armen Schwestern“, in das sie 1234 selbst einzog, um die Gelübde abzulegen. Von Papst Gregor IX. wurde sie schließlich zur Äbtissin des Klosters ernannt. Sie leitete das Kloster in gemeinschaftlicher wie individueller Armut, was dem Papst missfiel, denn die neue franziskanische Armbewegung war ihm suspekt, und er hatte gehofft, mit Agnes wieder eine adelig geführte Klosterkultur in Böhmen errichten zu können. Agnes trat daraufhin als Äbtissin zurück. Berühmt geworden sind die vielen Briefe, die die heilige Klara von Assisi an Agnes von Böhmen schrieb. In ihnen ermutigte sie Agnes, von dem eingeschlagenen Kurs nicht abzuweichen. Über zwanzig Jahre pflegten die beiden Frauen eine intensive Korrespondenz, ohne dass sie sich je begegnet wären. Bis zu ihrem Tod am 2. März 1282 lebte Agnes in selbstgewählter Armut und setzte sich für die Armenfürsorge ein. Mit der Strahlkraft ihres Glaubens und ihrer Werke wurde sie bereits zu Lebzeiten wie eine Heilige verehrt. Für das böhmische Volk blieb sie über Jahrhunderte eine wichtige Identifikationsfigur für Unabhängigkeit und Freiheit. Bis heute ziert ihr Porträt einen Geldschein in Tschechien. Dennoch wurde ihre Verehrung erst 1874 durch die Seligsprechung bestätigt, bevor Johannes Paul II. sie durch die Heiligsprechung auch für eine wichtige Fürsprecherin des friedlichen Einsatzes für die Demokratie machte. Ihr Fest ist am 2. März.

*Marc Witzenbacher*

# MAGNIFICAT

## DAS STUNDENBUCH

April 2017

*Das Apostolische Glaubensbekenntnis*  
Am dritten Tage auferstanden von den Toten,  
aufgefahren in den Himmel

Christus ist für unsere Sünden gestorben,  
gemäß der Schrift, und ist begraben worden.

Er ist am dritten Tag auferweckt worden,  
gemäß der Schrift,  
und erschien dem Kephas, dann den Zwölf.

*Erster Brief an die Korinther – Kapitel 15, Vers 3–5*

VERLAG BUTZON & BERCKER KEVELAER

**MAGNIFICAT. Das Stundenbuch,**  
© **Butzon & Bercker GmbH, Kevelaer**

Liebe Leserinnen und Leser!

Gibt es Spuren von Ostern in der Populärkultur? Eine Ahnung dessen, was in der Botschaft von der Auferstehung verheißen ist? Vor einiger Zeit habe ich ein Stück der französischen Sängerin Patricia Kaas wieder gehört, das ich zwar in Erinnerung, aber länger nicht zu Ohren bekommen hatte. Im Duett mit dem Schweizer Tenor Erkan Aki hat sie es 1999 als deutsche Fassung ihres französischen Lieds „Les éternelles“ („Die Ewigen“) eingespielt: „Unter der Haut“ lautet sein Titel. Die beiden Strophen rücken unsere *condition humaine*, die Bedingungen unseres Menschseins in den Blick – in der Sprachform des Wir, der Liebenden. Von Tropfen im Ozean, von Lavafunken im Vulkan ist die Rede – Aufstieg zum Himmel, Berühren der Sterne und Absturz, Größe und Scheitern menschlichen Daseins sind verwiesen auf Beziehung und Miteinander; zu zweit lässt es sich wagen. Dann der Refrain: „Unter der Haut, / da fließt der Fluss des Lebens“ – man denkt zunächst an das Blut in den Adern, doch auch das Motiv des lebendigen Wassers kommt in den Sinn (*siehe S. 278*). Unter der Haut: der innere Mensch, leibhaft-beseelt, das ist mehr als jene Gestalt, die man äußerlich wahrnimmt. „Unter der Haut,“ heißt es weiter, „da sind wir alle gleich / und leben ohne Maske, stark und reich.“ Eine steile Behauptung? Nein, mir klingt das nach Überzeugtsein von der Würde, die in jedem Menschen steckt, sei sie noch so verborgen. Und der Kern, um den sich das Ganze dreht? „Tod und Liebe, nichts ist vergebens“ – es gehört Mut dazu, der Vergänglichkeit so die Stirn zu bieten. Nichts ist so gefährdet wie Leben und Liebe, und doch will, wer sie in ihrer Tiefe erfahren hat, ein letztes Ja dazu sprechen. Ein Ja, das lebt von den Ostermomenten mitten im Leben, das hindrängt auf das große Auferstehn, das die Bibel verheißt.

*Ihr Johannes Bernhard Uphus*

# ZUM TITELBILD

## **Der Auferstandene mit Thomas und Maria Magdalena**

Salzburger Perikopenbuch,

Salzburg um 1020,

Bayerische Staatsbibliothek München, Clm 15713, fol. 29v,

© Bayerische Staatsbibliothek, München

Das Salzburger Perikopenbuch enthält 72 Evangelienabschnitte und könnte deshalb auch Evangelistar genannt werden. Es besteht aus 69 Blättern Kalbspergament im Format 37 x 29 cm und zeigt 18 zum Teil ganzseitige Miniaturen und 70 Goldinitialen mit Silber und Deckfarben. Die ersten Perikopenbücher kennen wir aus dem Ende des achten Jahrhunderts, doch blieben die Vollevangeliiare noch lange „in Mode“. Perikopenbücher setzten sich erst im 11. und 12. Jahrhundert durch und wurden ab dem 13. Jahrhundert von den Gesamtmessbüchern wieder verdrängt.

Die Herstellung der Handschrift wird von der Forschung eindeutig in Salzburg verortet. Die Entstehungszeit ist durch Analyse der Schrift und der Malerei um 1020 einzugrenzen. Zu dieser Zeit gab es in Salzburg zwei Skriptorien, am Dom und im Benediktinerkloster St. Peter, von denen aber nur das zweite in der Lage war, eine Handschrift dieser Qualität anzufertigen.

Ab 1025 kam es zu einem kulturellen Niedergang des Klosters, was erklärt, warum die Handschrift nicht ganz vollendet wurde (einige Überschriften und mindestens eine Miniatur wurden nicht ausgeführt).

Fast acht Jahrhunderte lang verblieb die Handschrift in Salzburg und wurde am Dom in der Liturgie verwendet. 1801 wurde sie von den Franzosen nach Paris „entführt“, kam aber 1814 zurück, allerdings nach München, wo sie heute in der Bayerischen Staatsbibliothek aufbewahrt wird.

Unser Titelbild zeigt, dass die Auferstehung Jesu nicht nur in der Abgeschiedenheit des Grabes geschah, sondern sich den Menschen mitteilt. Sie dürfen ihn sehen und sogar berühren.

*Heinz Detlef Stäps*

## Begegnung mit dem Lebendigen

### Mk 16, 1–7

Die Auferstehung Jesu Christi ist in der Bibel nicht beschrieben. Sie ereignet sich im Geheimnis Gottes und ist für uns Menschen nicht zugänglich. Wie Jesus auferstand, was genau im Grab geschah und wie er dabei aussah, das wissen wir nicht. Dass Jesus auferstand, das lässt das Neue Testament uns wissen mittels der Auffindung des leeren Grabes durch die Frauen (synoptische Evangelien) beziehungsweise durch Maria Magdalena, Petrus und Johannes (Johannesevangelium) und durch die deutenden Worte der Männer bzw. Engel am Grab. Das eigentliche Fundament unseres Osterglaubens ist aber das Zeugnis der Menschen, denen Jesus nach seiner Auferstehung begegnet ist. Wenn sich Jesus nicht seinen Jüngerinnen und Jüngern als Lebendiger gezeigt hätte, dann hätte die von ihm angestoßene Bewegung sich an der Katastrophe des Karfreitags mit Sicherheit totgelaufen, wäre mit ihm gestorben. In diesen Begegnungen mit dem Auferstandenen („Erscheinungen“) aber werden sie mit neuer Kraft aufgeladen und wird ihr Glaube begründet, dass er lebt. Von diesen Begegnungen zeigt das Salzburger Perikopenbuch zwei: mit Maria Magdalena (vgl. Joh 20, 11–18) und mit Thomas (vgl. Joh 20, 24–29). Die dazu gehörenden Texte aus dem Johannesevangelium sind hier allerdings nicht zu finden, sondern Mk 16, 1–7 (die Frauen am Grab) findet sich auf dem Blatt vor der Miniatur.

#### *Das Fundament: die Frauen am Grab*

Jahrhundertlang ist die Osterbotschaft in der christlichen Kunst des Westens vor allem durch die Darstellung der Frauen am Grab verkündet worden, während es in der östlichen Kunst in erster Linie die Darstellung der Anastasis, des Hinabstiegs

Christi zur Erlösung der Toten war. So bildet auch auf unserer Bildkarte im Innenteil die Szene der Auffindung des Grabs das Fundament für die gesamte Miniatur. Auf einem Wiesenstreifen, der eine Szene unter freiem Himmel kennzeichnet, steht ein baldachinartiger Grabbau, in dem ein rechteckiger, roter Sarkophag perspektivisch dargestellt ist. Wir können hineinschauen und sehen zwei verschiedene zusammengewickelte Grabtücher, wie sie Joh 20, 5–7 nahelegt. Das Grab ist also nicht leer. Auf dem etwas schräg außerhalb des Grabbaus stehenden Deckel des Sarkophags sitzt ein Engel mit Botschafterstab und silbernem Nimbus. Er weist auf das Grab und schaut dabei die beiden Frauen an, die sich von der anderen Seite dem Grabbau nähern. Sie haben Gefäße mit den wohlriechenden Ölen in den Händen und die vordere schwingt ein Weihrauchfass.

Da in der zur Verfügung stehenden Breite kein Platz mehr war, um die Wächter darzustellen, die das Grab bewachen sollten und nach Mt 28, 4 wie tot zu Boden gefallen waren, setzte sie der Maler kurzerhand auf das Dach des Grabbaus und folgte damit einem in der Reichenauer Malschule oft zu findenden Muster. Die hinter ihnen zu sehenden ovalen Farbflächen sind keine Heiligenscheine, sondern die Schilde, die sie zusammen mit den Rüstungen und Lanzen als Soldaten kennzeichnen. Der Zinnenkranz sowie das Haus mit zwei Türmen zwischen ihnen deutet die Stadt Jerusalem an.

### *Die Begegnung mit Maria Magdalena*

Im oberen Teil der Miniatur, von einem zweiten Wiesenstreifen getrennt, sehen wir in der Mitte den Auferstandenen als unbestrittene Hauptfigur des ganzen Bildes; sie bezieht sich somit auch auf das Grab direkt darunter. Zu seiner Linken hat Maria Magdalena als ergänzte dritte Frau aus der unteren Szene nach Mk 16, 1–7 und als erste Osterzeugin des Johannesevangeliums den Auferstandenen fest im Blick. Als Zeichen des Erstaunens

über diese Begegnung hat sie die Hände erhoben. Von dem Missverständnis, dass sie Jesus zunächst für den Gärtner hält, sich dann umwendet und ihn erst erkennt, als er sie mit Namen anredet, sehen wir hier nichts. Alles ist auf die Begegnung reduziert und auf das „noli me tangere“ („halte mich nicht fest“, Joh 20, 17). Denn die ausgebreiteten Hände können auch als Umsetzung dieses Imperativs verstanden werden. Jesus entzieht sich ihr, da er in dieser körperlichen Nähe nicht bei seinen Jüngerinnen und Jüngern bleiben kann, sondern zum Vater geht und dann auf andere Weise bei ihnen sein wird. So dreht er sich im Bild sogar von Maria Magdalena ab und wendet ihr eine geschlossene Umrisslinie zu.

### *Die Begegnung mit Thomas*

Ganz anders sieht es zur Rechten Jesu aus. Jesus wendet sich dem Apostel Thomas zu, neigt seinen Kopf ihm zu, schaut ihn an und hält seinen Arm schützend über ihn. Diese bergende Linie wird unterstützt von dem zinnenbewehrten Kleebogen, der die Miniatur nach oben abschließt (seitlich tun dies zwei Säulen) und auf dem zwei Häuser zu finden sind. Die beiden Häuser und der gemauerte Bogen zeigen an, dass sich diese Szene in der Stadt Jerusalem abspielt. Alle drei Personen haben silberne Heiligenscheine, und Goldgrund hinterfängt die gesamte Miniatur. Thomas (in Schrittstellung) bückt sich ein wenig unter den Arm des Herrn und legt einen Finger in die Seitenwunde. Jesus hatte ihn nach Joh 20, 27 dazu aufgefordert (eigentlich die ganze Hand), nachdem Thomas dies im Gespräch mit den anderen Aposteln als Voraussetzung genannt hatte, um glauben zu können. Jesus gibt dem „ungläubigen“ Thomas dieses Zeichen, damit er glauben kann. Er verlangt keinen unmöglichen Glauben, sondern er hilft Menschen, glauben zu können. Er schenkt Nähe, er lässt sich sehen, ja sogar berühren, damit die Jüngerinnen und Jünger ihn als Lebendigen erfahren und bezeugen

können. Bis heute stehen wir mit unserem Osterglauben auf diesem Fundament der Osterzeugen, auch wenn wir ihn nicht sehen und berühren können.

Doch wir sehen auch, dass die Nähe, die Christus schenkt, unterschiedlich sein kann. Nicht jedem begegnet er auf dieselbe Weise. Jeder Mensch ist anders, jeder glaubt anders und jeder Glaube braucht anderes, um wachsen zu können. Doch ich kann fest darauf vertrauen, dass er mir genau das gibt, was ich nötig habe, dass er mir genau die Nähe schenkt, die ich brauche, um an den Lebendigen glauben zu können.

*Heinz Detlef Stäps*

## Am dritten Tage auferstanden von den Toten, aufgefahren in den Himmel

**K**eine zwei Dezennien nach dem schmachlichen Kreuzestod Jesu findet sich in der Hafenstadt Korinth eine kleine Christus-Gemeinde zusammen. Ein gewisser Paulus hat sie begründet und dort etwa anderthalb Jahre verbracht. Bald nach seinem Weggang brechen schwere Streitigkeiten aus. Einerseits mehr persönlicher, andererseits gewichtig theologischer Art. Eine Auferstehung der Toten gibt es nicht, so die Ansage einiger aus der Gemeinschaft. In einem engagierten Brief, den der Apostel im Frühjahr 55 von Ephesus nach Korinth sendet, lesen wir seinen denkbar klaren, um Klärung bemühten Einspruch: Widerspruch! „Wenn aber verkündigt wird, dass Christus von den Toten auferweckt worden ist, wie können dann einige von euch sagen: Eine Auferstehung der Toten gibt es nicht?“ (1 Kor 15, 12)

### *Der gute Grund*

Zweifelt ihr an dem guten Grund, auf dem ihr steht, und ohne den eure Lebenshoffnung keinen Bestand hat, an der frohen Botschaft von der Auferweckung am dritten Tage dessen, der für unsere Sünden gestorben ist und begraben wurde, der, auferweckt, erst dem Kephas, dann den Zwölfen, erschien? Frohe Botschaft, die ich euch einst übergeben habe, wie ich selbst sie von anderen, von verlässlichen Zeugen, empfieng? (1 Kor 15, 3–5)

### *Von Anfang an*

Von allem Anfang an wurde die Auferweckung des Gekreuzigten und Begrabenen erfahren und bezeugt, geglaubt und bekannt und weitergesagt, in ihrer Bedeutung, in ihrer sich als unendlich erweisenden Bedeutung für die Gläubigen und für alle Welt

erschlossen und gedeutet: „gemäß der Schrift“, im Horizont der Heiligen Schrift Israels und von Israels großer Glaubens-, Gottesbegegnungs- und Gottesdeutungsgeschichte.

### *Gottes schöpferische und neuschöpferische Macht*

Was hat es zu bedeuten, dass Gott Jesus von den Toten auferweckt hat? Was zeigt sich daran? Gott zeigt sich. Gottes Wirken zeigt sich. Gott handelt gänzlich unerwartet, unvergleichlich, in Welt und Geschichte, er wirkt schöpferisch und neuschöpferisch, und er lässt nicht zu, dass das Kommen seiner Königsherrschaft in Jesus von der Macht des Todes durchkreuzt und gehemmt, gar besiegt wird und zum Erliegen kommt. Gottes schöpferische Macht ist stärker, und sie ist ganz anders mächtig als die Todesmacht. Das erfahren Jüngerinnen und Jünger Jesu wider alle Wahrscheinlichkeit. Sie erfahren den Gekreuzigten als den Lebendigen und beginnen, davon zu berichten: dass Gott selbst ihn von den Toten auferweckt hat.

### *Der Ersterweckte der Toten*

Ist Jesu Tod nicht der wundersame Anfang, der dem schlimmen Ende ein Ende setzt? Ende des Todes und seiner niederschmetternden Macht? Jesus, der Einzige in Gottes eigenes Leben hinein Erweckte, er ist zugleich der Ersterweckte der Toten (Kol 1, 18; 1 Kor 15, 23; 8, 6). In ihm kündigt sich die Auferweckung aller an. Das exklusive Erweckungsgeschick Jesu erweist sich als zutiefst inklusiv, als Gottes persönliche, wirkliche Lebenseinladung an alle und jeden.

### *Offenbares Geheimnis*

Er ist wahrhaft auferstanden. Gott hat Jesus, seinen Christus, von den Toten auferweckt. Das ist der Inhalt der Osterbotschaft, das

ist unser Osterjubiläum. Gewiss, die Auferstehung selbst hat keine Zeugen. Niemand ist dabei gewesen. Die Auferstehung ist ein Geheimnis, ein Geheimnis, das jedoch nicht aufgedeckt oder verraten werden kann wie ein privates oder wie ein Staatsgeheimnis. Weil Gott in sich selbst Geheimnis ist und weil sein Offenbarwerden dazu nicht im Gegensatz steht, darum ist auch das Offenbarwerden der Auferstehung nicht die Lüftung eines ängstlich gehüteten Geheimnisses, kein skandalträchtiges Wikileaks, und gewiss nichts, was unsere Neugier befriedigen oder unser Bescheidwissen nähren könnte. Wenn wir, in Bekenntnis und Liturgie, im Glaubensdiskurs und in persönlicher Zeugenschaft, die Überzeugung von der Auferstehung Jesu und von der verheißenen Mitauferweckung aller zur Sprache bringen, so steht dies in fruchtbarer Spannung, nicht in sterilem Gegensatz zu dem Bekenntnis, dass Gott, und Gottes Handeln in Schöpfung und Erlösung, Geheimnis ist.

### *Unvergleichlich – einzig*

So können wir uns dem Geheimnis der Auferweckung Jesu denkend-unterscheidend nähern, ohne es ins Denken und in unsere Unterscheidungen auflösen zu können. Das Glaubensbekenntnis übt uns darin ein. Wir können die Auferweckung Jesu als einzigartig bezeichnen, weil sie sich von den Totenerweckungen unterscheidet, die ins irdische Leben zurückführen (Joh 11, 17–44; Lk 7, 11–17; Mk 5, 35–43). Jesus kehrt ja nicht wie Lazarus oder der junge Mann oder das namenlose Mädchen ins irdische Leben zurück.

### *Aufgefahren in den Himmel*

Dies betont die Glaubensaussage von der Himmelfahrt Christi. Von den vier biblischen Evangelisten unterscheidet nur Lukas zwischen der Auferweckung Jesu und seiner Himmelfahrt, in

seiner Schrift eine Entrückung; davor setzt er 40 Tage der Ostererscheinungen an. Auch der Auferweckte des Lukasevangeliums ist nicht einfach fort – „Ich bin dann mal weg“ –, sondern er ist bis zu seinem Kommen in Herrlichkeit im verborgenen Lebensbereich Gottes seiner Gemeinde gegenwärtig. Die Auferweckung des Kyrios ist auch darum keinesfalls zu vergleichen oder zu verwechseln mit Reinkarnationsvorstellungen, an unsere Bedürfnisse angepasster oder ursprünglicher Art, in denen eine Art von Lebensenergie immer weiter existiert, bis sie endlich erlösend verlöschen darf.

### *Für euch und für alle*

Die kritischen Geister in Korinth haben etwas Richtiges gesehen: Der Glaube an die Auferweckung meinte zunächst die Auferweckung Jesu. Christus allein. Der Glaube an die Auferweckung der Toten aber ist die zwanglos bezwingende Entfaltung dieser Auferweckerfahrung, der schriftgemäße Glaube an unsere Mitauferweckung mit ihm. Jesu Auferweckung, Gottes neuschöpferisches Handeln an ihm, dem geliebten Sohn, unvergleichlich, einzig, ist Vorbild und Vorausbild der Auferweckung aller. Das von Gott her unendlich solidarische Leben und Sterben ist mit seinem Tod nicht zu Ende. Gemäß der Schrift.

*Susanne Sandherr*

## Himmel

Himmel, hilf! Da steht also die Anrufung des Himmels offenbar für die Anrufung Gottes selbst. Oder wer sonst sollte wohl helfen sollen oder wollen? Und können. Aber ist der Himmel Gott? Oder Gottes Ort? Oder der Ort der Götter? Oder lässt

sich Gott, gerade im Unterschied zu den Göttern, gar nicht verorten? Noch nicht einmal im Himmel? Ach, Herr im Himmel, hilf!

### *Götterheim*

Unser Wort Himmel ist verwandt mit dem neuhochdeutschen Wort Heim. Im Gotischen und Althochdeutschen standen für Himmel die Worte *godheimr* und *heimar godar*, Götterheim. Das Wort Himmel diente stets zur Bezeichnung von Vorstellungen dessen, was als je oben, über oder vor erfahren, erwartet, erhofft – oder aber auch bekämpft wurde.

### *Firmament*

In der Antike wie im Mittelalter ist die Vorstellung vom Himmel als Firmament bestimmend. Leitkultur. Ein Gewölbe, das den Horizont begrenzt. Eine riesige hohle Halbkugel, die eisern, so die griechische Vorstellung, steinern, so indoeuropäisch, aber auch aus Wasser sein kann, so etwa die ägyptische Deutung. Diese Himmels-Deutungen vereinen sich zumeist mit einer Vorstellung des Umfassend-Göttlichen. Einen astronomischen und einen geistigen Himmel unterscheiden hingegen sprachlich das Ägyptische und bekanntlich auch das Englische: *sky/heaven*.

### *Himmlischer Zeus*

Im griechischen Götterhimmel übernimmt der olympische Zeus den Titel „Himmlischer“ von seinem durch Kronos getöteten und entmannten Vorfahren Ouranos, dessen Name seinerseits auf eine himmlische indisch-vedische Gottheit zurückweist. Der himmlische Zeus wurde durch dieses Erbe zum universalen Gott des Weltalls. Er wurde zum Himmelsvater.

### *Weltenei*

Aus der Religionsgeschichte, aus Afrika, aber auch von den frühen griechischen Orphikern, ist das Bild vom Weltenei bekannt. Bei dessen Zerplatzen entsteht die obere Schale als Himmel, der die Erde betaut. Im Chinesischen existiert ähnlich das Bild einer ursprünglichen Einheit der Welt, die dann erst in Himmel und Erde zerfällt. Das Griechische hingegen, in dem, anders als etwa in China, nie eine Verehrung des Himmels Raum griff, setzte für das im orientalischen Denken, auch im Alten und Neuen Testament, zweigliedrige „Himmel und Erde“ selten „Erde und Himmel“, wobei die Umkehr der Reihenfolge auffällt, zumeist aber den zusammenfassenden, einheitlichen Begriff des „Kosmos“.

### *Den Himmel entmythologisieren*

Die griechischen philosophischen Denker vor Sokrates, die sogenannten Vorsokratiker, setzten ihr Bemühen darin, den Himmel gleichsam zu entmythologisieren, ihn naturwissenschaftlich-nüchtern zu erfassen. Doch ihre physikalischen Himmelstheorien irritierten die Gläubigen und ganz gewiss die offiziellen Verwalter des Glaubens. Ein Vordenker jener frühen Aufklärung, Anaximander, wird hart verurteilt, der Philosoph Sokrates verteidigt ihn.

### *Der Himmel und Erde geschaffen hat*

Im Alten und Neuen Testament ist der Himmel Geschöpf. Auch er wird, wie die ganze Schöpfung, dereinst vergehen. So kann er nicht Ort Gottes sein. Weder Erde noch Himmel vermögen Gott zu fassen. Dennoch kann das Aufreißen des Himmels, der sonst verhüllende Wirkung hat, die endzeitliche Wirklichkeit anzeigen, und das Bild der Himmelsleiter steht biblisch, im Alten wie im Neuen Testament, für den außerordentlichen, den wunderbaren Kontakt zwischen Gott und Mensch.

*Das Himmelreich*

Himmelreich, so hieß der Lebensmittelladen meiner zweiten Kindheit, ab neun Jahren. War Himmelreich eigentlich auch eine Bäckerei? Ich stelle mir Genüsse vor, die offenbar so geheim waren, dass ich sie nicht genau erinnern kann. Ich denke an die Wandfarbe, oder nur an die Werbeschrift in weiß-blau. Ich muss wohl meine Geschwister fragen. Muss ich mehr dazu sagen? Eigentlich nicht. Vielleicht aber doch. – Wie ging das für uns zusammen mit dem Himmelreich, von dem im Gottesdienst damals so eindringlich die Rede war? Wie haben wir eins und eins zusammgezählt, oder sogar auseinandergehalten, eins und eins?

*Reich Gottes*

Und warum kommen sich im Christentum der geschaffene Himmel und der Schöpfer, Gott, überhaupt so unvergleichlich nahe? Im Frühjudentum wird Himmel zur Chiffre für den unaussprechlichen Gottesnamen. Bei Matthäus findet sich darum die Rede vom Himmelreich, die die Rede von der Gottesherrschaft, vom Reich Gottes, in Jesu Verkündigung aus Achtung vor dem Gottesnamen ersetzt.

*In den Himmel kommen*

Allein bei dem Lukas-Evangelisten und in seiner Apostelgeschichte ist Jesu Weg zu Gott, dem Vater, als Himmelfahrt anschaulich geworden. Dabei ist aber auch hier Himmel keine schlicht räumliche Größe. Und Himmel als Inbegriff der Vollendung, der Hoffnung auf Vollendung, ist kein Ort, an den oder in den der Mensch gelangte, sondern eine persönlich, eine personal geprägte Wirklichkeit, die nicht antizipierbare, die unvorstellbare Gemeinschaft mit Gott. Was Himmel meint, übersteigt biblisch-christlich alle menschlichen Meinungen, Hoffnungen, Erwartungen. Es übersteigt menschliches Wünschen. Menschliches Sprechen versagt.

Antwort bleibt dennoch nicht aus. Der unaussprechliche, der unaussprechlich liebende, der himmlische und überhimmlische, der in seinem Logos beunruhigend tief hinabgestiegene Gott, der eine Schöpfer des Himmels und der Erde, er bleibt nicht stumm – und lässt die Stummen, die tödlich Verstummen, nicht stumm.

*Susanne Sandherr*

## Du hast mein Klagen in Tänzen verwandelt

### Kleiner Osterjubiläum aus dem Psalter

*Den Text des Liedes finden Sie auf Seite 110.*

**O**stern: in diese Rubrik ist unser einstrophiges, reim-, aber nicht kunstloses, nur drei Sätze umfassendes, in der Aussage jedoch großes Lied mit der Melodie von Johannes Falk (geb. 1963) im neuen Gotteslob eingeordnet. Eine plausible Entscheidung. Ostern ist ja das Fest der Verwandlung, das festliche Gedächtnis des Übergangs.

#### *Rettender Vorübergang*

Ostern, Gedächtnis des Übergangs, des Übergangs schlechthin. Seit den frühesten Zeugnissen wird die österliche Feier der Christen als Pascha bezeichnet, wie es sich uns zumal in den romanischen Sprachen erhalten hat. Das zugrunde liegende alt-hebräische Verb ist passach, was vermutlich „rettend abwehren“ bedeutete. Das Substantiv Pessach bezeichnet das Festritual, das zum jüdischen Pessach- oder Pascha [sprich: Pas-cha], dem Hauptfest des Judentums, gehört. Darin wird bis heute der Exodus aus dem Sklavenhaus Ägypten erinnert und vergegenwärtigt (Ex 12). Im christlichen Pascha wird zudem das griechische Verb

paschein [sprich: pas-chein], leiden, gehört. Dies wie auch die althebräische Bedeutungsnuance „rettend vorbeigehen, hinübergehen“ wird christlich früh auf den rettenden Vorübergang des Kyrios Jesus gedeutet.

### *Liturgie des Übergangs*

Die Liturgie der Osternacht ist weder Abend- noch Nachtliturgie, sondern eine Liturgie des Übergangs, „im Durchbruch von der Nacht zum Tag, also jener Zeit, da es hell genug wäre, im Gesicht irgendeines Menschen den Bruder oder die Schwester zu erkennen“, wie der katholische Systematiker Josef Wohlmuth in einer Besinnung auf Liturgie und Christologie des Osterfestes schreibt. Übergang vom Abend des Sabbats zum Sonnenaufgang des ersten Tages der Woche.

### *Durchbruch*

Unser österliches Lied „Du hast mein Klagen in Tänzen verwandelt“ jubelt über einen Durchbruch aus Finsternis und Enge ins Helle und Freie und dankt dafür. Der Liedtext besteht aus dem zwölften und dreizehnten Vers des 30. Psalms, der als „Lied zur Tempelweihe“ gekennzeichnet ist. Die ersten sechs Verse danken für eine Rückkehr ins Leben, die als Herausholen aus der Tiefe und als Heilung einer tödlichen Krankheit näher bestimmt werden. Gottes Zorn, so heißt es hier, währt nur einen Augenblick; seine rettende Güte aber trägt das ganze Leben. Und auf den Abend, der den Beginn der Nacht markiert, den Beginn der Zeit, in der wir der Bedrohung durch die Chaosmächte, dem Schmerz und der Angst ausgesetzt sind, folgt der Morgen, der Licht und Leben in ihr Recht setzt: „Wenn man am Abend auch weint, / am Morgen herrscht wieder Jubel.“ (V. 6) Und das ist kein allgemeines Sprichwort, keine psychologische Bauernregel – morgen sieht alles ganz anders aus –, sondern eine unvergleichliche und

zugleich universal wirksame Gottes-Erfahrung des biblischen Psalters.

### *Kann der Staub dich preisen*

Die anschließenden beiden Psalmverse blicken auf eine Zeit zurück, da der Beter oder die Beterin Glück als Selbstverständlichkeit betrachtete. Erst in der Not wurde ihm bzw. ihr bewusst, dass das so alltäglich anmutende Glück allein Gottes gute Gabe war. In seiner Todesnot tritt der Beter mit Gott in Verhandlungen: Als Toter nütze ich dir nichts! „Was nützt dir mein Blut, wenn ich begraben bin? / Kann der Staub dich preisen, deine Treue verkünden?“ (V. 10) Mit neuem Leben beschenkt, könnte der Beter jedoch Gottes Güte und Lebensmacht glaubwürdig bezeugen!

### *Mit Freude umgürtet*

Die beiden Verse nun, die den Text des biblisch bebilderten Osterliedes bilden, die Verse zwölf und dreizehn, schildern die Rettungserfahrung des Beters. „Da hast du mein Klagen in Tanzen verwandelt, / hast mir das Trauergewand ausgezogen und mich mit Freude umgürtet.“ (V. 12) Obwohl in den Machtbereich des Todes heillos hineingefallen, dunkler Grund der Totenklage, findet sich nun guter Grund zum rituellen Reigentanz der frohen Siegesfeier. Und auch der Kleidertausch, vom Buß- und Trauergewand zum Kleid der Freude, geht nicht auf die Initiative des Beters, der Beterin, zurück. All dies ist jenseits unseres Vermögens. Es ist unseres Gottes Tat: „Du hast ...“!

### *Einheit der Schrift*

Ist es erlaubt, Rettungs- und Auferweckungserfahrungen des Psalters christologisch auszudeuten? Die Frage hat recht. Denken wir zurückhaltend, nicht übergriffig. Denken wir an den

weiten – für alle Seiten herausfordernd weiten – Bogen, den die Liturgie der Osternacht ihrerseits spannt. „Die Liturgie gibt die hermeneutische [das Verstehen leitende, *Anm. d. Red.*] Regel: „Lies den Schöpfungshymnus von Gen 1 als Auferstehungstext; lies die Auferstehungsperikopen als Schöpfungstexte, die Befreiungsgeschichte Israels als Auferstehungstext und umgekehrt den Auferstehungstext als Befreiungsgeschichte“, so sagt es Josef Wohlmuth. Gott handelt, er handelt radikal schöpferisch. Sein Handeln schafft Raum, es räumt anderem und anderen Raum ein, ohne seinerseits in Enge und in Raum- und Atemnot zu geraten. Lass den Geisthauch zu, habe Glaubensmut – und hör zu.

*Susanne Sandherr*

## Yves Congar: Wegbereiter des Konzils

Das Yves Congar einer der wichtigsten Wegbereiter des Zweiten Vatikanischen Konzils werden sollte, war eine Überraschung. Schließlich hatte der Vatikan Yves Congar, einem der Hauptvertreter der sogenannten „Nouvelle Théologie“ (Neue Theologie), 1954 untersagt, weiter seine Lehrtätigkeit an der Hochschule der Dominikaner in der Nähe von Paris auszuüben. Seine ökumenischen Ansichten sowie sein Engagement unter den Arbeiterpriestern galten als unvereinbar mit der Auffassung der Kirche. Doch letztlich konnte der leidenschaftliche Ökumeniker nicht nur seine Vision einer katholischen Ökumenebewegung durchsetzen, sondern wurde sogar 1960 offiziell zum Berater der theologischen Kommission zur Vorbereitung des Konzils berufen. Es lag Congar auch völlig fern, zu provozieren oder gar zu spalten, sondern für ihn gab es keine Alternative zur Ökumene, deren letztes Ziel nur die sichtbare Einheit der Kirche sein konnte.

### *Ökumene lebt von persönlichen Begegnungen*

Yves Congar wurde am 13. April 1904 in Sedan geboren. Sehr früh reifte sein Entschluss, Priester zu werden, daher trat er 1921 in das Priesterseminar ein und studierte zunächst Philosophie am Institut Catholique in Paris. Nach seinem Militärdienst wurde Congar Dominikaner und begann sein Theologiestudium an der Ordenshochschule Le Saulchoir in Belgien. Nach seiner Priesterweihe unterrichtete er an der Hochschule, wobei sein besonderer Schwerpunkt auf der Lehre von der Kirche lag. Katholizität bedeutete für ihn, dass alle Kirchen und Konfessionen eine gemeinsame Grundlage und Einheit verbindet; dies hatte er insbesondere durch persönliche Begegnungen in Deutschland und England erfahren. In Kontakten mit evangelischen sowie anglikanischen Kreisen entdeckte er, wie viele Gemeinsamkeiten die Kirchen miteinander verbinden. In Paris gründete er einen ökumenischen Gesprächskreis, dem auch Orthodoxe angehörten. Theologisch faszinierte ihn besonders das Werk des Schweizer Theologen Karl Barth, mit dem er seit 1934 in einem regen Austausch stand. Geprägt hatte ihn auch Paul Couturier, der Begründer der Gebetswoche für die Einheit der Christen. Aus einer Vortragsreihe, die er im Rahmen der Gebetswoche abgehalten hatte, ging sein ökumenisches Hauptwerk „*Chrétiens désunis*“ (Gespaltene Christenheit) hervor, das er 1936 veröffentlichte und in dem er Möglichkeiten eines katholischen Ökumenismus verdeutlichte: Die orthodoxe Kirche sei als Schwesterkirche anzusehen und in den Kirchen der Reformation könne man kirchliche Werte und Elemente finden.

### *Aufbau eines innerkatholischen Netzwerks für Ökumene*

In seinem eigenen Orden gehörte Congar zu den treibenden Kräften eines ökumenischen Studienzentrums. Doch wollte Congar die Verbindungen aller derjenigen in der eigenen Kirche fördern, die sich dem Gedanken der Ökumene verpflichtet

fühlten. So organisierte er 1938 an seiner Hochschule ein erstes ökumenisches Treffen katholischer Ökumeniker. Sie alle verband miteinander, dass sie von Johann Adam Möhler inspiriert waren. Möhler hatte zu Beginn des 19. Jahrhunderts in Tübingen gewirkt und war einer der Hauptvertreter der sogenannten Tübinger Schule. In seinem Werk „Die Einheit der Kirche“ (1825) hatte Möhler die Konfessionen nicht als Gegensätze begriffen, sondern sah in ihnen sich ergänzende Bewegungen der Kirche, die sich nicht unversöhnlich gegenüberstehen, sondern bereichern und befruchten können. Eine Rückkehr aller übrigen Konfessionen in die katholische Kirche schloss Möhler aus, sondern erwartete vielmehr eine dynamische Entwicklung der Kirche, in deren Zukunft es zu einer Einheit in Vielfalt kommen könne. Congar veröffentlichte eine französische Übersetzung von Möhlers Hauptwerk in der von ihm herausgegebenen Reihe „Unam Sanctam“, um diese Vision auch einer breiteren Öffentlichkeit zugänglich zu machen. Während des Zweiten Weltkriegs geriet Congar in Gefangenschaft und konnte daher seine ökumenische Tätigkeit erst nach dem Krieg wieder aufnehmen.

### *Berater und Experte beim Zweiten Vatikanischen Konzil*

Von 1946 ab lehrte Congar wieder an der Hochschule der Dominikaner, die mittlerweile von Belgien in die Nähe von Paris verlegt worden war. Doch zunehmend gingen den Ordensoberen Congars ökumenische Gedanken zu weit. Eine deutsche Übersetzung seines eigenen ökumenischen Hauptwerkes konnte er nicht durchsetzen, letztlich wurde ihm für zwei Jahre die Lehrerlaubnis entzogen. Congar ging nach Jerusalem und Cambridge, schließlich nahm ihn Bischof Weber in Straßburg auf. Vermutlich auf Betreiben von Papst Johannes XXIII. selbst wurde Congar aber rehabilitiert und in die Vorbereitungsgruppe des Konzils berufen. Während des Konzils, bei dem er als Konzilsperitus, als theologischer Experte, wirkte, konnte er maßgeblich auf verschiedene

Dokumente Einfluss nehmen. Allen voran das Ökumenismuskret *Unitatis Redintegratio*, mit dem die katholische Kirche eine Wende hin zur Ökumene vollzogen und das an vielen Stellen Congars Gedanken aufgegriffen hat. In seinen Tagebüchern hat Congar den an vielen Stellen auch mühsamen Prozess der Konsensfindung eines solchen Dokumentes beschrieben. Congar kehrte später nach Paris zurück, musste aber dann 1982 wegen schwerer gesundheitlicher Probleme in ein Militärkrankenhaus ziehen. Ein gutes halbes Jahr vor seinem Tod wurde Yves Congar von Papst Johannes Paul II. sogar in den Kardinalsstand erhoben. Congar starb am 22. Juni 1995 in Paris.

*Marc Witzenbacher*

## Österlich leben

Ostern feiern Christen den Sieg des Lebens über den Tod, die Auferweckung Jesu von Nazaret, des Gekreuzigten. So weit, so gut. Was hat diese Feier mit mir selbst zu tun, mit meiner Art zu leben? Ich habe Osterfeste erlebt, an denen es mir schwerfiel, die Freude zu teilen, die frohen Lieder mitzusingen. Was hat es auf sich mit der Taufe, durch die ich eingesenkt bin in Jesu Tod und die mir mit ihm Leben verheißt (vgl. Röm 6,4)?

### *Als neue Menschen leben*

Wenn nicht das Kreuz, sondern Ostern das Siegel auf Jesu Leben ist, heißt das nicht für jede, jeden Glaubende(n): Lebe, wie Jesus gelebt hat? Lesen wir Röm 6,4 zu Ende: „...und wie Christus durch die Herrlichkeit des Vaters von den Toten auferweckt wurde, so sollen auch wir *als neue Menschen leben*.“ Paulus meint nicht erst ein jenseitiges Leben, sondern hat unser Hier

und Heute vor Augen. Anders tauchen wir aus dem Taufwasser auf, als wir darin untergetaucht sind. Schwierig nur, dass wir dies Untertauchen so meist nicht erleben. Doch das Neue, das uns in der Taufe, dem kleinen Tod, der kleinen Auferstehung, geschenkt ist, soll uns Getaufte prägen, tagaus, tagein.

### *Neu geschaffen im Geist*

Nicht ohne Grund findet sich in den Laudes am Sonntag oft die wunderbare Stelle Ez 36,25–27, in der Gott verheißt, er werde die Seinen mit Wasser reinigen und ihnen ein neues Herz und einen neuen Geist, *seinen* Geist verleihen, auf dass sie seine Gebote erfüllen. Die Verbindung zur Taufe liegt nahe, doch die Stelle wird offenbar auch mit Jesu Auferstehung (Sonntagmorgen!) in Beziehung gesetzt. Warum, leuchtet ein: Derselbe Gottesgeist, von dem Jesus erfüllt war (vgl. Mk 1,9f.), soll auch den Getauften zuteilwerden. Und dieser Geist ist nicht irgendein Schemen, Gespenst, er ist *Atem Gottes*, sein ureigenes Lebenselement. Neuschöpfung in der Taufe, Leben aus Gottes Geist: darin liegt der Grund, in dem wir Jesus ähnlich und befähigt werden, zu leben wie er.

### *Unendlich nah*

Geistbegabt wie Jesus – das ist schnell gesagt. Doch was bedeutet es? Um Nähe zu Gott geht es, aber nicht so, dass wir Gott nahe wären wie einem andern Menschen oder einem Baum, einem Brunnen in unserer Nachbarschaft. *Gott* ist *uns* nahe. Vielleicht sage ich es so: Tragen wir Gottes Geist in uns, atmet Gott selbst in uns. In dem Element, ohne das wir nicht leben können, ist Gott uns nah. Interior intimo meo, sagt Augustinus im dritten Buch der Bekenntnisse, der Verborgene ist mir innerer als mein Innerstes.

*Der innere Raum*

Am Leben Gottes Anteil erhalten: das ereignet sich, wo ich mich ihm zugänglich mache. Im Gottesdienst, der Schriftlesung, im Herzensgebet. Auch in der Bereitschaft, mich von Mitmenschen und Mitgeschöpfen berühren zu lassen. Gottes Nähe kann ich mir nicht verschaffen, doch wo ich mich öffne, wo ich ihn suche, kann er sich mir nähern. Geschieht dies, entsteht ein innerer Raum in mir, vielleicht nur ein Punkt, der den Fährnissen des Lebens nicht mehr so ausgesetzt ist wie mein Leib, meine wandelbare Seele, der mir zur Fluchtburg werden kann. Ein Punkt der Freiheit aus Nähe zu Gott, über den die Mächte des Verderbens keine Macht mehr haben. Viele haben dies im Gefängnis, ja sogar im KZ erlebt, Johannes vom Kreuz und Edith Stein sind vielleicht die Bekanntesten.

*Quelle des Lebens*

Johannes vom Kreuz hat in einem berühmten Gedicht von der Quelle gesprochen, die immer fließt – auch wenn es Nacht ist. Er entfaltet Jesu Verheißung an die Samariterin, das Wasser, das er gebe, werde im Empfangenden „zur sprudelnden Quelle werden, deren Wasser ewiges Leben schenkt“ (Joh 4, 14). Im Herzen des Menschen, der von Gottes Gegenwart erfüllt ist, wird wie in Ez 47, 1–12 aus dem Tempel ein Strom entspringen, der Heil und Segen spendet. Kraftvolle Bildwelten, die spüren lassen: Gottes Leben, so es in mir wächst, will und wird nach außen wirken, wird mich Wege führen, die Gottes Lebensfülle auch zu andern tragen.

*Gottes Reich*

Wir gelangen zum Kern von Jesu Botschaft: Wo Gott in Menschen lebendig wird, wo sie miteinander seine Werke tun, entsteht mitten im Irdischen eine Wirklichkeit, wachsen Räume, in denen

sich atmen lässt. Der Dichter und Theologe Christian Lehnert hat dies einmal eindrücklich geschildert, als er von seinen ersten Erlebnissen mit der Kirche berichtete. Nach seiner normalen DDR-Kindheit mit sozialistischem Gruß und Pionierhemd habe er mit zwölf, dreizehn Jahren die Jugendrunde in der Kirche als einen Raum der Freiheit erlebt, in dem sich offen über alles reden ließ.

### *Ernst und Würde*

Wer in der Spurweite Jesu lebt, dem verwandelt sich die Wirklichkeit. Die Hoffnung, die Gotteskindern zuteil wird, hindert die widerstrebenden Mächte gleichwohl nicht, sie zu bedrängen. Hass und Missgunst, Leid und Tod, Unrecht und Krieg bleiben, solange die Erde besteht. Auch wird jeder, jede, die dem Ewigen begegnet ist, stets wieder die Ferne erfahren – Menschen bleiben dem Wandel der Zeit unterworfen. Helfen kann eine Haltung, wie Paulus sie beschreibt: Von Ostern her wissen, dass die Gestalt dieser Welt vergeht, dass alles entschieden ist, in ihr leben *als ob nicht*, weil wir der Vollendung im Keim schon begegnet sind (1 Kor 7,29–31). Dem Geist trauen, der mit unaussprechlichem Seufzen in uns ruft und für uns eintritt (Röm 8,26 f.).

### *Solidarität mit Lebenden – und Toten*

Österlich leben: aus der Sehnsucht leben. Im Bund Gottes bleiben, der die Lebenden trägt und den Toten die Treue hält. Die Dichterin Nelly Sachs – ein Inbild des österlichen Menschen. Von den Leiden ihres, des jüdischen Volkes überwältigt, sind ihre Gedichte doch von dem einen Motiv durchzogen: „Vielleicht aber braucht Gott die Sehnsucht, wo sonst sollte sie auch bleiben“, die Sehnsucht, „das unsichtbare Erdreich, daraus die glühenden Wurzeln der Sterne treiben“, Hoffnung nicht nur auf, sondern *Anfang von* neuem Leben. Wer Leidenden Nähe erweist, Verzweifelte aufrichtet, Suchenden eine Ahnung vom Ziel

ihrer Sehnsucht gibt, wirkt das Werk der Erlösung, die mit Worten Franz Rosenzweigs „nichts anderes ist als Einsäen der Ewigkeit ins Lebendige“.

*Johannes Bernhard Uphus*

## Gottesdienste im ZDF

- Sonntag, 2. April 2017 – 9.30 Uhr,  
Evangelisch-Freikirchliche Gemeinde Schöneberg, Berlin  
(freikirchlich)
- Palmsonntag, 9. April 2017 – 9.30 Uhr,  
St. Severin, Aachen (kath.)
- Ostersonntag, 16. April 2017 – 9.30 Uhr,  
Banter Kirche, Wilhelmshaven (ev.)
- Sonntag, 23. April 2017 – 9.30 Uhr,  
St. Augustin, Coburg (kath.)
- Sonntag, 30. April 2017 – 9.30 Uhr,  
Johanneskirche, Darmstadt (ev.)

## domradio

- Eine aktuelle Auslegung des in MAGNIFICAT abgedruckten Tagesevangeliums hören Sie von Montag bis Samstag im domradio ab ca. 7.55 Uhr. Für die lebensnahe und tiefgründige Auslegung des Textes lädt domradio wöchentlich einen Priester oder qualifizierten Laien zu Live-Gesprächen ein. Sendung verpasst? Dann nutzen Sie das Archiv oder das Podcast-Angebot auf [www.domradio.de](http://www.domradio.de).
- Sonntags um 10 Uhr überträgt domradio einen Gottesdienst aus dem Erzbistum Köln sowie um 10 und 18 Uhr die Gottesdienste aus dem Kölner Dom live im Internet-TV auf [www.domradio.de](http://www.domradio.de). Die Predigt ist als Podcast erhältlich.
- Bei Fragen erreichen Sie domradio unter Tel. 0221 / 25 88 60.

# MAGNIFICAT

## DAS STUNDENBUCH

Die Heilige Woche 2017

*Das Apostolische Glaubensbekenntnis*  
Gelitten unter Pontius Pilatus,  
gekreuzigt, gestorben und begraben,  
hinabgestiegen in das Reich des Todes

Jesus, den Nazoräer,  
habt ihr durch die Hand von Gesetzlosen  
ans Kreuz geschlagen und umgebracht.  
Gott aber hat ihn von den Wehen des Todes  
befreit und auferweckt.

*Apostelgeschichte – Kapitel 2, Vers 22.23.24*

VERLAG BUTZON & BERCKER KEVELAER

**MAGNIFICAT. Das Stundenbuch,**  
© **Butzon & Bercker GmbH, Kevelaer**

Liebe Leserinnen und Leser!

Der erste Timotheusbrief ist wohl nicht die erste Schrift des Neuen Testaments, die Ihnen einfällt, wenn Sie gefragt werden, wo in der Bibel der römische Prokurator Pontius Pilatus erwähnt wird. Gegen Ende des Briefes (6, 13) wird auf Jesu Prozess vor Pilatus Bezug genommen, und es ist interessant zu sehen, in welchem Kontext dies geschieht. Nicht in erster Linie Jesu Passion steht im Mittelpunkt, sondern „das gute Bekenntnis“, das er vor seinem Richter Pilatus abgelegt hat und für das er als Zeuge eingetreten ist. Dieses Stichwort, „das gute Bekenntnis“, zuvor in V. 12 von Timotheus gesagt, stellt ihm den Herrn als sein Vorbild vor Augen. „Kämpfe den guten Kampf des Glaubens, ergreife das ewige Leben, zu dem du berufen worden bist“, heißt es dort.

Das *Bekenntnis* als Kampf für den Glauben, als Ergreifen des ewigen Lebens: dies könnte schnell so verstanden werden, als solle das Risiko, Jesus nachzufolgen, gemildert und die Gefahr für Leib und Leben, in die man als sein Anhänger geraten kann, kleingeredet werden. Ich glaube, die Wahrheit liegt tiefer. Für mich liegt der Schlüssel zur Stelle im *Ergreifen des ewigen Lebens*. Ähnlich wie der Tod Jesu bei Johannes die Erfüllung seiner Sendung („Es ist vollbracht“, Joh 19, 30) und damit den Durchbruch zum ewigen Leben markiert, fällt nach unserer Stelle im ersten Timotheusbrief das Ergreifen des ewigen Lebens mit der Bereitschaft zusammen, den Glauben standhaft zu bezeugen – auch in Situationen, die einem gefährlich werden können, wie Jesus das Verhör vor Pilatus.

Wer Gott begegnet ist, weiß, wofür einzustehen sich wahrhaft lohnt. Und kann aus der Glaubensbeziehung die Zuversicht gewinnen, dass Gott Kraft schenken und die Entscheidung mittragen wird.

*Ihr Johannes Bernhard Uphus*

# ZUM TITELBILD

## Fußwaschung

Echternacher Evangelistar,  
Abtei Echternach, um 1030,  
Ms 9428, fol. 78v,  
© Bibliothèque Royale de Belgique, Brüssel

Eine bewegte Geschichte liegt hinter dem Echternacher Evangelistar. Entstanden wahrscheinlich 1030/31 in der Reichsabtei Echternach, kam es spätestens im 13. Jahrhundert nach Bremen (die eingefügte Eidesformel der Erzbischöfe von Bremen zeugt davon), im 18. Jahrhundert nach Köln, 1794 nach Paris, bis es schließlich als Ausgleich für die Verluste durch die Französische Revolution nach Brüssel gelangte, wo es heute in der Bibliothèque Royale de Belgique aufbewahrt wird. Noch heute gibt es in Bremen (Staats- und Universitätsbibliothek) eine Schwesterhandschrift, die wenig später in Echternach entstanden ist und verwandte Miniaturen zeigt.

Das Format (20,2 x 14,5 cm) lässt nicht auf ein repräsentatives Manuskript schließen, doch der Inhalt ist einer großen Stiftung würdig: 310 verschiedene Perikopen auf 182 Blättern (wahrscheinlich handelt es sich um feinstes Hasenpergament) wurden mit insgesamt 41 Miniaturen und 13 Zierseiten geschmückt. Besonders auffällig ist die starke Betonung des Heiligen Stephanus, der außer einem Bild zum Fest seines Martyriums am 26. Dezember auch eine Folge von sieben Bildern zum Gedenktag der Auffindung seiner Gebeine am 3. August erhält. Sicher ist der Codex deshalb für eine Stephanuskirche geschaffen worden. Die Forschung vermutet die Kathedrale von Metz, wo er aber wahrscheinlich nie angekommen ist.

Eine Besonderheit der Miniaturen liegt in der starken Farbigkeit und der Einfachheit der Gestaltung, die unser Titelbild besonders schön zum Ausdruck bringt. Hier wäscht Jesus seinen Jüngern die Füße und gibt ihnen ein Beispiel des Dienens.

*Heinz Detlef Stäps*

## Ich habe euch ein Beispiel gegeben

### Joh 13, 1–20

Die Fußwaschung Jesu findet sich nur beim Evangelisten Johannes. Während die anderen drei Evangelisten vom Abendmahl Jesu mit seinen Jüngern berichten, erzählt Johannes, wie Jesus seinen Jüngern die Füße gewaschen hat. Das Abendmahl setzt er voraus („es fand ein Mahl statt“, Joh 13,2; Jesus „stand vom Mahl auf“, Joh 13,4), beschreibt es aber nicht. Dies hat theologische Konsequenzen. Wie Jesus seinen Tod unter den Zeichen von Brot und Wein als Selbsthingabe für die Menschen deutet, so versteht er bei Johannes die Zeichenhandlung des Fußwaschens als Selbsthingabe für seine Jünger; und in beidem schenkt er Gemeinschaft mit sich. „Wenn ich dich nicht wasche, hast du keinen Anteil an mir“ (Joh 13,8), so sagt Jesus zu Petrus. Wenn die Jünger sich von Christus das Brot reichen lassen, das sein Leib ist, dann haben sie Anteil an ihm. Wenn sie den Sklavendienst der Fußwaschung an sich vollziehen lassen, dann haben sie auch Anteil an Christus. Aber dabei dürfen sie nicht stehen bleiben. „Wenn nun ich, der Herr und Meister, euch die Füße gewaschen habe, dann müsst auch ihr einander die Füße waschen“ (Joh 13,14). Er hat ihnen ein Beispiel gegeben, damit auch sie so handeln, wie er an ihnen gehandelt hat (vgl. Joh 13,15). Und wenn wir diese inhaltliche Linie fortführen, so kommen wir zum Bild vom Weltgericht beim Evangelisten Matthäus, wo Christus sagt: „Was ihr für einen meiner geringsten Brüder [und Schwestern] getan habt, das habt ihr mir getan“ (Mt 25,40). Jesus identifiziert sich auf ganz radikale Weise mit den Menschen in Not, und jeden Dienst an ihnen charakterisiert er als einen Dienst an ihm. Er schenkt dem Dienenden Gemeinschaft mit ihm. Menschendienst ist Gottesdienst.

### *Der dienende Herr*

Unser Titelbild befindet sich im Echternacher Evangelistar vor der Perikope Joh 13, 1–17, 26 mit der Fußwaschung und den Abschiedsreden Jesu an seine Jünger, die am Gründonnerstag gelesen wurde. Dies ist nur in diesem Codex der Fall; die verwandten Handschriften bieten für den Gründonnerstag nur die Szene der Fußwaschung Joh 13, 1–15. Dadurch stellt der Buchmaler aber eine Verbindung zu Joh 13, 34 her: „Ein neues Gebot gebe ich euch: Liebt einander!“ Darauf spielt die Miniatur an, wenn im oberen Teil der Himmelsstreifen zu lesen ist (leider nicht auf dem Ausschnitt des Titelbildes): „Tu mandasti mandata tua custodire nimis.“ („Du hast deine Befehle gegeben, damit man sie genau beachtet“, Ps 119, 4).

Vor dem mehrstreifigen Himmel sehen wir (vgl. hierzu den hinteren Umschlag) ein Dach mit einer Fensterzone, die auf vier Säulen ruht. Während andere Handschriften aus dieser Zeit einen angedeuteten griechischen Tempel zeigen (z. B. der Egbert-Codex in Trier), stellt unser Titelbild eher eine christliche Basilika dar, mit Säulenstellung, Lichtgaden und Ziegeldach. Schön sind die Masken auf den mittleren Kapitellen, die äußeren zeigen Blattvoluten. Vor dieser Architekturkulisse spielt sich die eigentliche Szene der Fußwaschung ab. Jesus wird im Gegensatz zu den anderen Buchmalereien der Zeit in gebeugter Haltung gezeigt, nicht aufrecht. Er beugt sich hinunter, um Petrus, der mit drei anderen Jüngern auf einer (nicht sichtbaren) Bank sitzt, die Füße mit einem Leinentuch abzutrocknen. Getreu Joh 13, 4 hat er sein Obergewand abgelegt und das Leinentuch um die Hüften gegürtet. Er trägt ein violettes Untergewand. Sein Kopf wird von einem großen Nimbus umgeben, den ein Kreuz kennzeichnet. Jesus fasst mit beiden Händen nach dem linken Fuß des Petrus, um ihn abzutrocknen. Petrus hat ihn gerade aus der goldenen Wasserschale zwischen ihnen gezogen; netterweise sind der Fuß und die untere Wade

dunkler gezeigt als der obere Teil der Wade, weil sie nass sind. Petrus weicht zwar noch zurück vor der imposanten Figur des dienenden Meisters, aber es wird nicht die Phase der Abwehr gezeigt wie bei anderen Miniaturen. Petrus hat zugestimmt, dass der Herr den Sklavendienst an ihm vollzieht, wie die geöffneten Hände deutlich signalisieren. Beide Protagonisten schauen sich an; selten ist der Blick Jesu so von unten gezeigt wie hier. Die drei anderen Jünger sind in Haar- und Barttracht, in farblicher Gestaltung und Körperhaltung im Sinne der Variatio unterschiedlich dargestellt und entsprechen sich trotzdem. Der Mittlere, der durch sein leuchtendes Gewand hervorgehoben wird, ist gerade im Begriff, seinen Fuß in eine zweite Schüssel zu tauchen. Er scheint es kaum abwarten zu können, bis er an der Reihe ist.

### *Ein Beispiel des Dienens*

Die Miniatur beschränkt sich, wie es in der christlichen Kunst üblich ist, ganz auf die Darstellung der Szene der Fußwaschung, wie Johannes sie uns schildert. Es gibt keine Andeutung dessen, worauf es Jesus eigentlich ankommt: dass die Jünger seinem Beispiel folgen und einander die Füße waschen. Die Fußwaschung Jesu diene ja nicht in erster Linie der Säuberung der Füße, sondern sie sollte ein Beispiel sein, das seine Jünger nachahmen sollten. Wenn der Maler in einem Teil der Miniatur gezeigt hätte, wie die Jünger einander die Füße waschen, so hätte er den historischen Rahmen gesprengt und eher zur Verunklarung beigetragen. Und doch geht es genau darum: dem Beispiel Jesu zu folgen und einander zu dienen. Mit der Bildrede vom Weltgericht (vgl. Mt 25, 31–46) im Hinterkopf können wir sogar noch einen Schritt weiter gehen: Die Jünger sollen nicht nur einander die Füße waschen, sondern vor allem denen, die in Not sind. Den Hungernden, Durstigen, Fremden, Obdachlosen, Nackten, Kranken und Gefangenen sollen sie dienen. Dies ist eine Auf-

gabe, die in unserer heutigen Zeit nicht weniger aktuell ist als vor 2000 Jahren. Wenn wir uns für die Armen, die Flüchtlinge, die Kranken und die Menschen in Geiselnhaft einsetzen, dann folgen wir dem Gebot Jesu, einander zu lieben. Denn dieses handfeste Engagement, bei dem man die Ärmel hochkrempeln muss und sich die Hände schmutzig macht, ist genau das, was er unter Liebe versteht. Und dieses Gebot, so mahnt uns die Inschrift, sollen wir genau befolgen.

*Heinz Detlef Stäps*

## Gelitten unter Pontius Pilatus, gekreuzigt, gestorben und begraben, hinabgestiegen in das Reich des Todes

Wie kommt dieser Pontius Pilatus eigentlich ins Credo? Warum wurden neben der Mutter Maria nicht etwa Simon Petrus, also Simon, der Fels, oder Maria von Magdala, die Apostolin der Apostel, für würdig befunden, in den großen Bekenntnissen der Christenheit namentlich Erwähnung zu finden? Warum ausgerechnet der römische Machtpolitiker, der bei uns keine besonders gute Presse hat? Einerseits wird in der Forschung darauf verwiesen, dass die Nennung des Pilatus im Bekenntnis dazu diene, die geschichtliche Realität des Lebens und des Heil bringenden Leidens Jesu zu beglaubigen. „Pilatus ist kein Mythos, sondern reale Geschichte, in der gezeißelt, mit Dornen gekrönt und gefoltert wurde“, so der Schweizer Dogmatiker und Kurienkardinal Kurt Koch. Der Pilatusname steht für den politischen, öffentlichen Charakter der christlichen Religion, heißt es. Das Weltumspannende des Christentums sollte durch die Verknüpfung mit dem Weltpolitiker Pilatus – der der historische Pilatus allerdings nicht war – hervorgehoben werden. Die Geschichte der moralischen Abwertung oder gar Dämonisierung des römischen Statthalters habe zudem erst spät begonnen, im 11. Jahrhundert, zur Zeit des Investiturstreits, als kirchlich-klerikale und politisch-kaiserliche Interessen gegeneinander standen. Der evangelische Kirchenhistoriker Reinhard Staats spricht von einer eigentümlich beschönigenden Pilatusdeutung, die schon im Neuen Testament, v. a. im Johannesevangelium, begonnen habe. Sie entlaste den Vertreter der großen Politik von der Schuld am Tod Jesu und mache die Juden zu den eigentlichen Verfolgern. Jesus ist aber nicht aufgrund einer vermeintlichen Blasphemie hingerichtet worden, sondern weil er mit seiner Kritik an der Kommerzialisierung des Tempels das

römische Interesse an der fein austarierten Kooperation zwischen den Besatzern, die allein die Todesstrafe verhängen konnten, und den lokalen jüdischen Autoritäten zu stören drohte. Entschuldigung und Verharmlosung des Pilatus durchziehe dennoch die Väterliteratur. Halten wir aber fest, dass das Credo in seiner nüchternen und konzentrierten Sprache diese Sicht nicht verbreitet, nicht teilt: „gelitten unter Pontius Pilatus“.

### *Konzentration auf Jesu Geburt und Tod*

„Gelitten unter Pontius Pilatus, gekreuzigt, gestorben und begraben, hinabgestiegen in das Reich des Todes.“ Die Passionsgeschichten aller vier Evangelien sind in diesen wenigen Worten zusammengefasst. Es fällt uns nicht mehr auf, dass das Bekenntnis gar nicht vom Leben Jesu und von seiner Botschaft vom nahenden Gottesreich spricht, die er, ebenfalls nach dem Zeugnis der Evangelien, in Gleichnissen verkündet und durch zeichenhafte Heilungen beglaubigt hat, sondern von Empfängnis und Geburt unmittelbar zum Leiden und Sterben am Kreuz springt. Beim gläubigen Sprechen des Bekenntnisses durchschreiten wir mit Christus so in rascher Folge Himmel, Erde, Unterwelt, und alle Zeiten. Der katholische Dogmatiker Josef Wohlmuth hat darauf aufmerksam gemacht, dass diese Stadien nicht einfach hintereinander durchschritten, sondern ineinander verwoben werden. „Empfängnis, Geburt und Leiden werden vertieft durch ‚gekreuzigt‘, ‚gestorben‘ und ‚begraben‘ und kontrapunktiert durch ‚er stieg hinab‘, ‚erstand‘, ‚er stieg auf‘.“ Das Apostolicum gebraucht für Empfängnis und Geburt ebenso wie für Leiden, Kreuzestod und Begräbnis grammatische Formen, die das Erleiden betonen; der Abstieg in die Unterwelt wie der Aufstieg in die Sphäre Gottes, das Sitzen zur Rechten Gottes und das Kommen zum Gericht werden hingegen aktivisch ausgesagt. Dahinter steht einerseits, dass Weihnachten und Karfreitag, Inkarnation und Kreuz im frühchristlichen Ver-

ständnis bruchloser zusammengehören, als dies heutigem religiösem Empfinden naheliegt. Und auch wenn das Apostolische Glaubensbekenntnis nicht ausdrücklich sagt: „propter nostram salutem – um unseres Heiles willen“, so ist doch gerade hier, in der Konzentration auf Geburt und Tod, der soteriologische Aspekt, das Motiv der Erlösung, zentral. Jesu Tod ist die letzte Konsequenz seiner Menschwerdung, eine Konsequenz, die anderen Zeiten vielleicht klarer vor Augen stand als uns. Der Kyrios hat unsere Endlichkeit, Hinfälligkeit, Verletzlichkeit geteilt, aber diese seine grenzenlose Solidarität hat für uns tatsächlich entgrenzend, grenzüberschreitend, bestürzend und befreiend gewirkt. „Wo wir Leben ansetzen, kommt er zu Tode, wo wir den Tod wännen, bricht er zum Leben durch.“ (Josef Wohlmuth)

### *Der christliche Glaube an das Kreuz*

Joseph Ratzinger, der spätere Papst Benedikt XVI., schreibt in seiner „Einführung in das Christentum“: „Von manchen Andachtstexten her drängt sich dem Bewusstsein dann geradezu die Vorstellung auf, der christliche Glaube an das Kreuz stelle sich einen Gott vor, dessen unnachsichtige Gerechtigkeit ein Menschenopfer, das Opfer seines eigenen Sohnes, verlangt habe.“ Und er fährt fort: „Man wendet sich von einer Gerechtigkeit ab, deren finsterer Zorn die Botschaft von der Liebe unglaubwürdig macht.“ Dieses zweifellos real existierende Zerrbild verstellt und verdunkelt die Heilsbedeutung des Kreuzes. Die Kreuzesstrafe war schändlich, eine Sklavenstrafe, ein römischer Staatsbürger durfte sie nicht erleiden. Der frühe Kreuzes-Theologe Paulus weiß: Das Kreuz ist sinnlos, ein Symbol menschlicher Grausamkeit. Erst von Ostern her wird es zum Zeichen dafür, dass Gott diese unsere Grausamkeit nicht auf sich beruhen lässt, sie vielmehr machtvoll liebend durchkreuzt und neues Leben eben da aufleuchten lässt, wo nach menschlichem Ermessen alles verloren und vernichtet, wo alles aus ist.

Allein das Kreuz zählt, aber es zählt nur, wenn die Gottesgeschichte von Jesus als Liebesgeschichte erzählt wird, als Geschichte der unbegreiflich bleibenden und wundersam einmaligen Liebe und Treue zwischen Gott und Mensch.

*Susanne Sandherr*

## Theologie des Karsamstags

### Solidarität mit den Toten

Der Karsamstag ist ein Tag ohne Eucharistiefeier. Das heißt freilich nicht, dass er ein liturgieloser Tag wäre, denn das Stundengebet ist vorgesehen und gibt dem Karsamstag mit einer Trauermette eigenes Gewicht. Eine Theologie des Karsamstags ist im 20. Jahrhundert mit dem Namen des großen Schweizer katholischen Theologen Hans Urs von Balthasar (1905–1988) verknüpft, der sie vor allem in seinem „Mysterium Paschale“ (Ostermysterium) entfaltet hat. „Der Gang zu den Toten (Karsamstag)“ ist der betreffende Teil überschrieben.

#### *Tag der Stille*

Wofür steht der Karsamstag? Was sagt er uns? Wovon schweigt er? Er ist ein Tag der Stille. „Zum Totsein gehört diese Stille: nicht nur, was die Trauer der Überlebenden, sondern noch mehr, was das Wissen um den Verbleib und den Zustand der Toten angeht“, so von Balthasar, der die konsequente mitmenschliche Solidarität und darum die absolute Passivität des toten Jesus betont. Weil dieser wirklich Mensch wurde, ist er auch wirklich tot. „Wie er auf Erden solidarisch war mit den Lebenden, so ist er im Grabe solidarisch mit den Toten.“ Hier zeichnet sich ein Paradoxon ab. Die Solidarität eines Toten mit

den Toten scheint Gemeinschaft gerade auszuschließen: „Jeder liegt in seinem Grab.“ Und mit eben diesem Zustand der durch den Tod verhinderten aktiven, subjektiven Solidarität „wird Jesus zunächst einmal solidarisch“. Wie ist dann aber der Abstieg Jesu zu den Toten, den das Apostolicum bekennt, zu verstehen? Das eine ist mit dem anderen schwer zu vereinbaren. Balthasar will darum in seiner Untersuchung das, wie er sagt, „belastete Tätigkeitswort ‚herabsteigen‘ (descendere) ... vorläufig einklamern“.

### *Hinabgestiegen in das Reich des Todes*

Die Osterikonen der orthodoxen Kirche stellen eine wunderbare Szene dar. Eine Szene, die zwischen dem „begraben“ und dem „auferstanden“ spielt. Christus kommt ins Totenreich. Hades, der Herrscher dieses Reiches, liegt bereits am Boden, entmacht, gefesselt. Und Jesus führt zwei Menschen aus ihren Gräbern heraus, es sind die Ureltern Adam und Eva. Sie sind die Menschheit; Adam bedeutet Mensch, Eva ist die Lebensmutter aller Menschen. In einigen Ikonen gibt es dann eine richtige „Polonaise“ zu sehen, Jesus fasst Adam bei der Hand, der Eva beim Handgelenk fasst, diese nimmt sich einer anderen alttestamentlichen Gestalt wie König David oder Salomo an, um sie mit sich ins geschenkte neue Leben zu ziehen. Während die westlichen Osterbilder vorwiegend den einsam Auferstandenen zeigten, führe uns, so von Balthasar, der Osten die „soteriologisch-soziale Seite der Erlösungstat“ vor Augen.

### *Zu den Geistern gegangen*

Als biblische Grundlage des Gangs Christi zu den Toten gilt der Erste Petrusbrief (1 Petr 3, 18–19): „Denn auch Christus ist der Sünden wegen ein einziges Mal gestorben, er, der Gerechte, für die Ungerechten, um euch zu Gott hinzuführen; dem Fleisch

nach wurde er getötet, dem Geist nach lebendig gemacht. So ist er auch zu den Geistern gegangen, die im Gefängnis waren, und hat ihnen gepredigt.“ Wollte man dieses Osterereignis, die „Verwandlung des objektiven und passiven in einen subjektiven und aktiven Triumph“, mit Berufung auf den Ersten Petrusbrief in den Karsamstag eintragen, würde dies Balthasar zufolge die tiefe Ernstnahme der solidarischen Menschwerdung Jesu bis in die äußerste Dunkelheit des Grabes und bis in die Finsternis der Unterwelt hinein gefährden.

### *Consummatum est – es ist vollbracht*

Der Schweizer Theologe besteht auf der passiven Färbung der Zuwendung, der Zugewandtheit, des toten Jesus zu allen mit ihm und vor ihm Toten. Sein Gang zu ihnen ist keinesfalls ein Zusatz zu seiner erlösenden Solidarität mit allen Menschen, den lebenden und den toten, am Kreuz. Vielmehr ist, so von Balthasar weiter, Jesu „Solidarischsein mit dem Zustand der Toten die Voraussetzung für das im ‚Reich der Toten‘ sich durchsetzende und auswirkende, am Kreuz aber grundsätzlich abgeschlossene (consummatum est!) Werk der Erlösung“.

### *Zeichen des Jona*

Das Matthäusevangelium gibt einen für die christliche Glaubensüberlieferung und Ikonografie bedeutsam gewordenen Hinweis auf den Tod Jesu: „Denn wie Jona drei Tage und drei Nächte im Bauch des Fisches war, so wird auch der Menschensohn drei Tage und drei Nächte im Innern der Erde sein.“ (Mt 12,40) Der Verweis auf die Schriftgemäßheit der Auferstehung Jesu am dritten Tage findet sich zuerst bei Paulus (1 Kor 15,3); der Apostel weist hier vermutlich auf Jona 2,1–3 oder Hosea 6,2 hin.

*Solidarität im Tode*

Im Gang Jesu zu den Toten erkennt Hans Urs von Balthasar die letzte, äußerste Solidarität Jesu mit Sünde und Tod. Von ihr her nur kann die Hoffnung, nicht aber die gewährte Gewissheit geschöpft werden, dass am Ende die Hölle leer sein wird, weil sie, wie Josef Wohlmuth schreibt, „von der Liebe des Sohnes, der alles ‚propter nostram salutem‘ [um unseres Heiles willen, *Anm. d. Red.*] aufs Spiel setzte, durchschritten wurde“.

*Mit dem toten Gott tot sein*

Auch von Balthasar verweigert sich der allzu schlüssigen und allzu planen mechanisch-theologischen Schlussfolgerung, dass der Hades, die Totenwelt, nun leer sein müsse. Und doch ist seine Glaubens-Grunderfahrung die der unbedingten Solidarität Gottes in seinem Mensch gewordenen Sohn mit den Menschen, den lebenden und den toten. Wie kann die Kirche Christus dorthin begleiten, wo es keine Begleitung geben kann? Wo Solidarität, zu Ende gedacht, sich notwendig selbst aufhebt? – Lassen wir den Theologen des Karsamstags noch einmal selbst zu Wort kommen:

„Die Frage bleibt, wie solche Begleitung möglich sei – da der Erlöser stellvertretend in letzte Einsamkeit sich begibt – und ob sie anders als Begleitung gekennzeichnet werden kann als durch irgendwelche echte, das heißt christlich auferlegte Teilnahme an solcher Einsamkeit: mit dem toten Gott tot sein.“

*Susanne Sandherr*

## Theodizee

Der Begriff „Theodizee“, von Gottfried Wilhelm Leibniz geprägt, bezeichnet das Problem der Rechtfertigung Gottes angesichts des Leids in der Welt. Zwischen der Güte und Allmacht Gottes einerseits und der Tatsache des Leids und des Bösen andererseits besteht ein offenkundiger Widerspruch. Zwischen diesen Koordinaten bewegen sich auch die denkbaren und tatsächlich in der Geschichte unternommenen Versuche zu einer Lösung des Dilemmas. Sie laufen entweder darauf hinaus, dem Bösen und dem Leid doch irgendeinen Sinn zuzuschreiben, oder sie müssen am Gottesbegriff ansetzen. Doch keiner der Wege ist gangbar. Denn alle Versuche, Leiderfahrungen etwa pädagogisch als Gelegenheiten zur Reifung und zu menschlicher Vervollkommnung aufzuwerten, verkennen nicht nur die demoralisierende Wirkung wirklichen Leidens. Sie nehmen auch grundsätzlich dessen wesentliche, absolute Negativität nicht ernst. So schlagen sie zynisch den Opfern von Gewalt und Naturkatastrophen ins Gesicht, und all denen, die an ihrem unabänderlich verfehlten Leben leiden. Auch die Freiheit und Verantwortlichkeit des Menschen und das von ihm verschuldete Leid sind „noch einmal restlos umfasst von der Verfügung Gottes allein“ (Karl Rahner) und von ihm zu verantworten. Umgekehrt ist es aber auch nicht möglich, Gottes Allmacht oder Güte, die mit dem Gottesbegriff notwendig verbunden sind, infrage zu stellen.

### *Keine Antwort*

Zweifellos artikuliert die Theodizeefrage eines der fundamentalen Probleme der Menschheit. Und sie ist der Kern des modernen Problems eines als abwesend erfahrenen Gottes, wie es sich nach den Menschheitsverbrechen des 20. Jahrhunderts in einer „Theologie nach Auschwitz“ verschärft stellt. Schon Ge-

org BÜCHNER hat die Erfahrung des sinnlosen Leidens als „den Fels des Atheismus“ bezeichnet. Und Karl Rahner stellt fest, dass die „nackte Verzweiflung über die Absurdität unseres Leidens ... eigentlich die einzige Form des Atheismus ist, die man ernst nehmen muss“. Die Theodizeefrage muss gestellt werden. Nicht nur, weil sie im Raum steht, sondern auch aus Glaubensgründen – als Ausfluss der Verpflichtung, intellektuell redlich von der eigenen Hoffnung Rechenschaft zu geben (vgl. 1 Petr 3, 15) und in Erfüllung des biblischen Liebesgebots, angesichts dessen es sich verbietet, sich mit dem Leid, fremdem wie eigenem, abzufinden. Die Theologie tut gut daran zuzugeben, dass es auf das Dilemma der Theodizee keine Antwort gibt. Auch die Bibel gibt keine. Aber sie zeigt in der Gestalt Ijobs die Haltung des glaubenden Menschen im Leid, der vor Gott klagt, ihn befragen und ihm seine Sache vorlegen will (Ijob 5, 8), sich aber nicht von ihm abwendet. Und sie spricht von der Solidarität Gottes, der, in Jesus Mensch geworden, selbst alle Finsternisse des Lebens mit den Menschen geteilt hat.

*„... mit Gott selbst beantwortet“*

Die Rechnung des Lebens geht auch für den gläubigen Menschen nicht auf. Aber der Gläubige wird, Ijob gleich, auch im Leid Gott nicht schmähen. Die liebevolle Ehrfurcht gegen Gott ist eine zumindest gleich ursprüngliche und gültige Haltung wie der empörte Protest gegen das Leid. In der Unmittelbarkeit des gläubigen Ja zu Gott bleibt es richtig, dass es am Ende darum geht, dass der Mensch, so Karl Rahner, „sich in liebendem Schweigen der Unbegreiflichkeit Gottes übergibt“, und dass diese „Übergabe in das Geheimnis Gottes und des Todes wirklich von Gott als ewig gültig und ewig seligmachend angenommen, mit Gott selbst beantwortet ist“.

*Tobias Licht*

## Herzliebster Jesu, was hast du verbochen

*Den Text des Liedes finden Sie auf Seite 118f.*

**V**erbrechen, Verbrecher, ein harter Klang, wenn wir nicht gerade ironisch werden wollen: „Also, was habe ich denn jetzt schon wieder verbochen ...“

Doch genau diese anstößigen, denkbar unironischen Worte haben einst die Menschen um Jesus nicht gescheut, um den grausamen und niederschmetternden Tod des Freundes und Lehrers zu deuten. Um ihn zu erschließen, sich ihm anzunähern von den Heiligen Schriften Israels her, statt sich gegen ihn abzuschotten und vor ihm wegzulaufen. Im 53. Kapitel des Jesaja-Buches ist ja vom Gottesknecht die Rede, und diese Rede haben sie auf Jesus, seine Sendung, sein Leben, vor allem aber auf seinen unbegreiflichen, aber schließlich als heilend erfahrenen Tod und seine wunderbare Auferweckung bezogen. „Er wurde vom Land der Lebenden abgeschnitten / und wegen der Verbrechen seines Volkes zu Tode getroffen. Bei den Ruchlosen gab man ihm sein Grab, / bei den Verbrechern seine Ruhestätte.“ (V. 8–9) Doch das ist nicht das letzte Wort der Schriften über den Gottesknecht, und schon gar nicht Gottes letztes Wort über den werten Knecht, den lieben Sohn: „Deshalb gebe ich ihm Anteil unter den Großen, / und mit den Mächtigen teilt er die Beute, weil er sein Leben dem Tod preisgab / und sich unter die Verbrecher rechnen ließ. Denn er trug die Sünden von vielen / und trat für die Schuldigen ein.“ (V. 12)

*Der Herzliebste – ein Verbrecher*

Jesus, der eine Sündelose, ein Verbrecher? Zwischen ihn und unsere Verbrechen passt jedenfalls, nach dem beunruhigenden und doch befreienden biblischen Verständnis, kein Blatt. Es

sollte kein Blatt dazwischen passen. Er trat für die Schuldigen ein, er trat an ihre Stelle. An unsere Stelle. Du hast uns angeschaut und hast unseren Platz eingenommen. Notgedrungen? Von unserer Not gedrängt, sich unser im Herzen erbarmend. Darum kann Johann Heermanns um 1630 entstandenes Passionslied die Frage wagen: „Herzliebster Jesu, was hast du verbrochen?“ Der Herzliebste, ein Verbrecher?

### *Schlesischer Hiob*

Johann Heermann, geboren 1585, gestorben 1647, wurde der „schlesische Hiob“ genannt, ein Hinweis auf seine körperlichen Krankheiten und vermutlich auch seelischen Leiden. Heermann wirkte als evangelischer Pastor in Köben, trat aber vor allem durch ein reiches geistliches dichterisches Werk hervor. Heermann war eine Berühmtheit seiner Zeit, die von noch heute namhaften zeitgenössischen literarischen Größen wie Andreas Gryphius und Martin Opitz anerkannt und sogar dichterisch gewürdigt wurde. Heermanns Lied wurde von Johann Crüger 1640 mit einer Melodie aus dem 16. Jahrhundert vertont. Es hatte ursprünglich 15 Strophen, die gedanklich dem Schema des vierfachen Schriftsinnes folgen. Das Evangelische Gesangbuch (EG 81) bietet noch elf der ursprünglich 15 Strophen, neben den ersten fünf Strophen die ursprünglich siebte, achte, neunte, 13., elfte und 15. Strophe. Das katholische Gotteslob (GL 290) bringt die ersten vier Strophen von Heermanns Lied, das nicht nur auf die biblischen Passionserzählungen, sondern auch auf eine Meditation von Anselm von Canterbury (1033–1109) über das Leiden Christi zurückweist.

### *Der gute Hirte leidet für die Schafe*

Jede Schriftstelle, so beginnt die Lehre vom vierfachen Schriftsinn, ist zunächst einmal buchstäblich zu nehmen. So ge-

ben die ersten beiden Strophen nüchtern das biblische Geschehen wieder, v. a. nach Markus und Matthäus. Jesus wird verurteilt, geißelt, mit Dornen gekrönt, mit Essig getränkt, ans Kreuz gehenkt. Die dritte und vierte Strophe fragen nach dem Warum. Was ist der Glaubenssinn dessen, was geschehen und in den ersten beiden Strophen geschildert ist? Und sie geben Antwort, in der ersten Person. „Ach, meine Sünden haben dich geschlagen.“ Ich, ich selbst, habe verschuldet, was du erduldet (vgl. dritte Strophe). Die Schlussstrophe spricht von einer so wunderlichen wie wundersamen Strafe: „Wie wunderbarlich ist doch diese Strafe! / Der gute Hirte leidet für die Schafe.“ Eine Strafe für eine nicht begangene Tat? Ist das nicht ein Verbrechen? Es sei denn, es handelt sich um eine Gabe, eine Hingabe: für dich, für euch. „Der gute Hirte leidet für die Schafe; / die Schuld bezahlt der Herre, der Gerechte, / für seine Knechte.“ (Vierte Strophe)

### *Wie wunderbarlich*

Im Text der Matthäuspassion von Johann Sebastian Bach findet sich im „Actus Pilati“ als Choral eben die vierte Strophe von Heermanns Passionslied: „Wie wunderbarlich ist doch diese Strafe ...“ Die ersten drei Strophen werden wohl als bekannt hinzugedacht. Es geht nicht darum, angesichts des Todes Jesu auf Pilatus und vor allem nicht auf „die Juden“ mit dem Finger zu zeigen, wie dies in der Geschichte der Kirche wieder und wieder, unmenschlich, widergöttlich, und mit den furchtbarsten Folgen, geschah. Das „Warum“ unseres Passionsliedes mündet nicht in den adamitischen Fingerzeig auf den anderen, die andere (Gen 3,8–13) und trägt gerade so schon die Spur der Erlösung an sich. „Wie wunderbarlich ist doch diese Strafe“ – jene Strafe, die der Hirte für die Schafe auf sich genommen und durchlitten hat: Diese Formulierung, die die Schlussstrophe des Liedes in der vorliegenden Fassung einleitet, kann und muss

die Wirklichkeit von Jesu Leiden und stellvertretendem Strafleiden nicht ausblenden, denn sie wird doch schon von eben dem Licht erhellt, das aus ihm dringt – und das wohl alle Wunden, die mir und die von mir dir geschlagenen, heilt.

*Susanne Sandherr*

## Johannes Bugenhagen: der Beichtvater Luthers

Häufig führen die Menschen, die Martin Luther begleiteten und ihm als Freunde zur Seite standen, ein Schattendasein im Glanz des Reformators. So auch Johannes Bugenhagen, der nicht nur Luthers Beichtvater war, sondern ihn auch getraut hatte und die Ansprache auf Luthers Beerdigung hielt. Der Stadtpfarrer von Wittenberg war hochgebildet, aber ein theologischer Autodidakt. Umso mehr ist bemerkenswert, wie groß sein – nicht zuletzt auch theologischer – Einfluss im Hintergrund der reformatorischen Bewegung war. Bugenhagens Umsicht und seinem Verhandlungsgeschick ist es zu verdanken, dass aus den oft chaotisch wachsenden reformatorischen Gemeinden geordnete Gebilde wurden. Er erarbeitete zahlreiche Kirchenordnungen und setzte sich vor allem für eine breite Bildung der Bevölkerung und eine solide Ausbildung der Geistlichen ein. „Doctor Pomeranus“, wie man Bugenhagen in Wittenberg nannte, kann sicher als der einflussreichste Reformator neben Luther und Melanchthon gelten.

### *Ein begnadeter Lehrer*

Johannes Bugenhagen wurde als Sohn eines Ratsherrn am 24. Juni 1485 auf Wollin, einer Nachbarinsel Usedom, geboren.

Bereits mit 16 Jahren wurde der begabte Junge in Greifswald immatrikuliert, brach aber sein Studium ab, um sich seiner eigentlichen Leidenschaft, der Pädagogik, zu widmen. 1504 wurde Bugenhagen Rektor und Lehrer an der Stadtschule in Treptow an der Rega. In dieser Zeit begann er bereits, biblische Studien zu betreiben und sich intensiver mit der Theologie zu beschäftigen. Angezogen von den Schriften des Humanisten Erasmus entwickelte er eine große Leidenschaft, selbst an die Quellen zu gehen und die biblischen Schriften in der Originalsprache zu lesen. Sein Unterricht muss lebendig, interessant und erfolgreich gewesen sein, denn bereits nach kurzer Zeit strömten Schüler aus der ganzen Gegend zu Bugenhagen, um sich von ihm vor allem in der Auslegung der Bibel unterrichten zu lassen. „Verständig, fröhlich und lustig“ sollte der Unterricht sein, war Bugenhagen überzeugt, und dieses Konzept ging auf. Schließlich reifte in ihm der Entschluss, doch in den Dienst der Kirche zu treten, und er wurde 1509 zum Priester geweiht. Er übernahm ein Vikariat an der Marienkirche in Treptow und unterrichtete angehende Geistliche im Priesterseminar. Sein Ruf reichte bis zum Herzog von Pommern, der ihn 1517 damit beauftragte, eine Reise durch das Herzogtum zu machen und eine Geschichte des Herzogtums zu verfassen. Die Zustände, die Bugenhagen in den Gemeinden antraf, erschütterten ihn. Ungebildete Geistliche, schlechte Predigten und eine mangelnde Seelsorge machten ihm große Sorgen. Aus seinen Beobachtungen machte er in Kommentaren seiner Handschrift für die „Pomerania“, eine der ersten Landeschroniken, keinen Hehl, blieb seiner Kirche aber treu und wollte die Zustände durch eine solide Bildung verbessern.

### *Bekanntschaft mit Luther*

1520 kam Bugenhagen in Berührung mit Schriften Martin Luthers, insbesondere mit einem Bestseller des Reformators, „Von

der babylonischen Gefangenschaft der Kirche“. Luthers Thesen stießen Bugenhagen zunächst sauer auf, und er hielt den Wittenberger Professor für einen Ketzer und Aufrührer. Doch treu seinem humanistischen Geist wollte er sich nicht seinen Vorurteilen ausliefern und beschäftigte sich intensiv mit Luthers Ablassthesen und einigen anderen Schriften. Diese begeisterten ihn mehr und mehr, bis er schließlich 1521 nach Wittenberg reiste, um bei Luther zu studieren. In Wittenberg wohnte Bugenhagen bei Melanchthon und begann an Studien zu den Psalmen, die er 1523 veröffentlichte. Bereits 1522 heiratete er und hatte sich damit endgültig der Reformation angeschlossen.

### *Stadtpfarrer von Wittenberg*

Johannes Bugenhagen wurde gegen den Willen des Stiftskapitels 1523 Stadtpfarrer von Wittenberg und begann umgehend mit der Neuordnung des Gottesdienstes, des Schulwesens und der Diakonie. Er arbeitete mit Luther zusammen an dessen Bibelübersetzung und hielt zahlreiche exegetische Vorlesungen. Die kirchliche Organisation gelang ihm so überzeugend, dass er viele attraktive Stellenangebote im ganzen Land bekam, aber Bugenhagen wollte in Wittenberg bleiben. Er verfasste mehrere Kirchenordnungen und half auch persönlich in vielen Gegenden mit, die neuen Gemeinden zu organisieren und in rechte Bahnen zu lenken. Zwischen 1528 und 1542 unternahm er zahlreiche Reisen. Während seiner Abwesenheit wurde er von Luther selbst als Prediger in der Wittenberger Stadtkirche vertreten. 1533 wurde Bugenhagen promoviert und damit ordentliches Mitglied der Theologischen Fakultät in Wittenberg. Seine Schriften, darunter eine berühmt gewordene Harmonie der Passionsgeschichte aus den vier Evangelien, hatten sich bis nach Grönland verbreitet. Christian III., König von Dänemark, holte Bugenhagen 1535 als Professor nach Kopenhagen, wo er 1538 sogar Rektor der neu gegründeten Universität wurde. Aber Wit-

tenberg blieb seine eigentliche Heimat. Als Beichtvater Luthers war Bugenhagen dem Reformator geistlich sehr nahe und war ihm ein wichtiger Ratgeber und Freund. Nach dem Tod Luthers 1546 wurde Bugenhagen zu einer der einflussreichsten Persönlichkeiten in Wittenberg, vor allem, als der Kaiser die Reformatoren aus der Stadt vertrieb, unter anderen auch Melanchthon. Bugenhagen blieb. Doch ließen auch seine Kräfte nach, er starb am 20. April 1558 in Wittenberg.

*Marc Witzenbacher*

## Mysterium der Verwandlung

Gibt es eine Auferstehung *vor* dem Tod?“ Paradox erscheint diese Frage Menschen des 21. Jahrhunderts deshalb, weil Leben und Tod in erster Linie biologisch verstanden werden: Ein Mensch lebt, solange Herz, Atmung und Gehirn funktionieren. Dagegen kommt die christliche Botschaft schwer an, zumal das Stichwort „Auferstehung“ zumeist auch nur im Blick hat, was dem Menschen *nach* seinem Tod verheißen ist.

### *Unterschiedliche Bedeutungsebenen*

In der Bibel hingegen haben die existenziellen Urworte „Tod“ und „Leben“ oft unterschiedliche Bedeutungsebenen. In der Auferweckung des Lazarus etwa sagt Jesus zu Marta: „Ich bin die Auferstehung und das Leben. Wer an mich glaubt, wird leben, auch wenn er stirbt, und jeder, der lebt und an mich glaubt, wird auf ewig nicht sterben.“ (Joh 11, 25–26) Zweierlei fällt daran auf: „Leben“ und „Sterben“ sind nicht einfach physisch gemeint. Und Jesu Lebenszusage hängt ganz an seiner Person, genauer: am Vertrauen zu ihm.

### *Todeserfahrungen – mitten im Leben*

Die große Verheißung des johanneischen Jesus kann als Höhepunkt eines Zusammenhangs verstanden werden, der schon in den Psalmen erkennbar ist. Widrige Erfahrungen wie Feindseligkeit, Verachtung und Krankheit beeinträchtigen nicht nur das Lebensgefühl, sie werden als Todesmächte empfunden, als Vorboten des Untergangs. Bildlich werden sie mit dem Ertrinken in Wasserfluten und dem Versinken im Sumpf (Ps 69 u. ö.), ja, mit dem Eingang ins Totenreich (Ps 30; 88) verbunden. Mag der Betende auch physisch in Sicherheit sein: was wir seelische Not nennen würden, erlebt er ebenso, wie wenn seine leibhafte Existenz bedroht wäre.

### *Die Rettung: höchst persönlich*

Todesmächte mitten im Leben, das ist das eine. Doch auch die Rettung, die Erneuerung der Gesundheit kommt in den Psalmen vielfach vor – oftmals in den Klagepsalmen, die das Leiden besonders eindrücklich in Worte fassen (vgl. etwa Ps 22). Wesentlich daran ist, dass stets der lebendige Gott es ist, der für seine rettende Macht gepriesen wird. Die Klage, die sich an ihn richtet, erhofft von ihm die Wende. Jede Notlage, die vor Gott getragen wird, gibt ihm Gelegenheit zu erweisen, was sein Name JHWH sagt: „Ich bin der ‚Ich bin da‘.“ (Ex 3, 14)

Lebendig ins Bild gesetzt findet sich dies im Gleichnis vom verlorenen Sohn (Lk 15, 11–32). Seine Situation in der Fremde (V. 14–16) versinnbildlicht das Erleben der Gottferne, wie es in den Psalmen oft zum Ausdruck kommt. Wie geschieht nun die Wende in der Erzählung? Der Vereinsamte „geht in sich“ und wird gewahr, wie gut er es bei seinem Vater hätte. Er macht sich auf und kehrt zurück zu ihm, bereit, sein Versagen einzugestehen. Der Akt der Umkehr, der für die Bibel so zentrale Bedeutung hat, ist hier ins Bild gesetzt; das Schuldbekennnis

(V. 18 f.) erinnert stark an *den* Umkehrpsalm 51. Zwei sprachliche Aspekte verdienen Beachtung: Das Aufbrechen zum Vater, erste Umkehrhandlung und Wendepunkt in der Erzählung, wird im Griechischen mit dem Partizip *anastás* ausgedrückt, in dem das Substantiv *Anástasis* „Auferstehung“ anklingt. Darin wird ein wesentlicher Zusammenhang aus dem Hebräischen greifbar. Die Umkehr des Menschen und Gottes Wenden seines (des Menschen) Geschicks werden mit demselben Verbum *schuv* „wenden“ bezeichnet. Schon im ersten Schritt heimwärts ereignet sich „Auferstehung“: Indem der Sohn sich des Vaters erinnert und zu ihm aufbricht, „auf(er)steht“, umkehrt, beginnt der Weg, an dessen Ende der Vater, unerwartet, selig, das Elend des Wiedergefundenen wendet.

### *Eucharistische Gaben*

Der Weg des Sohnes zum Vater lässt an die Eucharistiefeyer denken. Wenn Christen sich aufmachen zum Gottesdienst, wenn die Gaben aus den Reihen der Gemeinde zum Altar gebracht werden, ist darin die Umkehr aus dem „Elend“ (ursprünglich: „Ausland“) zum Vater symbolisiert. In Brot und Wein, der „Frucht der Erde, des Weinstocks und der menschlichen Arbeit“, verdichten sich die Mühsal des Lebens, die Anfälligkeit des fleischlichen Leibes, der so leicht vergossene Lebensträger Blut – Inbegriff des Exils in der Welt. Tod und Auferstehung Jesu feiern bedeutet dann: wir tragen unser bedrohtes Leben mit Christus hin vor unsern Vater – und empfangen es von ihm, der uns voll Sehnsucht erwartet, in Christus neu und verwandelt zurück.

Was Sprache nie einholt, ist im symbolischen Geschehen je neu zu durchleben: dass unser armes Ego, das der Sohn in der Fremde gesucht und doch verloren hat, dann zum Träger des Heiles verwandelt wird, wenn wir es vor den Vater hintragen. Dank seines Segens wird es zur Nahrung, zur Quelle der Freude

für die Vielen, werde ich zu dem Gotteskind, zu dem ich doch vor dem ersten Herzschlag erschaffen bin. Das tote Ich überwinden – das beginnt biblisch mit jedem ersten Schritt, den ich auf den Vater hin tue – und den er mit seiner Sehnsucht nach dem Verlorenen von Anfang an umfängt.

### *Dem Leben dienen*

Tod und Leben ereignen sich tagaus, tagein. Dienen wir dem Leben! Indem ich mich Menschen zuwende, die meiner Hilfe konkret bedürfen. Das ereignet sich auch, ohne dass ich etwas wahrnehme. Ihnen fällt schwer, das zu glauben? Versuchen Sie Folgendes: Wenn Menschen, die Ihnen nahestehen, von schwierigen Situationen erzählen – schauen Sie einmal, was Sie selbst in diesem Augenblick getan haben. Vielleicht waren Sie in einer Kirche und haben ein Licht entzündet, ohne zu wissen für wen. Oder Sie waren innerlich nah bei diesem Menschen, ohne zu ahnen warum. Sie bewegte ein Gebet, ein Bibelvers, von dem nicht klar war weshalb. Waren das Zeiten, waren das Worte, die diese Menschen zu dem Zeitpunkt nötig hatten?

Es gibt solche Momente. Man kann sie abtun. Auf die verborgene Wirksamkeit innerer Nähe lässt sich nicht rechnen, nur vertrauen. Doch wie eine jüdische Weisheit sagt, ist jede Sekunde die Pforte, durch die der Messias eintreten kann. Meine Lieben (und weniger Lieben) kann ich im Herzen mit in die Kirche nehmen, ihnen in meiner stillen Zeit Raum geben, beim Angeschlüssen leise ihre Namen sagen. Grad so, wie sie mir kommen.

*Johannes Bernhard Uphus*

# MAGNIFICAT

## DAS STUNDENBUCH

Mai 2017

*Das Apostolische Glaubensbekenntnis*

Er sitzt zur Rechten Gottes, des allmächtigen Vaters;  
von dort wird er kommen zu richten  
die Lebenden und die Toten

Würdig ist das Lamm, das geschlachtet wurde,  
Macht zu empfangen, Reichtum und Weisheit,  
Kraft und Ehre, Herrlichkeit und Lob.

*Offenbarung des Johannes – Kapitel 5, Vers 11*

VERLAG BUTZON & BERCKER KEVELAER

**MAGNIFICAT. Das Stundenbuch,**  
© **Butzon & Bercker GmbH, Kevelaer**

Liebe Leserinnen und Leser!

Ich glaube, rechts und richtig hängt irgendwie zusammen“, hat Konrad Adenauer einmal gesagt. Natürlich spielt er damit auf seine politische Haltung an, doch der Zusammenhang ist ein anderer: 1962 erläuterte er in einem Interview der Ufa-Wochenschau, worauf es beim Boccia-Spiel ankommt (vgl. Der Spiegel 19, 1962, 20). Im Kontext dieses Satzes geht er auf die Wurfhand ein. Eine Mitspielerin werfe mit links; doch für ihn ist „die rechte Hand doch immer sehr viel besser“, sind die Würfe folglich aussichtsreicher. Man meint, darin ein Augenzwinkern des „alten Fuchses“ zu hören, doch rührt er an ein empfindliches Thema.

Mindestens jeder zehnte Mensch, vermutlich deutlich mehr, ist Linkshänder. In einer Umgebung, die von Rechtshändern dominiert ist, bringt das ständig neue Herausforderungen. Denn viele Geräte sind wie selbstverständlich auf eine Bedienung mit rechts ausgelegt. Für einen Großteil älterer Linkshänder reicht das Problem jedoch weiter: Bis in die 1980er-Jahre hinein wurde versucht, linkshändige Menschen auf rechts „umzulernen“, was für die Betroffenen massive Folgen nach sich ziehen konnte: Lernschwierigkeiten in der Schule, mangelndes Selbstvertrauen bis hin zu Depressionen. Heute weiß man, dass die in vielen Kulturen verbreitete Bevorzugung von Rechts sich hier höchst negativ ausgewirkt hat (siehe S. 346–349).

Und die Bibel? Natürlich spielt auch in ihr das Schema Rechts-Links eine Rolle, man denke nur an das Weltgericht, wo Christus die Schafe zu seiner Rechten, die Böcke zur Linken sammelt (Mt 25, 33). Doch gerade das Gericht hat oft ungeahnt positive Beiklänge: Recht und Gerechtigkeit, ja Jubel und Freude (vgl. Ps 96, 9–13, unten S. 309–310, oder Jes 26, 8f., S. 318). Da geht es glasklar darum, dass jeder, jedem Recht widerfährt – so wie es gut und förderlich ist.

*Ihr Johannes Bernhard Uphus*

# ZUM TITELBILD

## **Maria lactans**

Jean Fouquet, Stundenbuch des Étienne Chevalier,

Tours, um 1453–1456,

Musée Condé, Chantilly, Ms 71, fol. 5r,

© bpk – Bildagentur für Kunst, Kultur und Geschichte /

RMN – Grand Palais / René-Gabriel Ojéda

Mit Jean Fouquet (um 1420 – um 1481) erreichte die französische Malerei des 15. Jahrhunderts ihren Höhepunkt. Der Künstler, der sowohl aus der französischen als auch der flämischen und der italienischen Malerei schöpfte (als junger Maler verbrachte er mindestens drei Jahre in Italien), hat als Tafelmaler gearbeitet, der Schwerpunkt seines Wirkens lag aber auf der Buchmalerei. Sein Hauptwerk ist das Stundenbuch für Étienne Chevalier (um 1410–1474), Sekretär und Finanzminister König Karls VII. von Frankreich. Chevalier war als königlicher Hofbeamter zu großem Einfluss und Reichtum gelangt und wollte dies durch die Beauftragung eines entsprechend prächtigen Stundenbuchs dokumentieren.

Dieses Stundenbuch muss eine der schönsten Handschriften des 15. Jahrhunderts gewesen sein, doch es erlitt ein schlimmes Schicksal. Ende des 18. Jahrhunderts wurden die Miniaturen auf barbarische Weise aus dem Buch herausgeschnitten und auf Holztafeln geklebt. Die Textseiten gingen bis auf zwei verloren. Die 47 erhaltenen Miniaturen sind heute auf mehrere Museen und Bibliotheken verteilt. Wie das Buch einmal ausgesehen hat, kann heute nicht mehr sicher rekonstruiert werden. Trotzdem kann jede der erhaltenen Miniaturen als ein eigenständiges Kunstwerk gewürdigt werden.

Unser Titelbild zeigt den rechten Teil einer ursprünglichen Doppelseite: Inmitten eines himmlischen Hofstaats sitzt die Gottesmutter in einem prunkvollen gotischen Kirchenportal und stillt ihren Sohn. In der höchstmöglichen Darstellung himmlischen Glanzes ist somit die irdische Natur des Gottessohnes betont.

*Heinz Detlef Stäps*

## Gesegnet ist die Frucht deines Leibes

Im Marienmonat Mai werfen wir einen ganz besonderen Blick auf die Gottesmutter. Unser Titelbild zeigt keine biblische Szene, wie etwa die Verkündigung an Maria, die Geburt Jesu oder Maria unter dem Kreuz. Trotz der überaus prunkvollen Darstellung der Gewänder und der Architektur und trotz des himmlischen Chores, der die Gottesmutter begleitet, ist es auch kein Blick in den Himmel, der uns Maria in der himmlischen Herrlichkeit zeigen würde. Denn Maria ist hier als Mutter gezeigt mit ihrem kleinen Sohn, der sich an sie schmiegt und gestillt wird. Ein Bild des Knaben Jesus macht in einer Darstellung der himmlischen Wirklichkeit aber keinen Sinn. Es müsste eine Darstellung des gekreuzigten und auferstandenen Gottessohnes sein, sozusagen in der Vollendung seines Heilshandelns für die Menschen. Das Bild Marias mit dem Jesusknaben ist hingegen eine irdische Realität.

### *Irdische Wirklichkeit in himmlischem Glanz*

Ab 1300 taucht das Motiv der *Maria lactans*, der stillenden Gottesmutter, vermehrt in der christlichen Kunst des Westens auf. Immer aber ist es im 14. und 15. Jahrhundert ein Motiv der Intimität zwischen Mutter und Kind. Meistens sind die beiden Personen alleine dargestellt, oft in der alltäglichen Umgebung einer bürgerlichen Stube. Jean Fouquet übernimmt aus diesen Darstellungen lediglich das Motiv der stillenden Maria und die Nacktheit des Kindes. Beides sind Attribute, die auf die menschliche Natur des Gottessohnes verweisen. Diese stellt er nun in einen ganz anderen Kontext: Keine intime, private Szene zwischen Mutter und Kind, sondern eine theatralische Inszenierung auf einer himmlischen Bühne (vgl. zum Folgenden die Wiedergabe auf der Innenkarte). Maria sitzt, in kostbare blaue

Gewänder gehüllt, die in goldenes Licht getaucht sind, vor einer farbig ausgekleideten Thronnische, die in das Portal einer gotischen Kathedrale eingepasst ist. Die Kathedrale scheint aus purem Gold gebaut zu sein, alle Figuren im Portalgewände und an der Außenfassade (Propheten und Könige des Alten Testaments) erstrahlen in Gold. Kostbar ist auch der Teppich, der das Thronpodest und den Fußboden aus edlen Steinen bedeckt. Die Gottesmutter trägt eine goldene Krone, und goldene Heiligenscheine charakterisieren Mutter und Kind (bei diesem mit Kreuz). Seitlich vom Portal steht eine Gruppe von Engeln und kleinerer himmlischer Wesen ohne Flügel, die wie ein Chor Aufstellung genommen haben. Auf der gegenüberliegenden Miniaturseite, die unser Titelbild nicht zeigt, deren Miniatur aber ebenfalls im Musée Condé in Chantilly aufbewahrt wird, wurde dieser Chor ergänzt durch Engel mit Instrumenten und Weihrauchfässern. Dort knien im Vordergrund vor dem Thron der Gottesmutter Étienne Chevalier, der Auftraggeber der Handschrift, und sein Namenspatron, der heilige Stephanus. Die Szene umgibt eine goldene Schauwand mit kostbar marmorierten Farbfeldern, die bereits den Geist der Frührenaissance atmet, und von Engeln mit Pflanzengirlanden über den Schultern gekrönt wird. Sie halten Wappenschilde mit dem Monogramm des Auftraggebers („ec“) in den ausgestreckten Händen (wir finden es auch im Teppich wieder) und auf dem Architrav der Wand wiederholt sich immer wieder die Inschrift: „MAISTRE ESTIENNE CHEVALIER“ (auf der Innenkarte nur zum Teil zu lesen). So feiert dieses Bild mit kostbaren Materialien und einer monumentalen Inszenierung die Gottesmutter mit ihrem ganz irdischen Kind, die in himmlischem Licht erstrahlen, aber hier feiert sich auch ein zu Reichtum gelangter königlicher Hofbeamter, der dieses Bild in Auftrag gegeben hat; ohne sein Stundenbuch würden wir seinen Namen heute kaum noch kennen.

### *Der Leib als Brücke zum Himmel*

Das Mittelalter wird gerne als leibfeindliche Zeit dargestellt. Da sich aber ab dem 14. Jahrhundert das Motiv der Maria lactans herausgebildet hat, müssen wir dieses Vorurteil vielleicht überdenken. Gewiss sind die älteren Darstellungen noch davon geprägt, dass Maria vollständig bekleidet ist und nur so viel einer Brust herausragt, dass das Kind sich daran laben kann. Hier ist die Darstellung aber Mitte des 15. Jahrhunderts sehr viel freizügiger. Das tiefe Dekolleté der Mutter ist nur von den Schnüren überspannt, die den Umhang halten. Zudem schaut das Kind, während es an der frei liegenden Brust trinkt, den Betrachter direkt an und stellt damit eine Brücke zu ihm her, holt ihn hinein in das intime Geschehen (Maria hingegen ist ganz auf das Kind ausgerichtet). Dies entspricht einer späteren Tradition, in der (ausgehend von einer Vision des heiligen Bernhard von Clairvaux) alle Menschen an der Lactatio Mariens teilhaben sollen. Damit ist das zunächst rein irdische Motiv, in dem die Mutter Maria ihren menschlichen Sohn Jesus stillt, zu einem Motiv der Teilhabe an himmlischen Gnaden erweitert. Der Leib wird zur Brücke zum Himmel. Auch unsere Miniatur lässt davon bereits etwas spüren, wenn diese alltägliche Nähe zwischen Mutter und Kind in einen solchen Himmelsglanz getaucht wird und das Kind mit seinem Blick die Brücke zu uns herstellt.

### *Um wen geht es?*

Manchmal ist es nicht ganz einfach, die richtige Verteilung der Gewichte wahrzunehmen, wenn wir eine Darstellung der Gottesmutter mit dem Jesuskind betrachten. Maria ist oft so zentral und so kostbar, so bedeutend und so schön dargestellt, dass man den kleinen Knaben auf ihrem Schoß fast übersehen könnte. Aber um ihn geht es. In der Tradition ist Maria der Thron für das göttliche Kind. Sie verweist uns auf ihn. So wie

beim Rosenkranzgebet der an Maria gerichtete Teil des Gebets das „Geheimnis“, in dem es um Jesus geht, schützend umgibt und Jesus damit ganz klar ins Zentrum stellt, so ist auch bei diesen Darstellungen von Mutter und Kind Jesus das eigentliche Zentrum. Ihn sollen wir betrachten, auf ihn sollen wir uns ausrichten. Dies erleichtert uns der Maler, weil der nackte, helle Leib des Knaben sich so stark vom dunkelblauen Gewand der Mutter abhebt. Und der Blick Jesu fordert uns auf, uns in Beziehung zu setzen zu ihm.

*Heinz Detlef Stäps*

## Er sitzt zur Rechten Gottes, des allmächtigen Vaters, von dort wird er kommen, zu richten die Lebenden und die Toten.

Das Apostolische und das Große Glaubensbekenntnis verbinden die Himmelfahrt Christi einmütig mit seinem Sitzen zur Rechten des Vaters und seinem Kommen oder seinem Wieder-Kommen, so das Nizäno-Konstantinopolitanische Bekenntnis, zum Gericht. Das starke Bild vom Sitzen zur Rechten Gottes findet sich breit in der urchristlichen Verkündigung bezeugt (Mt 26, 64; Mk 16, 19; Apg 2, 33 f.; 5, 31; 7, 55 f.; Röm 8, 34; Kol 3, 1; 1 Petr 3, 22; Eph 1, 20–22; Hebr 1, 3; 1, 13; 8, 1; 10, 12 f.; 12, 2).

### *Setze dich mir zur Rechten!*

Im Hintergrund steht ein Psalmenwort: „Setze dich mir zur Rechten / und ich lege dir deine Feinde als Schemel unter die Füße.“ (Ps 110, 1) In seiner Pfingstpredigt zitiert Petrus in der Apostelgeschichte (2, 14–36) diesen Psalm, um den Glauben an Jesus als Kyrios und Gottes Messias zu wecken und ihn als schriftgemäß zu erweisen. Der Königpsalm aus dem fünften Psalmenbuch zeigt in seinen zentralen Motiven Nähe zur ägyptischen Königstheologie. Der Thron ist das wichtigste Symbol einer göttlich legitimierten Königsherrschaft. Auf dem Schemel des Königsthrons waren oft die Feinde – die „üblichen Verdächtigen“ – abgebildet, so dass der thronende König sinnenfällig seine Füße auf sie setzte, wenn er auf dem Thron sitzend seine Herrschaft ausübte. Dass der Pharao an der Seite eines Gottes auf dessen Thron sitzt, ist in Wort und Bild bezeugt. Eben dies wird im 110. Psalm auf den Jerusalemer König der Gerechtigkeit übertragen. Dieser rettende Richter-König wurde vermutlich bereits in messianischem Licht gesehen.

*Auf Gottes Niveau*

Die urchristliche Verkündigung ihrerseits scheute sich nicht, die großen Inthronisations- und Zeugungsaussagen des 110. Psalms auf Christus zu übertragen: Der elend gelitten hat, der schändlich, schmäählich, schrecklich hingerichtet wurde, der den Tod fand und begraben wurde, der ist vom schöpferischen und neuschöpferischen Gott auferweckt und auf den Königsthron gesetzt worden. Gott lässt seinen Christus neben sich Platz nehmen, er hat ihn eingesetzt in ein königliches Amt, nicht nur über das irdische Israel, sondern, auf Gottes eigenem Niveau, über die ganze Welt.

*Eingesetzt zum endzeitlichen Richter und Fürsprecher*

Die Auferweckung des Gekreuzigten entfaltet sich biblisch dynamisch, dramatisch, rettend in Christi Himmelfahrt, Sitzen zur Rechten und Kommen zum Gericht. Mit der Auferweckung Jesu beginnt etwas radikal Neues, auch in der heilsgeschichtlichen Rolle Jesu selbst. Nach biblischem Zeugnis ist Christus als Auferweckter Herr über Leben und Tod und damit auch endzeitlicher Richter (Röm 14,9; 1 Kor 4,4; 11,32; 1 Thess 4,6; 2 Tim 4,1; vgl. 1 Kor 15,24–28). Der Auferstandene wird endzeitlich richten, er lebt bei Gott und kann so zum Fürsprecher der Menschen werden: „Christus Jesus, der gestorben ist, mehr noch: der auferweckt worden ist, sitzt zur Rechten Gottes und tritt für uns ein.“ (Röm 8,34)

*Dein Platz an der Sonne*

Gott, der allherrschende Vater, macht den getöteten Christus lebendig. Und dieses Lebendig-Machen ist keine Reanimation, keine geglückte Wiederbelebung. Auferstehung ist keine Rückkehr in diese Welt und ihre Zeit. Gott erhöht und ermächtigt

den Auferweckten, er lässt ihn neben sich Platz nehmen, inthronisiert ihn, setzt ihn ein in Amt und Würden. Nicht „mein Platz an der Sonne“, sondern: „dein Platz an meiner Seite“. Keine Angst vor Machtverlust, keine Spur eines olympischen Machtkampfes, vielmehr Leben als Geben, Raum-Geben, Anteil-Geben des Vaters und als Anteil-Nehmen des Sohnes. All dies deutet das Glaubensbekenntnis in charakteristischer Knappheit an.

### *Alle Tage bis zum Ende der Welt*

Der als Verbrecher Ausgesonderte und Ausgemerzte wird der von Gott bevollmächtigte Weltenrichter – das ist nicht die Sprache der Macht. Das ist die Logik der Liebe. Der erhöhte und inthronisierte Christus bleibt „der Knecht, der auf alle Demonstration der Stärke verzichtet, den letzten unscheinbaren Platz einnimmt und – in dieser Verborgenheit – allen dient“, so sagt es der katholische Dogmatiker Hans Kessler. Ein Knecht wird Weltenrichter, und dieser Weltenrichter bleibt Gottes und der Menschen treuer und demütiger Knecht, der bei uns ist „alle Tage bis zum Ende der Welt“ (Mt 28,20) und eben auch ganz bescheiden dort, wo zwei oder drei in seinem Namen versammelt sind (Mt 18,20).

### *Als neue Menschen leben*

„Wisst ihr denn nicht, dass wir alle, die wir auf Christus Jesus getauft wurden, auf seinen Tod getauft worden sind?“ Mit dieser Frage wendet sich der Apostel an die römische Christus-Gemeinde (Röm 6,3). Und Paulus fährt fort: „Wir wurden mit ihm begraben durch die Taufe auf den Tod; und wie Christus durch die Herrlichkeit des Vaters von den Toten auferweckt wurde, so sollen auch wir als neue Menschen leben.“ (Röm 6,4) Als neue Menschen leben, das ist kein bloßes Sollen, sondern das

Anbrechen einer neuen und darum der Aufbruch in eine neue Wirklichkeit.

### *Im endzeitlichen Kraftfeld der Liebe*

Die Auferweckung, die sich in Jesu Erhöhung und Sitzen zur Rechten Gottes und in seine Einsetzung in das endgültige Richteramt entfaltet, ist ein endzeitliches Geschehen. Was das bedeutet? Einen großen Anspruch. Eine größere Verheißung. Wer Christus als seinen Herrn anerkennt und bekennt, betritt, gestärkt mit dem Geist des Herrn, in der Endzeit, in der Jetztzeit, den Machtbereich der Liebe.

*Susanne Sandherr*

## Rechts und links

### **Eine Spurensuche**

„manche meinen / lechts und rinks / kann man nicht / verwechseln. / werch ein illtum!“ So sagt es ein bekanntes Gedicht des Wiener Lyrikers Ernst Jandl (1925–2000). Rechts und links sind nicht zu verwechseln. Weil das eine besser und das andere schlechter ist? Ist das wirklich ein Irrtum?

### *Rechts vor links*

Was hat es tatsächlich auf sich mit rechts und links? Geht rechts immer vor links? Hat rechts stets recht? Ist links linkisch, link? Link, und das haben wir als Kinder im Rheinland kennengelernt, bedeutet unfair, unehrlich, betrügerisch, tricksend. Eine schauerliche Abwertung von Menschen mit klarer Linkshändigkeit!

Hören wir, was die Brüder Jacob (1785–1863) und Wilhelm (1786–1859) Grimm, die Sammler, Bearbeiter und Herausgeber der berühmten Kinder- und Hausmärchen, vor allem aber herausragende, unendlich belesene und wahrhaft kühne Pioniere der Sprach- und Kulturwissenschaften, Mitbegründer, Miterfinder der Germanistik, in ihrem unerschöpflich-gelehrten, vielbändigen Deutschen Wörterbuch dazu zu sagen haben.

### *Recht und Ordnung*

Da ist zuerst einmal das Nomen Recht, von dem die Grimms annehmen, dass es „verhältnismäßig spät“ aufgekommen sei. Es bezeichne eine allgemein anerkannte gegliederte Gesellschaftsordnung und zeige als Schlagwort die feste Stelle eines jeden in ihr an. Recht und Ordnung, sie sind in ihrem ursprünglichen Gebrauch tatsächlich eng verwandt.

### *Recht haben – eine Pflicht haben*

Die Formeln: „zu recht“, „rechtens“ meinen, so die Brüder Grimm: „gehörig“, „gebührend“. Man hat recht, das bedeutete darum ursprünglich, es gehört sich, man hat die Verpflichtung. Recht haben heißt eine Pflicht haben! Eine schlechte Nachricht für alle notorischen Rechthaber, für alle, die Recht mit Anrecht verwechseln.

### *Tagesgericht*

Im altgermanischen Haushalt war das Gericht aber tatsächlich das, was einem Haushaltsmitglied als Nahrung, rechtens, gerechterweise, zustand, die tägliche Mahlzeit. Diese Verwendung des Nomens kennen wir noch heute: Als Hauptgericht empfehlen wir. Das ist mein Leibgericht. Gericht bezeichnete aber auch das, was jemand aufgrund seiner besonderen Leis-

tung als besondere Entschädigung empfing. Daraus entwickelte sich im Folgenden für Recht die Bedeutung Zugabe, Sonderrecht, Vorrecht. Recht kann die Bedeutung von berechtigtem, begründetem Anspruch annehmen. Recht wird Recht auf, wird Anrecht an. Person X hat gegenüber Person Y ein Anrecht an Sache, Status oder Person Z.

### *Link*

Die linke Hand ist die durchschnittlich weniger gebrauchte, die also zumeist ungeschicktere, folglich weniger geltende Hand, so die Brüder Grimm. Aus der einfachen Gegebenheit erwachsen jedoch eine Fülle negativer Zuschreibungen, Befürchtungen und Vorsichtsmaßnahmen. Ein neugeborenes Kind solle man nicht zuerst auf die linke Seite legen, es bleibe sonst sein Lebtage linkisch, ungeschickt –, besagt ein Sprichwort. Mit dem linken Fuß morgens zuerst aufzustehen, bringe tagsüber Zank und Unglück, so eine andere von den Brüdern Grimm angeführte Redensart. Entsprechend lautet auch diese Regel: Klingt einem das linke Ohr, so deute dies auf üble Nachrede hin, klingt einem aber das rechte Ohr, so werde gut über einen gesprochen.

### *Ehe linker Hand*

Eine linke Ehe, das war einst die volkstümliche Bezeichnung für ein Konkubinatsverhältnis. Ein Bruder oder eine Schwester von linker Seite, so nannte man einen nicht ehelichen, daher in der damaligen Sicht nicht ebenbürtigen Halbbruder, eine nicht vollbürtige Halbschwester. Eine solche Verbindung zur Linken und die aus ihr hervorgehenden Kinder erfüllten nicht die sittlich und gesellschaftlich herrschenden Kriterien; sie wurde darum abgewertet und gebrandmarkt als Ehe bzw. als Kinder linker Hand.

*Die schöne Hand*

Von den Händen ist die rechte, wir sagten es bereits, bei den meisten Menschen die geschicktere und kräftigere. Daher werde sie die schöne, die bessere Hand, niederdeutsch „best hand“ genannt, so die Brüder Grimm. Wer einem anderen wesentliche und dauernde Hilfe leistet, wird einer rechten Hand verglichen: Der / die ist seine rechte Hand! Entsprechend der Bevorzugung der rechten Hand vor der linken ist der Platz zur Rechten der Ehrenplatz: „zur Rechten des Vaters“.

*Die schlechte Hand*

Die linke Hand gilt dagegen als ungeschickt; Kindern gegenüber nannte man sie die schlechte Hand, die zur Begrüßung nicht gereicht werden dürfe. Dass Menschen mit angeborener Linkshändigkeit durch die rigide Abwertung der linken und die strikte Bevorzugung der rechten Hand Unbill angetan wurde, dass die Betroffenen durch die Abwertung, ja Dämonisierung ihrer Händigkeit z.T. schwer geschädigt wurden, tritt seit einigen Jahrzehnten ins Bewusstsein. Die Frühpädagogik und die schulische Pädagogik sind hier inzwischen deutlich sensibler geworden, Linkshändigkeit wird heute nicht mehr reflexhaft abgewertet und rigoros umgeschult.

„manche meinen / lechts und rinks / kann man nicht / velwechsern. / werch ein illtum!“

*Susanne Sandherr*

## Gottes Zorn – vergessene Leidenschaft?

Das Gott zürnt, scheint eine überholte Vorstellung des Alten Testaments zu sein, doch ist die Rede vom Zorn Gottes in der ganzen Bibel präsent. Zeitlich taucht die Rede von Gottes Zorn erstmals beim Propheten Hosea (750–725 v. Chr.) auf. Er greift dabei auf eine schon bei den außerisraelitischen Völkern vorkommende Tradition zurück, wo der leidenschaftliche Zorn fester Bestandteil der Göttergeschichten ist. Zefanja kündigt rund 100 Jahre nach Hosea den Zorn Gottes als einen Tag des Gerichts an (Zef 1, 14 f.; 2, 1–3). Nach den Katastrophen des Exils 587 v. Chr. und der Zerstörung des Tempels wird der Zorn Gottes für das Volk Israel zur erlebten Wirklichkeit. Daran entwickelt sich die Erkenntnis, dass das Volk Israel bereits in seiner Frühzeit gegen den Willen Gottes verstoßen und sich so den Zorn Gottes zugezogen hat. Im Nachhinein werden dramatische Ereignisse wie beispielsweise der Verlust der Lade in Silo (1 Sam 4) als Folge von Gottes Erzürnen gedeutet (vgl. Ps 78, 59 f.). Auf diese Weise wird das Ergehen des Volkes Israel in einen heilsgeschichtlichen Horizont eingeordnet. Die Rede von Gottes Zorn ist in der Bibel also auch eine Weise, sich rational mit den dunklen Seiten des Lebens auseinanderzusetzen und mit ihnen zu arrangieren.

### *Gottes Zorn verdeutlicht seine Heiligkeit*

Von Gottes Zorn wird aber auch aus pädagogischen und politischen Gründen gesprochen. Gottes Zorn trifft alle, die eine bestimmte Weisung nicht einhalten wollen. Dabei ist die Rede von Gottes Zorn aber stets mit der Gewissheit um Gottes Güte (Ps 30, 6) verbunden. Das Leben der Gläubigen ist nicht beliebig abhängig einmal von der Güte Gottes, dann wieder von seinem Zorn. Gottes Zorn ist keine affektive Leidenschaft, sondern Ausdruck seiner Heiligkeit, die durch die Sünde des Menschen

nachhaltig verletzt und schließlich im Heilshandeln Gottes an seinem Volk und der ganzen Welt aufgehoben wird. Letztlich erzählen die biblischen Texte von der lebenslang anhaltenden Güte Gottes. Mit ihr ist die Rede von Gottes Zorn in Einklang zu bringen, ohne das eine gegen das andere auszuspielen. Gottes Liebe wird von seinem Zorn nur unterbrochen, niemals beendet. So kann Gott sein Zorn auch reuen, wie etwa in der Sintflutgeschichte (Gen 8,21 f.).

### *Liebe und Zorn ins Verhältnis setzen*

Im Zentrum der Botschaft Jesu steht die väterliche Liebe Gottes. Doch lässt sich daraus keine „billige Gnade“ (Dietrich Bonhoeffer) ableiten. Gott ist nicht der unberechenbar Zürnende, aber auch nicht der dem menschlichen Kalkül Gehorchende, kein „lieber Gott“. Sein Zorn bedeutet den Widerspruch gegen die Selbstgefälligkeit des verlorenen Menschen. So lässt sich der Zorn Gottes auch aus der Verkündigung Jesu nicht eliminieren. Es gibt eine Möglichkeit des Verworfenseins (vgl. Mt 25,31–46). Dies bleibt ein Geheimnis, das wir mit der Rede von Gottes Liebe nicht einfach übertünchen können. Vielmehr ist beides gegenseitig ins Verhältnis zu setzen. Wenn Gott alles in allem bewirkt, ist er nicht nur für diejenigen Seiten des Lebens verantwortlich, die uns glücklich machen. Dieses Wissen hat dabei geholfen, die Katastrophen der Geschichte zu überleben, und gelehrt, dass Gott Richter und Retter zugleich ist. Ohne dieses Wissen ist die paulinische Botschaft von der Rechtfertigung des Sünders nicht zu verstehen. Nach Paulus konkretisiert sich das Erbarmen Gottes in der grundlosen Rechtfertigung des Sünders, der unter Gottes Zorn steht. Dieser Zorn Gottes ist eine Antwort Gottes auf die Abkehr des Menschen (Röm 1, 18 ff.). Liebe bleibt hingegen stets sein erstes und sein letztes Wort.

*Marc Witzenbacher*

## Maria, Maienkönigin

### Was grünt und blüht auf Erden

*Den Text des Liedes finden Sie auf Seite 135.*

**M**aria, Maienkönigin. Maria und der Monat Mai, sie gehören zusammen. Natürlich. Natürlich? Sie gehören zusammen. Aber wie und warum?

#### *Ein Volksschriftsteller*

Den Text des Liedes „Maria, Maienkönigin“ (einstrophig in GL 837, Anhang Aachen/Lüttich; GL 1975 951) verfasste Guido Görres (1805–1852) im Jahr 1842 in Rom. Guido, einziger Sohn Joseph Görres' (1776–1848), des in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts höchst einflussreichen und nachhaltig wirkenden katholischen Publizisten, Gymnasial- und Hochschullehrers und Begründers des „Rheinischen Merkur“, entschied sich nach vielversprechenden sprach- und geschichtswissenschaftlichen Studien in jungen Jahren, den Weg des Schriftstellers einzuschlagen. In seinem Werk durchdringen sich deutsch-national getönte Spätromantik und Elemente römisch-katholischer Frömmigkeit. Guido Görres wollte als Schriftsteller den Ton des Volkes treffen, und er wollte zugleich gleichsam stimmbildend ins Volk hinein und aufs Volk einwirken: in diesem Sinne Volksschriftsteller sein. Die das Lied, auch im Gotteslob, begleitende Melodie steuerte 1843 der Kapellmeister und Komponist kirchenmusikalischer Werke Johann Caspar Aiblinger (1779–1867) bei.

#### *Die Maikönigin*

Aus dem Italien des beginnenden 18. Jahrhunderts stammt die damals neue Übung, jeden Tag im Mai eine Marienandacht zu

halten. Unser Lied verweist auf den Monatsbeginn. Ursprünglich hieß es in der bei Görres ersten, einleitenden Strophe: „o segne seinen Anbeginn“. Görres gab dem Lied die Überschrift: „Die Maikönigin“ und notierte: „Dritter Mai“.

### *Ein Monat für Maria*

Der bald volkstümliche fromme Brauch geht auf das Bestreben italienischer Jesuiten zurück, den katholischen Glauben neu im Volk zu verankern. In den deutschen Diözesen setzt sich die neue, herzlich-emotionale, bildhaft ansprechende Frömmigkeitsform, gestützt durch vielfältige päpstliche Zustimmung, ab 1840 binnen zweier Jahrzehnte durch. Marienmonat Mai, ein ganzer Monat für Maria! Das war wirklich eine Neuerung. Nicht nur besondere Festtage im Jahreskreis sind nun der Gottesmutter geweiht, es gibt einen Marien-Mond.

### *Flora und Maria*

Ein Monat für Maria. Warum wurde es der Wonnemond? Das vorchristliche Rom feierte zwischen dem 28. April und dem 3. Mai das Fest der Flora, der römischen Göttin der Blumen und Blüten, mit Fürbitten an die Göttin für alles Wachsende und Blühende. Es soll von manchmal ausgelassenen Bräuchen begleitet worden sein, die von den christlichen Schriftstellern der Spätantike heftig getadelt wurden, so die katholische Forschung zur Vorgeschichte der christlichen Maiandacht. Auch Frühlingsbräuche Nordeuropas bringen das Staunen über das wunderbare Erwachen der Natur und den Zauber erotischer Liebe zusammen, noch heute greifbar etwa in der Tradition des Maiensteckens, des Aufrichtens von Maibäumen an den Häusern der, wie man bezeichnend sagt, Angebeteten.

*Rose ohne Dornen*

Schon früh las die Kirche das biblische Hohelied nicht nur als Lied von der Liebe zwischen Gott und seinem Volk, Gott und Mensch, Christus und der Seele, Christus und der Kirche, sondern auch marianisch. So wurde schließlich ein schöner Blütenkranz gewunden aus inniger menschlicher Liebessehnsucht, Frühlingerleben, Blütenglanz und der Andacht zur „Rose ohne Dornen“, wie die „Lilie unter Disteln“ (Hld 2, 2) des Hohenliedes im Mittelalter gedeutet wurde.

*Hortus conclusus*

Die marianische Blumen- und Blütenmetaphorik hat viele biblische Schichten. Vom Hohenlied ist sie wohl nicht zu trennen. Die Rose als uraltes Liebessymbol, der paradiesische Garten der Geliebten und das Bekenntnis zu Maria, der einen, der Reinen, kommen in diesen Versen des auf Maria gedeuteten Liedes der Lieder zusammen: „Ein verschlossener Garten ist meine Schwester Braut, / ein versiegelter Quell.“ (Hld 4, 12) In der maßgeblichen lateinischen Übersetzung, der Vulgata, findet sich hier das in Marienhymnen und Marienfrömmigkeit bedeutsame Wort vom „hortus conclusus“, dem verschlossenen Garten. Aber auch die reichen biblischen botanisch-floralen Bilder und Metaphern für die göttliche Weisheit wurden auf Maria, die Prophetin, die Trägerin des Logos, des Gotteswortes, hin gelesen (Jes 24, 14).

*Gute Schöpfung – eine Spur vom Garten Eden*

Die deutsche Romantik der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts hat diese Verbindung auf ihre Weise weitergeführt. Marienfrömmigkeit und Naturfrömmigkeit, oder besser: Ahnungen unberührten, unzerstörten, paradiesischen Lebens, das in Blume und Blüte und Baum – ohne in Bann und Bande zu schlagen,

ohne zu verführen – bezaubert, erneuert, befreit, fanden in Dichtung und Malerei zusammen. Maria, die Mutter des Erlösers, eine Spur vom Garten Eden, Spur, die in den Garten hineinführt.

### *Die Zeit zum Singen ist da*

„Denn vorbei ist der Winter, verrauscht der Regen. / Auf der Flur erscheinen die Blumen; die Zeit zum Singen ist da.“ (Hld 2, 11–12) Die Hoffnung auf neues Leben nach Kälte und Dunkelheit, auf Regsamkeit und Glanz, auf Fülle und Freude nach Kargheit, Erstarrung und Tristesse bringt „Maria, Maienkönigin“ wie der Vers des Hohenliedes zum Klingen. Horcht etwas in uns auf? Klingt etwas in uns nach? Stimmen wir ein? Leben ist schön und stark und unwiderstehlich, ist verletzlich und veränglich und verderblich und sterblich, wie Blüten am dritten Mai es sind. Aus sich heraus hat es keine Wirklichkeit. „Maria, dir befehlen wir, / was grünt und blüht auf Erden. / O lass es eine Himmelszier / in Gottes Garten werden!“

*Susanne Sandherr*

## Reformation und Politik: Friedrich der Weise

An kaum einer anderen Person der Reformationsgeschichte lässt sich die enge Verquickung der theologischen Debatten und der politischen Situation dieser Zeit so nachvollziehen wie an Friedrich III. von Sachsen, genannt Friedrich „der Weise“. Der sächsische Kurfürst war einer der einflussreichsten Politiker im Deutschen Reich, denn er gehörte zu den Kurfürsten, die den deutschen Kaiser zu wählen hatten. Als der zunächst rein innerkirchliche Konflikt um Martin Luther auch die große Politik beeinflusste, griff Friedrich beherzt ein. Obwohl sich die

beiden nie persönlich begegnet sind, war die Verbindung von Luther und seinem Kurfürst Friedrich für den Verlauf der Reformation letztlich mit entscheidend.

### *Friedrich, der fromme Kurfürst*

Friedrich wurde am 17. Januar 1463 in Torgau in Sachsen geboren. Er entstammte dem Adelsgeschlecht der Wettiner, das seit dem 12. Jahrhundert im sächsisch-thüringischen Raum beheimatet war. Auf der Fürstenschule in Grimma wurde er von Georg Spalatin ausgebildet, der ihn später auch als Beichtvater begleitete. Friedrich interessierte sich sehr für die Theologie und wäre eigentlich lieber in den kirchlichen Dienst gegangen, beugte sich aber seinen Pflichten als Fürstensohn. Nach dem Tod seines Großvaters Friedrich II. wurde das Land, wie damals üblich, unter den Brüdern Ernst, dem Vater Friedrichs III., und Albert aufgeteilt. Ernst erhielt das Kernland und die Kurfürstenwürde und wählte Wittenberg als Fürstensitz. Als Ernst starb, wurde sein Sohn Friedrich III. 1486 Kurfürst von Sachsen. Friedrich war sehr fromm und hatte im Lauf der Zeit die wohl größte Reliquiensammlung nördlich der Alpen angesammelt. Rund 20 000 Teile nannte Friedrich sein Eigen, darunter Dornen aus der Dornenkrone Christi und Flaschen, in denen Maria ihre Muttermilch abgefüllt haben soll. Friedrich hatte sogar einen eigenen Beauftragten, der in seinem Auftrag in ganz Europa unterwegs war, um Reliquien zu erwerben. 1493 nahm Friedrich auch an einer Wallfahrt nach Jerusalem teil.

### *Friedrich, der weise und besonnene Landesvater*

Man sagte Friedrich nach, stets besonnen und gerecht zu regieren. Auch in finanziellen Dingen erwies sich Friedrich als sparsam und klug, er machte kaum Schulden und war einer der reichsten Kurfürsten. So gaben die Sachsen ihm den Bei-

namen „der Weise“. Zwischen den Anliegen des Reiches und den Interessen seines eigenen Landes konnte Friedrich meist gut vermitteln, sodass Friedrich 1519 schließlich auch zum Wunschkandidaten des Papstes für das Amt des Kaisers wurde. Obwohl er auch von anderen Kurfürsten dazu gedrängt wurde, sich als Kandidat aufstellen zu lassen, lehnte Friedrich aber ab. Er fühlte sich dieser Aufgabe nicht gewachsen und unterstützte schließlich die Wahl Karls V., der dann auch gewählt und zu einem der größten Gegner der Reformation wurde. Friedrich hatte Wittenberg zu einem Bildungszentrum ausgebaut. 1502 gründete er die Universität, in die er hervorragende Wissenschaftler und Künstler holte. Zu ihnen zählten Martin Luther, Philipp Melancthon und Lucas Cranach der Ältere. Die in den Jahren 1490 bis 1515 erbaute Schlosskirche diente der Universität als Kirche, daher soll 1517 Martin Luther seine 95 Thesen zur Disputation an die hölzerne Tür der Kirche angeschlagen haben. Das Anliegen Martin Luthers teilte Friedrich nicht; immerhin wettete dieser auch gegen die Form der Ablasspraxis, von der Friedrich mit seiner riesigen Reliquiensammlung selbst profitierte. Aber Friedrich setzte sich – seinen sonstigen üblichen Prinzipien als gerechter Landesvater folgend – für seinen Untertanen ein.

### *Friedrich als Beschützer Martin Luthers*

Luther war in einen Ketzerprozess verwickelt, den der Papst gegen ihn in die Wege geleitet hatte. Als sich Luther weigerte, die Vorladung nach Rom anzunehmen, forderte der Papst seine Auslieferung. Für Luther hätte dies den sicheren Tod bedeutet. So machte Friedrich seinen politischen Einfluss geltend und erreichte eine Anhörung Martin Luthers 1518 in Augsburg. Auf dem Reichstag in Worms setzte Friedrich gegen den Willen des zum Kaiser gewählten Karl V. durch, dass Luther freies Geleit zugesichert wurde und er auf dem Reichstag ungehindert sei-

ne Positionen vortragen und sich verteidigen konnte. Dennoch wurde über Luther der Reichsbann verhängt. Friedrich ließ daraufhin Luther auf dem Rückweg nach Wittenberg entführen und auf die Wartburg bringen, wo dieser einige Monate als „Junker Jörg“ lebte und das Neue Testament übersetzte. Friedrich blieb Luthers Lehre gegenüber noch distanziert, aber er wollte sich und seinem Land gegenüber Rom die Eigenständigkeit bewahren und konnte daher eine für ihn widerrechtliche Verurteilung Luthers nicht zulassen. Auch für die Lehrer seiner Universität wollte Friedrich die Unabhängigkeit erhalten. Friedrich hatte damit maßgeblich zur Ausbreitung der Reformation beigetragen. Als Friedrich im Herbst 1524 seinen nahen Tod spürte, ließ er Luther rufen, dieser war aber verhindert. Am Palmsonntag 1525 ließ Friedrich auf seinem Schloss die Messe nach der Ordnung Luthers halten. Am 5. Mai 1525 starb Friedrich, nachdem er das Abendmahl in beiderlei Gestalt erhalten hatte. In der evangelischen Kirche ist der 6. Mai ein Gedenktag für Friedrich „den Weisen“.

*Marc Witzenbacher*

## Leben vor Gottes Angesicht

### Vom Umgang mit den Psalmen

Im April war es um die Frage gegangen, was „österlich leben“ bedeutet. Die unterschiedlichen Aspekte laufen auf den einen Punkt hinaus: österlich leben heißt, in Gottes Nähe leben. Diese Nähe ist eine personale; biblisch gilt: Gott sucht uns (vgl. Gen 3, 9). Wenn dieser Nähe auf menschlicher Seite die Sehnsucht entspricht, lässt sich fragen: Wie kann sie sich artikulieren, wo findet sie Ausdruck?

### *Die Psalmen – eine Schule der Kommunikation*

Die personale Dimension, das lebendige Gegenüber von Gott und Mensch ist in der Bibel besonders in den Psalmen lebendig. Ihre Grundhaltung ist die der Kommunikation des menschlichen Ich (bzw. Wir) mit dem göttlichen Du. Der Psalter als Ganzes will als Antwort auf die Mosetora gelesen werden – und wird, als Lebensschule des Umgangs mit Gott, selbst zur Tora (vgl. Ps 1,2).

Mit seinen unterschiedlichen Facetten aus Lob und Klage, Verzweiflung, Vertrauen leitet der Psalter dazu an, das ganze Leben vor Gott zu tragen. Ort der Kommunikation ist das Leben selbst – wenn ich Psalmen rezitiere, kann ich mit Gottes Sprache vertraut werden, lerne wahrnehmen, wie Gott mich in meiner Wirklichkeit anspricht.

### *Messianische Tora*

Aus zwei Elementen erhält der Psalter eine ausgesprochen *messianische* Signatur. Der innere Rahmen (Ps 2; 149) macht zunächst alle, die Psalmen rezitieren, zu Kindern Gottes. Indem sie dies tun, treten sie den widergöttlichen Mächten entgegen. Der einzelne Mensch als JHWHs Gesalbte(r) (Ps 2,7 auch auf sich selbst hin zu hören, ist die vielleicht größte Herausforderung des Psalters!) und die „Gemeinde der Frommen“ (Ps 149,1) werden im Rezitieren *dieser* Tora, in der Unmittelbarkeit zu ihrem Schöpfer zu Trägern seines „Reiches“, werden aus der Kraft seines Wortes zu Menschen, die seinen Willen erfüllen.

Zum Zweiten ist der Psalter durch den Bezug zu David geprägt, dem Hirtenjungen, Sänger und König. David, der „Geliebte“, ist der erwählte Mensch, *der* Gesalbte schlechthin, Vorbild für alle, die JHWH, dem Gott Israels, verbunden sind. Nicht als idealisierter König, sondern als Mensch, der Schmach und

Verfolgung erlitt und selbst keine Lichtgestalt war. Dies deuten Überschriften an, die einen Psalm einer konkreten biografischen Situation Davids zuordnen, etwa der Verfolgung durch Absalom (Ps 3, vgl. 2 Sam 15) oder seinem Verschulden gegen den Hetiter Urija, das der Prophet Natan ihm vorhält (Ps 51, vgl. 2 Sam 12). So wird Lesenden ermöglicht, sich selbst mit dem Schicksal des JHWH-Getreuen David zu verbinden. Der Sinn dahinter? Am Beispiel Davids zu lernen, das eigene Leben Gott vorzutragen, sich selbst in Bezug zu Gott zu sehen.

### *Psalmen christlich: Das Mönchtum*

Früh hat das Christentum dieses Moment aufgegriffen. Der Hoheitstitel Maschi<sup>a</sup>ch-Christus-„Gesalbter“ wurde auf den Davidsohn Jesus übertragen, der ganz von Gott her gelebt und ihn mit Psalmen angerufen hatte (vgl. Mk 15, 34). Sie rezitierend gesellte man sich dem erhöhten Herrn zu, lebte sich in seine Gottesbeziehung ein. Von den frühen Einsiedlern in der ägyptischen Wüste heißt es, sie hätten den ganzen Psalter an einem Tag rezitiert; Benedikt verteilte ihn dann auf eine Woche. Das Pensum mag erstaunen, doch die Haltung der Mönche verdient, gewürdigt zu werden. Das halblaute Murmeln der Psalmen war für die Wüstenväter wesentlich, um in jedem Augenblick von Gottes Wort erfüllt zu sein. Und Benedikt griff mit seinen täglich sieben Gebetszeiten das „Siebenmal am Tag singe ich dein Lob“ (Ps 119, 164) auf, ein Bekenntnis, dass dem gütigen Gott nur unablässig, doch das heißt im Letzten: nie genug gedankt werden kann.

### *Wie heute mit Psalmen umgehen?*

Wer in unserer Zeit dem *Anliegen* folgen möchte, mithilfe der Psalmen christusförmig zu werden, kann sich schwer am Pen-

sum der Mönche orientieren. Wie aber *können* die Psalmen helfen, mit Gott so vertraut zu werden, dass ich seine Gegenwart vertrauend annehmen und mich in sie hineinleben kann?

Am Anfang steht, *überhaupt* mit den Psalmen umzugehen. Wo möglich, sollte ihnen Stimme gegeben werden, sodass ein „Klangraum des Wortes Gottes“ (Egbert Ballhorn) entsteht, der mich umgibt. Sie können im Mittelpunkt stiller Zeiten stehen, mit denen ich meinen Tag strukturiere. Eine Ausgabe wie der Münsterschwarzacher Psalter (Vier-Türme-Verlag) ermöglicht, die Psalmen in ihrer wohldurchdachten Reihenfolge zu lesen. Oder, wenn Zeit ist, rezitiere ich sie im Morgen- und Abendgebet mit MAGNIFICAT. Wichtig ist, auf das zu achten, was mich anspricht; es geht nicht darum, dass *ich* den Psalm zu *meinem* Gebet mache. Ich darf die Bilder – Licht, Hirte, Quelle, Burg, Fels – auf mich wirken lassen, auf die Resonanz zu meiner Lebenssituation achten. Vielleicht erinnern sie mich an Menschen in meiner Nähe oder weiter weg. So können beglückende Momente in Erinnerung kommen oder sich unverhofft Einsichten auftun. Auch Ärger oder Fragen, die die Psalmen in mir wecken, kann ich auf meinen Tagesweg mitnehmen.

### *Sperrige Stellen*

„Ein Psalm läuft mir nicht nach. Er wartet auf mich.“ So etwa hat die Psalmenkennerin Christa Reich einmal formuliert. Psalmen lassen sich nicht konsumieren. Sie sind wie Schwarzbrot, das gekaut werden will. Oft wecken sie Befremden, etwa wenn den Frevlern und Feinden die Hölle an den Hals gewünscht wird. Doch wer Niedertracht erfahren hat, wird solch unverstellte Echtheit annehmen. Stets jedenfalls bleibt Gott die Instanz, der die Bestrafung der Gegner anheimgestellt wird.

### *Vor Gottes Angesicht*

„Erwartet keine Wunder. Rezitiert Psalmen.“ Dieses rabbinische Wort hat Erich Zenger seinen berühmten Psalmenauslegungen vorangestellt. Es muss wohl jede(r) selbst einen Zugang finden, eine Geschichte mit den Psalmen erleben. Wer sich darauf einlässt, wird bald von Worten begleitet sein, die in die Pausen im Lauf des Tages, in die wachen Momente bei Nacht hinein sprechen. Vielleicht wird sie, er dem „Sucht mein Angesicht!“ (Ps 27, 8) nachsinnen – und plötzlich den Wolkenlücken-Sonnen-Augenblick erleben, der sagt: „Du bist mein geliebtes Kind, an dir habe ich Wohlgefallen.“ (Mk 1, 11)

*Johannes Bernhard Uphus*

*Zur Vertiefung: Erich Zenger, Psalmen. Auslegungen in zwei Bänden (gebundene Ausgabe), Verlag Herder, 1. Auflage 2016, 900 Seiten, ISBN 978-3-451-32380-5, 75,00 € (D), 77,20 € (A).*

*Diesen Titel können Sie auch über den für Ihr Land zuständigen Leserservice von MAGNIFICAT (siehe Seite 383) bestellen.*

## Ein Abglanz vergangener Pracht

### **Faksimileausgaben des Stundenbuchs des Étienne Chevalier**

Das Stundenbuch des Étienne Chevalier, das Jean Fouquet ungefähr zwischen 1453 und 1456 schuf, stellt einen besonderen Höhepunkt mittelalterlicher Buchmalerei dar (vgl. hierzu „Zum Titelbild“ und „Das Bild im Blick“ vorne in dieser Ausgabe). Ende des 18. Jahrhunderts wurden die Miniaturen jedoch auf barbarische Weise aus dem Buch herausgeschnit-

ten und auf Holztafeln geklebt. Die Textseiten gingen bis auf zwei verloren. Die 47 erhaltenen Miniaturen und die beiden Textblätter sind heute auf acht Museen, Bibliotheken und Privatsammlungen verteilt. Der Verlag Müller & Schindler hat es sich nun zur Aufgabe gemacht, alle 47 erhaltenen Miniaturen und die beiden Textblätter originalgetreu zu faksimilieren, auf diese Weise zusammenzuführen und einem breiteren Publikum zugänglich zu machen.

### *Was ist ein Faksimile?*

Ein Faksimile ist eine originalgetreue Kopie zum Beispiel einer Handschrift, die in geringer Auflage für Sammler und Bibliotheken, für wissenschaftliche Zwecke und zur Freude an wunderschönen Büchern von hochspezialisierten Verlagen herausgegeben wird. Die Bilder werden dabei in speziellen Fotoverfahren reproduziert, jeder Farbton wird im Andruck vom Lithografen mit dem Original genau verglichen und korrigiert. Das Papier soll in seiner haptischen Qualität dem Pergament möglichst nahekommen, der Beschnitt der Seitenkanten entspricht genau dem Original, und sogar jedes Loch im Pergament des Originals muss im Faksimile wieder auftauchen. Auch der Einband wird in der Regel dem des Originals möglichst ähnlich neu erstellt oder dem Charakter der Handschrift nachempfunden. Besonders kompliziert ist aber die Erstellung der Silber- und Goldauflagen. Hierzu sind zusätzliche Druckgänge nötig, in denen genau an den richtigen Stellen Silber- oder Goldfolie aufgebracht wird und anschließend die Patina künstlich aufgedruckt wird, damit das Metall nicht glänzt wie frisch aus dem Laden, sondern genau dieselben Spuren der Zeit aufweist wie das Original. Auf diese Weise kommt eine exakte Kopie eines mittelalterlichen Codex zustande, die man staunend in die Hand nimmt und mit großer Freude Blatt für Blatt betrachten kann.

*Ein perfekter Torso*

Die herausragende Qualität der Miniaturen des Stundenbuchs des Étienne Chevalier ließ eine Faksimilierung der erhaltenen Seiten schon lange wünschenswert erscheinen. Allerdings ist es nicht möglich, die gesamte ehemalige Handschrift zu rekonstruieren. Der Verlag hat deshalb die erhaltenen Miniaturen und Textseiten zu Vierergruppen angeordnet, die unter einem Passepartout zusammengefügt werden (entsprechend den Originalseiten in Chantilly). Auf diese Weise gibt es keinen Einband, keinen Seitenbeschnitt und keine bedruckte Rückseite der Miniaturen. Alles konzentriert sich auf die überragende Qualität der Buchmalerei. Besonders schwierig war die Reproduktion der extrem feinen Striche der Goldauflage, die auf den Faksimileblättern einen zurückhaltend-eleganten Glanz entstehen lassen. Die Faksimileedition erscheint in einer limitierten Auflage von 1000 Exemplaren und kostet nach Erscheinen € 4.998,-. Den dazugehörenden Kommentarband, der die Handschrift einordnet und die Bilder erklärt, schrieb Prof. Dr. Eberhard König (Berlin).

Schon 1866–1867 erschien in Paris im Verlag von Léon Curmer ein Faksimile der Handschrift in Chromolithografie (Farbsteindruck) von bis zu 21 Farbsteinen. Das sehr kosten- und zeitintensive Verfahren benötigte damals fast zwei Jahre und stellt bis heute einen Höhepunkt der Drucktechnik dar. Das Besondere ist, dass die Reproduktion der Miniaturen in eine Rekonstruktion der Texte eingebettet ist, die mit aufwendigen Blumen- und Ornamentbordüren umgeben und reich mit Gold geschmückt sind. So kann diese Ausgabe zumindest eine Ahnung vom zerstörten Original vermitteln. Sie ist heute allerdings nur noch sehr selten antiquarisch zu erhalten.

*Heinz Detlef Stäps*

## Heiliger des Monats: seliger Franz Jägerstätter

Prophet mit Weitblick und Durchblick, Vorbild in der Treue zum Gewissensanspruch, Anwalt der Gewaltlosigkeit, ja ein gläubiger Mensch, dem Gott wirklich Mitte und Zentrum des Lebens war, so beschrieben der damalige Linzer Diözesanbischof Ludwig Schwarz und sein Nachfolger Manfred Scheuer, Postulator des Seligsprechungsverfahrens, Franz Jägerstätter anlässlich seiner Seligsprechung am 26. Oktober 2007. Sein Gespür, mit dem er schon früh die Barbarei des menschen- und gottverachtenden Systems des Nationalsozialismus erkannt habe, sei beeindruckend gewesen. Jägerstätter brandmarkte dessen Rassenwahn, seine Kriegsideologie und Staatsvergottung. Er ahnte, wie schnell sich das Blatt gegen das Christentum und alle gebildete Kultur wenden würde. Da er sich konsequent weigerte, ein solches Todessystem zu unterstützen und in Adolf Hitlers Krieg als Soldat zu kämpfen, wurde er verurteilt und hingerichtet.

### *In armen Verhältnissen geboren*

Franz Jägerstätter wurde am 20. Mai 1907 in St. Radegund in Oberösterreich geboren. Er war das uneheliche Kind der Bauernmagd Rosalia Huber, die wegen ihrer ärmlichen Verhältnisse den Vater von Franz, den Knecht Franz Bachmeier, nicht heiraten konnte. Als uneheliches Kind aus armen Verhältnissen durchlebte er in der Zeit vor dem Beginn des Ersten Weltkriegs Ausgrenzung und Spott. Erst als zehn Jahre nach seiner Geburt seine Mutter den Bauern Heinrich Jägerstätter heiratete und dieser das Kind seiner Frau adoptierte, konnte Franz in sicheren Verhältnissen aufwachsen. Er begann, sich für Bücher und Religion zu interessieren. „Wer nicht liest, wird sich nie so richtig auf die eigenen Füße stellen können, wird nur zu leicht zum Spielball der Meinungen anderer“, hielt Jägerstätter später fest.

Zunächst arbeitete Jägerstätter auf einem Bauernhof und später in einem Erzbergwerk in der Steiermark. Im sozialdemokratisch geprägten Arbeitermilieu haderte Jägerstätter zunehmend mit seinem Glauben und geriet in eine schwere Krise. Letztlich stärkte ihn diese Erfahrung aber und er verwurzelte sich immer tiefer in seinem Glauben und in der katholischen Kirche. Als sein Adoptivvater 1933 starb und ihm den Hof vermachte, wollte Franz dies zunächst nicht annehmen und in ein Kloster eintreten. Sein Ortspfarrer aber überzeugte ihn, dass gerade in diesen Zeiten Menschen gefragt seien, die in der Welt ihren Glauben bezeugen. Außerdem war Jägerstätter Vater einer unehelichen Tochter geworden. Die Mutter des Kindes war die Magd auf einem Nachbarbauernhof, von der er sich, wie sie später sagte, in Freundschaft trennte und auch zu seiner Tochter eine gute Beziehung unterhielt.

### *Widerstand gegen den Kriegsdienst*

1936 heiratete Franz Jägerstätter schließlich Franziska Schwaninger, die Tochter eines anderen benachbarten Bauern. Auf seinen Vorschlag hin unternahm das Paar eine Hochzeitsreise nach Rom, wo sie auch einer Papstaudienz beiwohnten. Seine Heirat wurde zu einem Wendepunkt. Franz und Franziska lebten bewusst ihren Glauben und bewirtschafteten gemeinsam den Hof. Drei Töchter gingen aus der Ehe hervor. Er habe sich nie vorstellen können, dass die Ehe so schön sein könne, bekannte Jägerstätter später. Doch dann wurden seine Ehe und auch sein Glaube auf eine harte Probe gestellt. Als 1938 die Nationalsozialisten in Österreich einmarschierten, verweigerte Jägerstätter dem Regime jegliche Unterstützung. Als Einziger seines Ortes stimmte er gegen den Anschluss Österreichs an Deutschland. In einem Traum sah er einen Zug von Menschen, in dem, von Nazischergen angeführt, unzählige Menschen ins Verderben geführt wurden. 1940 wurde Jägerstätter in den Militärdienst einberu-

fen. Da er von seiner Gemeinde „unabkömmlich“ gestellt wurde, konnte er bald wieder zurückkehren. Einer weiteren Einberufung widersetzte sich Jägerstätter aber. Öffentlich erklärte er, dass es einem Christen unmöglich sei, Hitler in seinem Willen zur Weltherrschaft zu unterstützen und dafür Menschenleben zu opfern. Als er in eine Kaserne einbestellt wurde, sprach er seine Verweigerung offen aus. Jägerstätter wurde verhaftet und in ein Wehrmachtsgefängnis in Linz gebracht. Seiner Frau schrieb er, ein Zeichen setzen und sich von dem Strom nicht mitreißen lassen zu wollen. Wenig später wurde Jägerstätter nach Berlin überführt und wegen „Zersetzung der Wehrkraft“ zum Tode verurteilt. Bis zuletzt schlug er jedes Angebot aus, die Verweigerung zu widerrufen. Am 9. August 1943 wurde Franz Jägerstätter enthauptet.

### *Vorbild für die Friedensbewegung*

Nach dem Krieg wurde Jägerstätters Urne an der Außenmauer seiner Kirche in St. Radegund beigesetzt. Gegen heftigen Widerstand setzte der damalige Pfarrer durch, dass sein Name auch unter den Toten des Zweiten Weltkrieges am Kriegerdenkmal aufgeführt wurde. Schon die beiden Pfarrer, die Jägerstätter in Berlin bis zu seiner Hinrichtung begleitet hatten, sahen in Jägerstätter ein großes Vorbild und einen Heiligen. Seine Ruhe und fast schon fröhliche Gelassenheit kurz vor seinem Tod hatte die Priester tief beeindruckt. In der amerikanischen Friedensbewegung wurde Jägerstätter schließlich zu einem großen Vorbild, mehrere Bücher und Filme zu seinem Leben entstanden. Allerdings hob erst 1997 das Berliner Landgericht das Todesurteil gegen ihn auf, das österreichische Parlament rehabilitierte ihn im Jahr 2007. Von 1997 an wurde die Seligsprechung Jägerstätters angestrengt, bis er schließlich am 26. Oktober 2007 in Linz zur Ehre der Altäre erhoben wurde. Unter den rund 5 000 Mitfeiernden des Gottesdienstes waren auch seine damals 97 Jahre

alte Witwe und die drei Töchter. Der Gedenktag ist der Taufstag von Franz Jägerstätter, der 21. Mai.

*Marc Witzenbacher*

## Vor 100 Jahren begannen die Erscheinungen in Fátima

Seit dem 13. Mai 1917 ist in dem kleinen Örtchen Fátima südlich von Lissabon nichts mehr, wie es war. An diesem Tag nämlich ist Maria den drei Hirtenkindern Lúcia dos Santos sowie Jacinta und Francisco Marto erschienen und wies sie an, den Rosenkranz für den Frieden der Welt zu beten. Außerdem soll Maria verschiedene Prophezeiungen gemacht haben, die als die „Geheimnisse von Fatima“ bekannt geworden sind. Von Mai bis Oktober des Jahres 1917 ist Maria immer am 13. des jeweiligen Monats erschienen. Heute ist Fátima einer der berühmtesten Wallfahrtsorte der Welt. Millionen von Pilgern kommen jedes Jahr, um vor der Marienstatue zu beten und Buße zu tun.

### *Die drei Geheimnisse*

Den Kindern machte Maria während ihren Erscheinungen drei „Geheimnisse“ bekannt. Beim ersten Mal sagte Maria einen weiteren Krieg nach dem Ende des Ersten Weltkrieges voraus. In apokalyptischen Bildern sahen die Kinder eine Vision der Hölle. Die zweite Weissagung bezog sich auf die Bekehrung des kommunistischen Russlands. Das dritte Geheimnis wurde erst 83 Jahre später vom Vatikan veröffentlicht, es war die Prophezeiung eines weißen Bischofs, der von Kugeln getroffen zusammenbricht. Viele sahen darin eine Voraussage des 1981 auf Papst Johannes Paul II. verübten Attentates, auch der Papst selbst.

# MAGNIFICAT

## DAS STUNDENBUCH

Juni 2017

*Das Apostolische Glaubensbekenntnis*  
Ich glaube an den Heiligen Geist

Der Beistand aber, der Heilige Geist,  
den der Vater in meinem Namen senden wird,  
der wird euch alles lehren und euch an alles erinnern,  
was ich euch gesagt habe.

*Evangelium nach Johannes – Kapitel 14, Vers 26*

VERLAG BUTZON & BERCKER KEVELAER

Liebe Leserinnen und Leser!

Geht es Ihnen mit dem Heiligen Geist auch so? Mir war er lange Zeit die Person der heiligen Dreifaltigkeit, die mir am wenigsten vertraut war. Den Vater sprechen wir täglich an, wenn wir das Vaterunser beten. Mit Jesus, dem Mensch gewordenen Sohn, ist es ähnlich; er steht uns als Bruder fast noch näher. Aber der Geist?

Von der Bibel aus gesehen, ist er es, durch den Gott uns unter die Haut geht: Unser Atem selbst wird mit ihm, dem Lebensatem Gottes, in Verbindung gebracht (siehe S. 353–356). Aus diesem Blickwinkel gilt: ohne Gottes Geist könnten wir nicht leben!

Nun ist andererseits vieles, was in der Bibel über Gott gesagt wird, ausgesprochen bildhaft, etwa wenn in den Psalmen von Gott als einem Felsen oder einer Burg die Rede ist. Was nicht heißt, dass damit nicht Bedeutendes über Gott gesagt würde – Verlässlichkeit und Sicherheit lassen sich kaum dichter versinnbildlichen als mit dem Bild des Felsens, der Burg.

Was ich mich frage: Wie bildhaft ist es noch, wenn von etwas so Lebenswichtigem wie dem Atem gesagt wird, er sei eine Gottesgabe? Er entscheidet in der Tat darüber, ob ich leben kann oder nicht. Oder ins Positive gewendet: Wenn über meine Konzentration auf den Atem Gott mir so nahe kommen kann, wie es von Generationen von Menschen, die das Herzensgebet (siehe S. 367–370) üben, berichtet wird – laufe ich dann nicht Gefahr, dass mir etwas sehr Wesentliches entgeht, wenn ich die biblische Rede von Gottes Lebenshauch „nur“ als sprachliches Bild verstehe?

Wie auch immer. Sich auf die biblische Sicht einzulassen, öffnet Horizonte. Wenn ich etwas normalerweise so Selbstverständliches wie mein Atmen *nicht mehr* einfach selbstverständlich nehme, sondern mich darauf einlasse, es als Teilhabe an Gottes lebendigem Geist zu sehen: Was ändert sich für mich? Welche neuen Erfahrungen tun sich auf?

*Ihr Johannes Bernhard Uphus*

**MAGNIFICAT. Das Stundenbuch,**  
© **Butzon & Bercker GmbH, Kevelaer**

# ZUM TITELBILD

## Trinität in der Glorie

Jean Fouquet, Stundenbuch des Étienne Chevalier,

Tours, um 1453–1456,

Musée Condé, Chantilly, Ms. 71, fol. 27r,

© bpk – Bildagentur für Kunst, Kultur und Geschichte /

RMN – Grand Palais / René-Gabriel Ojéda

Mit Jean Fouquet (um 1420 – um 1481) erreichte die französische Malerei des 15. Jahrhunderts ihren Höhepunkt. Der Künstler, der sowohl aus der französischen als auch der flämischen und der italienischen Malerei schöpfte (als junger Maler verbrachte er mindestens drei Jahre in Italien), hat als Tafelmaler gearbeitet, der Schwerpunkt seines Wirkens lag aber auf der Buchmalerei. Sein Hauptwerk ist das Stundenbuch für Étienne Chevalier (um 1410–1474), Sekretär und Finanzminister von König Karl VII. von Frankreich. Chevalier war als königlicher Hofbeamter zu großem Einfluss und Reichtum gelangt und wollte dies durch die Beauftragung eines entsprechend prächtigen Stundenbuchs dokumentieren.

Dieses Stundenbuch muss eine der schönsten Handschriften des 15. Jahrhunderts gewesen sein, doch es erlitt ein schlimmes Schicksal. Ende des 18. Jahrhunderts wurden die Miniaturen auf barbarische Weise aus dem Buch herausgeschnitten und auf Holztafeln geklebt. Die Textseiten gingen bis auf zwei verloren. Die 47 erhaltenen Miniaturen sind heute auf mehrere Museen und Bibliotheken verteilt. Wie das Buch einmal ausgesehen hat, kann heute nicht mehr sicher rekonstruiert werden. Trotzdem kann jede der erhaltenen Miniaturen als ein eigenständiges Kunstwerk gewürdigt werden.

Unser Titelbild gewährt uns einen Blick in den Himmel. Wie durch ein Schlüsselloch sehen wir die Dreifaltigkeit (Gott Vater, Sohn und Heiliger Geist), umgeben von Engeln und Heiligen, deren beherrschende Mitte und Zielpunkt sie ist.

*Heinz Detlef Stäps*

## Himmelsvision

Jean Fouquet hat mit der Miniatur der Heiligsten Dreifaltigkeit inmitten der Engel und bei Gott vollendeten Heiligen eine beeindruckende Vision der himmlischen Herrlichkeit geschaffen. Wie ein Kind durch das Schlüsselloch der Wohnzimmertür in die festlich erleuchtete Weihnachtsstube schaut und schon einen Abglanz der zukünftigen Freuden erhascht, so will uns der Maler inmitten unseres irdischen Lebens schon etwas von dem aufleuchten lassen, was unsere himmlische Zukunft ist. Dabei hat er natürlich die Bildformen gewählt, die seiner Zeit zur Verfügung standen, und ist ganz von anthropomorphen Vorstellungen ausgegangen, das heißt er hat sich Gott in menschlichen Mustern vorgestellt.

### *Ein Gott in drei Personen*

Auf einem gold-roten Thron, der einem gotischen Dreisitz nachempfunden ist, sitzen Gott Vater, Sohn und Heiliger Geist. Sie sind alle drei als junge Männer gezeigt, ihr Aussehen lehnt sich an die traditionelle Darstellungsweise Jesu Christi an. Sie tragen lange, weiße Gewänder und die Körperhaltungen sind nahezu identisch. Nur die Strahlenkreuze, welche die Heiligenscheine akzentuieren, zeigen in ihren verschiedenen Neigungswinkeln, dass die Köpfe unterschiedlich geneigt sind. Auch die Handhaltungen sind sehr ähnlich; alle drei halten eine Weltkugel (was an den Reichsapfel als Insignium der Kaiser erinnert) in der linken Hand und mit der Rechten segnen sie. Es ist unmittelbar ersichtlich, dass es dem Maler nicht wichtig war, die drei göttlichen Personen in ihren unterschiedlichen Beziehungen zur Welt und zu den Menschen als Vater, Sohn und Geist zu unterscheiden; er wollte sie in ihrer Einheit zeigen: EIN Gott in drei Personen.

Der himmlische Thron, zu dem drei goldene Stufen hinaufführen, ist von gelb-goldenem Glanz umfungen, goldene Strahlen gehen von ihm aus. Am Rand dieser Gloriole sehen wir vier Wesen mit Spruchbändern. Es sind die vier Evangelistensymbole (Adler für Johannes, Mensch für Matthäus, Löwe für Markus und Stier für Lukas), die nach Offb 4, 6–7 ursprünglich göttliche Thronassistenten sind und als solche hier auch gezeigt werden.

### *Ein Meer von Engeln und Heiligen*

Auf der linken Seite sehen wir einen vierten Thron. Er steht nicht frontal zum Betrachter, sondern ist seitlich gedreht. Das gotische Gesprenge, das den göttlichen Dreisitz krönt, finden wir hier nicht. Auch ist der vierte Thron eine Stufe tiefer gestellt als die anderen drei. Doch er zeigt dieselbe gold-rote Farbe. Auf dem Thron sitzt Maria, die Mutter Jesu. Sie ist in einen weißen Mantel gehüllt und ein Heiligenschein umgibt ihr Haupt. Sie trägt eine goldene Krone. Doch ihre ganze Körperhaltung drückt Demut aus, die Hände sind gefaltet und sie blickt demütig zu Boden. Hier wird ganz deutlich, dass Maria nicht Gott ist. Sie ist nicht die vierte göttliche Person. Und doch hat sie eine ganz hervorgehobene Stellung inne (alle göttlichen Personen blicken auf sie), die uns erst deutlich wird, wenn wir zuvor die übrige himmlische Bevölkerung betrachten.

Um die helle Gloriole, die den göttlichen Thron umgibt, sehen wir mehrere konzentrische Kreise mit Engeln, die in goldenen Glanz getaucht sind und Gott ganz nahe stehen. Eine Abstufung ist dadurch erkennbar, dass die inneren Kreise orange-rot, die äußeren aber blau gefärbt sind. Davor sind mehrere Reihen mit jungen Frauen (Jungfrauen), Bischöfen und weiteren Heiligen zu sehen. Diese Reihen laufen in zwei Blöcken schräg auf den göttlichen Thron zu. Der Maler hat es bewusst vermieden, alle Heiligen mit Heiligenschein zu zeigen. Die große Zahl der

Heiligen und die Uniformität ihrer Haltungen hätte zu einem eintönigen Meer von Nimben geführt, die zudem die Sicht auf die dahinter dargestellten Heiligen verdeckt hätten.

Zwischen diese beiden Blöcke von Heiligen schiebt sich nun ein weiterer Zug. Wir erkennen von hinten Priester und Mönche, aber keine weiteren Frauen. Sie streben nach vorne, zum Thron Gottes. Unter ihren Füßen zeigen Wolken an, dass sich das gesamte Geschehen im Himmel abspielt.

Wenn wir die gesamte Miniatur auf der Innenkarte in den Blick nehmen, dann sehen wir, dass es eine Farbreihe des Malers gibt. Die Helligkeit der Farben steigert sich immer mehr zur Mitte hin, wo die Heiligste Dreifaltigkeit im gleißenden Licht erstrahlt. Umgekehrt sehen wir, dass die Engel und Heiligen nicht aus sich heraus leuchten, sondern der Glanz, der auf ihnen liegt, nichts anderes als ein Abglanz des Lichtes ist, das von der göttlichen Mitte ausgeht. Mit diesem Licht gestaltet der Maler Perspektive, es führt in die Tiefe, denn wir sehen nur ein schmales Streiflicht bei den Engeln um den Thron, seitliches Licht bei den Heiligen an den Seiten und ahnen das Licht von vorne bei den Heiligen im Vordergrund. Auf diese Weise schauen wir wie in einen Tunnel, dessen Tiefe nicht dunkel ist, sondern reines, göttliches Licht.

### *Die Stellung der Maria*

Wenn wir nun nochmals Maria in den Blick nehmen, dann wird deutlich, wie besonders ihre Stellung ist. Sie ist keine Heilige unter den vielen. Sie ist herausgehoben aus dem anonymen Meer der anderen Heiligen. Sie ist Gott ganz nahe. Sie ist nicht Gott. Aber sie ist Gottesmutter. Nur sie. Hinter dieser Bildformulierung steht der Gedanke, dass Gott Maria vom Anfang ihrer Existenz anders behandelt hat als andere Menschen, um die Menschwerdung Christi in ihr vorzubereiten. Und es steht der Gedanke dahinter, dass Maria anders als alle anderen Men-

schen nach ihrem Tod in Gottes Herrlichkeit erhoben wurde. Diese Gedanken wurden erst im 19. und 20. Jahrhundert kirchlich verbindlich formuliert, doch es gab diese Gedanken schon sehr viel früher und sie wurden immer wieder künstlerisch ins Bild gesetzt.

Sehen wir uns im Spiegel dieser Bildformulierung, so sehen wir, dass Maria uns vorausgegangen ist, um uns zu zeigen, wohin auch wir unterwegs sind. Sie ist schon angekommen, sie ist schon vollendet, aber es ist auch unsere Zukunft. In dieser himmlischen Herrlichkeit, ganz nahe bei Gott, werden auch wir zu Hause sein. Denn der Glaube daran macht uns zu Heiligen.

*Heinz Detlef Stäps*

## Ich glaube an den Heiligen Geist

Im griechischen Wortlaut unseres Glaubensbekenntnisses hieß es ursprünglich: „Ich glaube an Heiligen Geist.“ Der uns geläufige bestimmte Artikel fehlt. Darauf hat in seiner „Einführung in das Christentum“ vor fast einem halben Jahrhundert der Tübinger Professor für Dogmatik Joseph Ratzinger aufmerksam gemacht. Der spätere Papst Benedikt XVI. sagte es so: „Der dritte Teil des Symbolums verweist in erster Linie nicht auf den Heiligen Geist als dritte Person in der Gottheit, sondern auf Heiligen Geist als Gabe Gottes an die Geschichte in der Gemeinde derer, die an Christus glauben.“ Dennoch sei damit ein trinitarisches, auf den dreieinen Gott bezogenes Verständnis nicht ausgeschlossen. Folgen wir einmal Joseph Ratzingers Hinweis und fragen nach biblischen Spuren, die zum Bekenntnis führten: Ich glaube an Heiligen Geist, und die später in eine ausgebildete Trinitätslehre und Pneumatologie (Lehre vom Heiligen Geist) mündeten.

### *Schöpferischer Lebensatem*

Das hebräisch-alttestamentliche Wort, das wir mit „Geist“ ins Deutsche übersetzen, Ruach, meint Wind, Hauch, Atem, auch Energie und Lebenskraft, die Menschen weitet, erfüllt, in Bewegung bringt und zu Einsichten, Sichtweisen, Worten und Taten befähigt, die sie sich selbst nie zugetraut hätten. Ruach, stark bewegte Luft, ist biblisch eine Energie, die Veränderungen bewirkt, und zwar von Gott her. Ruach, Heiliger Geist, Gottes Geist, ist als schöpferische Lebenskraft in der Welt wirksam. Das bezeugt sehr schön der 104. Psalm. Dort heißt es von den Geschöpfen: „Verbirgst du [Gott] dein Gesicht, so sind sie verstört; / nimmst du ihnen den Atem, so schwinden sie hin / und kehren zurück zum Staub der Erde.“ Und weiter: „Sendest du

deinen Geist aus, so werden sie erschaffen, / und du erneuerst das Antlitz der Erde.“ (Ps 104, 29–30)

### *An jedem neuen Tag*

Jeder Atemzug der Geschöpfe ist Teilnahme an Gottes Atem. Die beiden Psalmverse besagen: Die ganze Schöpfung lebt aus Gottes belebender Lebenskraft. Er hat sie nicht nur einst und einmal, nicht nur damals und dort, ins Leben geholt; er erschafft sie, sein belebender Hauch, sein Geist, macht sie lebendig, mit den Worten Dietrich Bonhoeffers, „an jedem neuen Tag“. Wo immer im Alten Testament von Ruach als einer Kraft die Rede ist, die den Menschen bestimmt, geht es nicht um eine dem Menschen eignende, sondern im Menschen um Gottes eigene Ruach. Die dem Menschen zugesprochene Lebensdauer, über deren Anfang und Ende er nicht verfügt, ist getragen von der fortdauernden Gegenwart von Gottes Ruach.

### *Heiliges Pneuma*

Das übliche Übersetzungswort für Ruach in der Septuaginta, der griechischen Übertragung der hebräischen Bibel aus den letzten vorchristlichen Jahrhunderten, ist Pneuma; dem folgt auch das Neue Testament. Eine systematische Lehre vom Heiligen Geist, wie sie sich später im Zuge und im Gefolge der Trinitätslehre herausbildet, kennt die Bibel Alten und Neuen Testaments noch nicht, so häufig und entscheidend von Ruach (Femininum) und Pneuma (Neutrum) dort die Rede ist. Das griechische Wort Pneuma stammt von einem Verb, das wehen, hauchen, atmen, riechen bedeutet. Pneuma hat ein breites Bedeutungsspektrum, es ist Natur- und Lebenskraft, unsichtbar, aber spürbar, wirksam als Luftstrom und Atem. Immer bezeichnet es Vital-Energetisches und unterscheidet sich so deutlich vom griechischen Begriff Nous: Vernunft, Vernunftsinne, der aber ebenfalls mit

Geist ins Deutsche übersetzt wird. Das lateinische Wort Spiritus (Maskulinum) ist übrigens ganz ähnlich wie Ruach und Pneuma abgeleitet von einem Verb, spirare, das wehen, hauchen, brausen bedeutet. Im Neuen Testament kann Pneuma den Geist Gottes bezeichnen, seine der Welt wirkend zugewandte Seite. Pneuma hagion, heiliger Geist, ist seit den jüngeren Schriften der hebräischen Bibel ausgezeichnete Rede für den Geist Gottes (Jes 63, 10 f.; Ps 51, 13). Es gibt aber neben dem ausgesprochen theologischen im Neuen Testament auch einen christologischen Gebrauch, die Rede vom Pneuma Christou. Pneuma kann neutestamentlich zudem den menschlichen Geist bezeichnen.

### *Der Geist des Herrn ruht auf mir*

Die biblisch enge Beziehung dieser verschiedenen Verwendungen von Pneuma ist nicht zufällig; der Geist, der im Menschen wohnt, ist Gottes Gabe, der Heilige Geist heilt und heiligt menschlichen Geist. Pneuma ist der heilige Gott in seiner Zuge wandtheit und Wirksamkeit bei den Menschen und in ihnen. Jesus aber ist der Geistträger schlechthin, ist von Gottes Atem von Anbeginn und ganz und gar durchdrungen. Das erweist sich, wenn Jesus bei seinem ersten öffentlichen Auftreten sagt: „Das Pneuma des Herrn ruht auf mir ...“ (Lk 4, 18), wenn der Engel erklärt, dass das Kind, das Maria gebären wird, „aus heiligem Pneuma“ ist (so wörtlich Mt 1, 20; vgl. Lk 1, 35), und wenn Markus von der Taufe Jesu als dem Ereignis erzählt, in dem Jesus mit dem Pneuma besonders begabt wurde (Mk 1, 9–11).

### *Gabe des Geistes*

Pneuma, Heiliger Geist, wird aber nach Jesu Tod und Auferstehung auch der Gemeinde bzw. den Jüngern und Jüngerinnen verliehen. Das bekannteste „Pfingstereignis“, mit Feuer und Windbrausen, schildert das zweite Kapitel der Apostelgeschich-

te (Apg 2, 1–3). In Feuer und Wind erscheint im Alten Testament Gott selbst. Die Erscheinungen werden als Erfüllung mit Heiligem Geist gedeutet (Vers 4) und münden in ein Sprachen- und Hörwunder, in wunderbare Verständigung, wo Verständnislosigkeit und Missverstehen vorprogrammiert schienen.

### *Das Pneuma weht, wo es will*

Rufen wir uns in Erinnerung, dass auch das manchmal blass und abstrakt, leiblos und kopflastig, ja geisterhaft wirkende deutsche Wort Geist von einem Verb gebildet ist, das „hauchen, wehen, blasen“ bedeutet. Wie ernst nehmen wir den bewegtbewegenden Charakter des Heiligen Geistes? Wie viel Wehen und Brausen des Pneuma, wie viel Bewegung und Belebung unseres Lebens durch die Gabe des treuen und unberechenbaren göttlichen Lebensatems (Joh 3, 8) erbitten und ersehnen wir – lassen wir zu?

*Susanne Sandherr*

## Geistbegabt. Die Gabe des Heiligen Geistes und Deiner Gaben Siebenzahl

**A**ls Antwortgesang nach der ersten Lesung ist in der Messe des Pfingstsonntags der 104. Psalm vorgesehen (siehe S. 48 f.), ein Schöpfungpsalm, der die ganze Welt durchstreift, um darin Gottes Werk und Gott am Werk zu finden.

### *Leben auf Widerruf und Neue Schöpfung*

In den bekannten Versen 29 und 30 heißt es von den Geschöpfen in ihrer bleibenden Angewiesenheit auf die Zuneigung des

Schöpfers: „Verbirgst du dein Gesicht, sind sie verstört; / nimmst du ihnen den Atem, so schwinden sie hin / und kehren zurück zum Staub der Erde.“ Geschaffenes Leben ist Leben auf Widerruf. Weiter aber heißt es: „Sendest du deinen Geist (Ruach) aus, so werden sie alle erschaffen, / und du erneuerst das Antlitz der Erde.“ In den hinfälligen, bloß auf Widerruf, nur auf Zeit belebten Geschöpfen wird Gottes kraftvoller Anhauch nicht bloß lebensverlängernd, sondern neuschöpferisch wirksam: tragende Erfahrung des Volkes Israel und seiner Heiligen Schrift.

### *Die Gabe des Heiligen Geistes*

In Jesus von Nazaret, mit ihm und durch ihn, in seiner Verkündigung der Nähe Gottes und in seiner Menschenfreundschaft, in seinen machtvollen Zeichen und seinem Leiden, in seinem Tod, seiner Auferweckung und Erhöhung, erfahren im Neuen Testament Menschen: Göttlicher Atemhauch, der Geist des Herrn, durchfährt und erneuert machtvoll die Welt, schenkt Geist, göttlichen Lebensatem, wo Not herrscht, wo Tod winkt und droht. In der Apostelgeschichte ist von der „Gabe des Heiligen Geistes“ die Rede (Apg 2, 38); diese Gabe ist mit persönlicher Umkehr und der Taufe zur Sündenvergebung auf den Namen Jesu verbunden. Vor allen unterscheidbaren, benennbaren Gaben, die der Geist gibt, ist er selber die Gabe; Gabe, in der sich Gott selber gibt. Der Geist ist die eine und einende Gabe, mit der alle, die sich ihr öffnen, begabt werden.

### *Deiner Gaben Siebenzahl*

Der Geist ist die Gabe; das biblische Zeugnis und die kirchliche Tradition sind hierin ganz klar, ebenso aber auch darin, dass die eine Gabe an die Menschen, die der Geist ist, sich in Gaben entfaltet. Die Überlieferung hat hier ein Septenar unterschieden, „deiner Gaben Siebenzahl“, so in Heinrich Bones Übersetzung

der Pfingstsequenz, einen „Schatz, der siebenfältig ziert“, so in Bones Übertragung des Hrabanus Maurus zugeschriebenen Pfingstliedes „Veni, creator Spiritus“ (GL 341 und 351). Der biblische Fundort ist Jesaja 11, 1–3 in der (griechischen) Septuaginta- bzw. in der (lateinischen) Vulgata-Übersetzung. In der deutschen Übersetzung der Septuaginta sagt der Prophet vom „Schössling aus der Wurzel Jesais“: „Und auf ihn wird sich niederlassen der Geist Gottes, der Geist der Weisheit und der Einsicht, der Geist des Ratschlusses und der Macht, der Geist der Erkenntnis und der Frömmigkeit; erfüllen wird ihn der Geist der Furcht Gottes.“ (Verse 2 und 3) Im hebräischen Text (vgl. die Einheitsübersetzung) lassen sich allerdings nicht sieben, sondern nur sechs Begabungen durch den Geist unterscheiden. Die Septuaginta erreicht die Siebenzahl, indem sie vom Geist der „Gottesfurcht“ den der „Frömmigkeit“ unterscheidet.

### *Schöpferischer Neubeginn*

Bei Jesaja geht es um die Hoffnung auf einen Herrscher, der ganz und gar von Gott her regiert und seine Macht uneigennützig zur Rettung der Armen einsetzt. Er wird als Spross Isais, nicht Davids oder Salomos, vorgestellt. Damit ist angedeutet, dass der politische Neuanfang (Verse 1–5) wie der geschöpfliche (Verse 6–9) dort ansetzen soll, wo es noch keine Verderbnis gab. Darum trägt der Ort, an dem all dies erhofft wird, paradiesische Züge. „Der Säugling spielt vor dem Schlupfloch der Natter“ (Vers 8). Die Ankunft und das Wirksamwerden „deiner Gaben Siebenzahl“ im messianischen Menschen stehen gleichsam für eine „Immaculata Conceptio“ der ganzen Schöpfung, für geistgewirkten schöpferischen Neubeginn. In christlicher Sicht ist Jesus dieser messianische Träger des Geistes und aller Geistesgaben, die in dem einen Geist, den er spendet, an die Gläubigen ausgeteilt werden, als „Schatz, der siebenfältig ziert“.

*Susanne Sandherr*

## Pfingstmontag: (k)ein gebotener Feiertag

Gesamtkirchlich gesehen ist der Pfingstmontag kein gebotener Feiertag. Denn er gehört nicht zu den im §1246 des Codex Iuris Canonici vorgeschriebenen Feiertagen. Allerdings können die Bischofskonferenzen durch Sonderregelungen weitere Feiertage in die gebotenen Feiertage aufnehmen. Zu ihnen zählt die Deutsche Bischofskonferenz die zweiten Feiertage an Weihnachten, Ostern und Pfingsten und hat dies in den 1990er-Jahren noch einmal bekräftigt. Ursprünglich gehörte der Pfingstmontag auch in der gesamten Kirche zu den gebotenen Feiertagen, ehe die arbeitsfreie Zeit zunehmend reduziert wurde.

### *Acht Tage als Nachfeier des Pfingstfestes*

Seinen Ursprung hat der Pfingstmontag in der früher acht Tage dauernden Nachfeier der großen Feste Ostern, Weihnachten und Pfingsten. Diese Tage waren im Mittelalter strenge arbeitsfreie Tage. Allerdings machten schon damals wirtschaftliche Zwänge es notwendig, die arbeitsfreien Tage zu reduzieren. Viele hatten durch die hohe Zahl an Feiertagen wenig Zeit, ihren Lebensunterhalt zu verdienen. Daher verringerte die Synode von Konstanz 1043 die Pfingstfeier auf die Tage Sonntag, Montag und Dienstag. Im 18. Jahrhundert wurden die „dritten“ Feiertage von Ostern, Pfingsten und Weihnachten gestrichen. Papst Pius X. nahm schließlich im Jahr 1911 auch die „zweiten“ Feiertage aus dem Kalender. Den preußischen und einigen weiteren deutschen Bischöfen ging dies zu weit, daher baten sie den Heiligen Stuhl, einige Feiertage beibehalten zu dürfen. Schließlich wurde ihnen in einer Sonderregelung erlaubt, den Stephanustag (26.12.), den Ostermontag und den Pfingstmontag weiter als gebotene Feiertage zu begehen. 1934 wurden diese Tage auch als bürgerliche Feiertag anerkannt. Im neuen kirchlichen Gesetzbuch von 1983 zählen die Tage nicht mehr

zu den gebotenen Feiertagen, die Sonderregelung für Deutschland und einige Schweizer Kantone ist aber beibehalten worden. Entsprechend wurde in das deutschsprachige Messbuch ein Formular für den Pfingstmontag aufgenommen, um diesem Tag eine eigene liturgische Prägung geben zu können.

### *Ökumenische Gottesdienste am Pfingstmontag*

Seit einigen Jahren hat sich der Pfingstmontag im deutschsprachigen Raum als „Tag der Ökumene“ etabliert. In einigen Landeskirchen und Diözesen wurden sogar ökumenische Rahmenvereinbarungen eingeführt, in denen der Pfingstmontag als „Tag der Ökumene“ verstanden wird, an dem sich die Kirchen ihrer gemeinsamen Wurzeln versichern und ein „Fest der Einheit“ feiern. Allerdings besteht für katholische Gläubige nach wie vor die Pflicht, an einem Feiertag an einer Eucharistiefeier teilzunehmen. Ökumenische Gottesdienste sind nach einer Erklärung der Deutschen Bischofskonferenz von 1994 ausdrücklich erwünscht, aber in den Leitlinien wird darauf hingewiesen, dass ökumenische Gottesdienste die Eucharistiefeier nicht ersetzen dürfen. Diese „Konkurrenz“ müsste es eigentlich nicht geben, wenn der Pfingstmontag wie in der Gesamtkirche nicht als gebotener Feiertag angesehen wird. Einige Landessynoden und Katholikenräte bzw. Diözesanräte haben gemeinsam die Bitte an die Bischofskonferenz gerichtet, den Pfingstmontag als „Tag der Ökumene“ einzuführen und die Feiertagspflicht auszusetzen. Die Bischofskonferenz hat das Thema nun wieder auf ihre Tagesordnung gesetzt und will dies demnächst weiter beraten.

*Marc Witzenbacher*

## Komm herab, o Heil'ger Geist

*Den Text des Liedes finden Sie auf Seite 49f.*

**K**omm herab, o Heil'ger Geist“ ist eine Übertragung des lateinischen Hymnus „Veni Sancte Spiritus“ durch Maria Luise Thurmair und Markus Jenny aus dem Jahr 1971 (GL 344). Vor Thurmair und Jenny übertrug Heinrich Bone die Pfingstsequenz 1847 ins Deutsche.

### *Autorschaft des Heiligen Geistes*

Das vermutlich um 1200 von Stephen Langton, Erzbischof von Canterbury, verfasste „Veni Sancte Spiritus“ ist noch immer als Sequenz der Messe des Pfingstsonntags im Gebrauch der katholischen Liturgie. Im Mittelalter wurde es als „Goldene Sequenz“ gerühmt, die dem Dichter vom Geist selbst eingegeben worden sein musste. Der humanistische Theologe Jodocus Clichtoveus schließt noch am Anfang des 16. Jahrhunderts von der Schönheit des Werkes auf die „Autorschaft des Heiligen Geistes“, die „in so dichtgefügter Sprache einen solchen Wohlklang hervorbrachte“. Das Verhältnis zwischen Gedankenfülle und -dichte und schwebender Leichtigkeit und Wohlklang des Liedes mache „Veni Sancte Spiritus“ zu einem wahrhaft geistlichen Lied. Die zehnstrophige lateinische Sequenz wie ihre Übersetzung umfasst 30 siebensilbige Verse. Die beiden ersten Verse jeder Strophe sind gereimt, in der deutschen Übersetzung reimen sich die dritten Verse der ersten und zweiten, dritten und vierten Strophe usw. Den lateinischen Text durchzieht ein reiches Geflecht von Assonanzen. – Gehen wir die Strophen einmal durch!

### *Veni*

Der Einsatz mit der Bitte: „Veni“, „Komm“ findet sich bei verschiedenen Heilig-Geist-Liedern. Man könnte an Johannes 3, 8

denken und an die charakteristische Freiheit, Beweglichkeit und Ungreifbarkeit des Pneuma, um dessen Woher und Wohin niemand weiß. Die erste Strophe erlebt außer dem Kommen des Geistes die Aussendung seines Lichtstrahls. Der Gegensatz zwischen Nacht und Licht findet sich nicht ausdrücklich im lateinischen Text, dort liegt die Assoziation zu den Feuerzungen des Pfingstereignisses näher. Die etwas blass übersetzte zweite Strophe, in der der Geist als treuer Beschützer der Armen, Geber der Gaben und Licht der Herzen angerufen wird, wahrt das eindringliche dreifache „Veni“ der lateinischen Sequenz. Der Geist wird in der dritten Strophe johanneisch als „Tröster“, als Beistand, als im wahrsten Sinne erfreulicher Gast und, etwas allgemein, als „Labsal in der Not“ angerufen; im Lateinischen ist konkreter ein köstlicher Ort der Erfrischung und Kühlung („dulce refrigerium“) im Blick. Die vierte Strophe führt dieses Bild fort, der Geist schenkt in Unrast Ruhe, Kühlung in der Hitze, Trost in Not. Das „glücklich Licht“ des Geistes wird in der fünften Strophe angerufen, es möge das Herzinnere, den Seelengrund der Betenden erfüllen. Der Gedanke an das „Es werde Licht“ des ersten Schöpfungstages und der ersten Schöpfung, die durch den Schöpfer Geist erneuert wird, legt sich nahe. Die Notwendigkeit einer Neuerschaffung durch den Geist bekräftigt die sechste Strophe: „Ohne dein lebendig Wehn kann im Menschen nichts bestehn, kann nichts heil sein noch gesund.“ Siebte und achte Strophe benennen nun menschliche und zwischenmenschliche Dunkelheiten, Unklarheiten, Ausweglosigkeiten: Schmutzschichten des Lebens, innere Dürre, quälende Krankheit, Kälte und Härte, Stillstand, Erstarrung, Sich-Verrennen, Verstiegtheit. Hier möge der Geist wirken, in der trockenen Seele des Menschen, im festgefrorenen und festgefahrenen Menschenleben: waschen, bewässern, heilen, wärmen, lösen, lotsen. Die neunte Strophe nennt das „Volk, das dir vertraut“, die Gemeinschaft der Glaubenden und den Geist Anrufenden, und erbittet für diese und in ihrem Namen „deine Gaben zum

Geleit“. Im Lateinischen ist vom „septenarium“ die Rede, Bone übersetzte: „deiner Gaben Siebenzahl“. Damit ist auf die Lehre von den Sieben Gaben des Geistes, das *sacrum septenarium*, angespielt, die traditionell auf Jesaja 11,2 zurückgeführt wird. Die Bitte um Bestehen in der Zeit, um Vollendung und „der Freuden Ewigkeit“ beschließt das Lied.

### *Tröste den, der trostlos weint*

Ein vom Geist geschriebenes Lied? Für viele Menschen ein inspiriertes und inspirierendes Lied. Ein Pfingstlied, das mich schon als Kind, wegen seiner schönen, suggestiven Sprache, seines geheimnisvoll treibenden Rhythmus, wohl auch wegen seiner leib- und lebensnahen, unmittelbar einleuchtenden, oft kontrastreichen Bilder von menschlicher Not und ihrer Stillung, Glut und Kühlung, Ermüdung und Ruhe, Tränken des Verdorrten, Wärmen des Erkalteten, und wegen der ansteckenden Heilungshoffnung, Liebeshoffnung, Schöpfungshoffnung angesprochen hat. Bei Bone hieß es: „Tröste den, der trostlos weint.“ Das traute ich dem Schöpfer Geist zu.

### *Nachwort: Traduttore, traditore*

Ein italienisches Sprichwort lautet: Traduttore, traditore. Der Übersetzer ist ein Verräter. Und wenn man dieses Sprichwort ins Deutsche übersetzt, hat man es schon verraten, weil man das schöne Wortspiel, das ja sinnlich-spielerisch bekräftigt, was das Wort sagt, nicht bewahren konnte. Die Übersetzung ist richtig, aber etwas ging verloren. Das gewisse Etwas. Übersetzen ist schwierig, von Scheitern bedroht, aber auch notwendig. Übersetzerinnen und Übersetzer sind Helden! Die Pfingstsequenz etwa wird dank der Übersetzung auch Menschen zugänglich, die keine Gelegenheit hatten, Latein zu lernen, oder die es wieder vergessen haben. Keine Frage, Transportverluste

sind zu beklagen. So ist das beim Über-Setzen. Das Übersetzen von einer Sprache in eine andere oder in viele Sprachen – und die Pfingstsequenz wurde in viele Sprachen übersetzt – ist ein pfingstliches Thema. Eigentlich bedeutet Pfingsten ja, dass es, dank der Gabe des Heiligen Geistes, keiner Übersetzungen bedarf. „Wieso kann sie jeder von uns in seiner Muttersprache hören?“ (Apg 2, 8) Vielleicht ist aber auch die Bereitschaft, das mühsame Geschäft des Übersetzens auf sich zu nehmen, zwischen Sprachen, v. a. zwischen Menschen, Kulturen, Glaubensweisen, Generationen, pfingstlich und vom Heiligen Geist.

*Susanne Sandherr*

## Der grüne Patriarch: Bartholomaios I.

Seit nunmehr über 25 Jahren ist Erzbischof Bartholomaios I. der Ökumenische Patriarch und damit der höchste Repräsentant der orthodoxen Kirche mit etwa 300 Millionen Gläubigen. Bartholomaios gilt als 270. Nachfolger des Apostels Andreas und hat damit den Status des „Ersten“ (griechisch: Protos) unter den orthodoxen Bischöfen. Von Beginn an hat sich Bartholomaios für den Umweltschutz eingesetzt, was ihm schnell den Spitznamen „der grüne Patriarch“ eingebracht hat. Bekannt wurde diese Bezeichnung durch den damaligen US-Vizepräsidenten Al Gore, der in Sachen Umwelt den engen Schulterschluss mit dem Patriarchen suchte. Das orthodoxe Kirchenoberhaupt, das sieben Sprachen fließend spricht, genießt weltweit hohes Ansehen und ist nicht nur als Mahner für Fragen von Kirche und Umweltschutz bekannt. Bartholomaios steht auch wie kaum ein anderer höchster kirchlicher Würdenträger für den unermüdlischen Einsatz für Versöhnung und Ökumene. Es wundert also nicht, dass auch Papst Franziskus in seiner Umweltenzyklika „Laudato si“ sich mehrfach auf Bartholomaios bezieht.

*Ein kirchlicher Weltbürger*

Bartholomaios, mit bürgerlichem Namen Dimitrios Archondonis, wurde am 29. Februar 1940 auf der türkischen Insel Imbros geboren. Seine theologische Ausbildung schien schon etwas seine künftige ökumenische Weltläufigkeit abzubilden. Stationen waren neben der später von den türkischen Behörden geschlossenen orthodoxen Hochschule auf der Prinzeninsel Chalki bei Istanbul die Päpstliche Universität Gregoriana in Rom, das Ökumenische Institut in Bossey (Genf) und die Universität München. 1961 wurde er zum Diakon geweiht und erhielt den Weihenamen Bartholomaios. 1969 folgte die Priesterweihe. Bis 1972 war Bartholomaios Assistent des Direktors der Hochschule auf Chalki und wurde im Fach Kirchenrecht promoviert. Anschließend wechselte er in den Phanar, den Amtssitz des Patriarchen in Istanbul, wo er bis 1990 Sekretär seines Vorgängers Demetrios I. war. Bereits 1973 wurde Bartholomaios zum Metropolit von Philadelphia und 1990 zum Metropolit von Chalkedon ernannt. 1991 wurde er in sein heutiges Amt gewählt.

*Umweltschutz ist ein wichtiges Thema der Orthodoxie*

Die ersten Umweltinitiativen der orthodoxen Kirche gehen bereits auf die 1980er-Jahre zurück. Damals mahnten viele orthodoxe Bischöfe, gegen die zunehmende Umweltverschmutzung aktiv zu werden. Mehrere Bischofsversammlungen befassten sich mit dieser Frage. 1989 veröffentlichte Demetrios seine erste Umweltenzyklika und beauftragte den bekannten Mönch und Hymnenkomponisten Gerasimos damit, einen besonderen Gebetsgottesdienst für die Umwelt zu komponieren. In seiner Enzyklika setzte der Patriarch den 1. September, den Beginn des orthodoxen Kirchenjahres, als Gebetstag für die Schöpfung fest. Diesem Beispiel folgte später auch Papst Franziskus, der nun ebenfalls den 1. September zum Gebetstag für die Schöp-

fung ausgerufen hat. Die Anregung des Patriarchen war zuvor schon von der Charta Oecumenica, einem Dokument, das die europäischen Kirchen im Jahr 2001 verabschiedeten, aufgegriffen worden. Zahlreiche weitere Initiativen wurden auf den Weg gebracht, so beispielsweise der ökumenische Tag der Schöpfung, der seit 2010 von den Kirchen der Arbeitsgemeinschaft Christlicher Kirchen (ACK) in Deutschland gefeiert wird.

Bartholomaios knüpfte an die Initiativen seines Vorgängers an, wollte aber den Mahnungen auch konkrete Schritte folgen lassen. Schon im Jahr nach seiner Wahl organisierte er eine Umweltversammlung auf Kreta und besiegelte eine enge Kooperation mit dem World Wildlife Fund (WWF). Die Kirchenoberhäupter der orthodoxen Kirchen hielt er dazu an, alle Orthodoxen über die Klimaerwärmung zu informieren. Außerdem lud er die anderen christlichen Konfessionen dazu ein, sich diesem Engagement anzuschließen, und gründete 1994 das „Religious and Scientific Committee“, das neben vielen anderen Aktivitäten beispielsweise zwischen 1995 und 2004 gemeinsam mit der Europäischen Union und den Vereinten Nationen acht Symposien zum Zustand des Wassers auf der Erde organisierte.

### *Die Schönheit der Schöpfung erhalten*

Dieses ökologische Engagement ist aber nicht nur zufällig ein Hobby des Patriarchen. Vielmehr versteht dies Bartholomaios als Treue zu Gott, der uns seine Schöpfung geschenkt und anvertraut hat. Umweltverschmutzung sei ebenso eine Sünde wie die Welt als gottverlassen zu betrachten. Nur ein radikaler Wandel unserer Werte könne einen Ausweg aus der Sackgasse der Umweltverschmutzung bieten. Die Umwelt ist also nicht nur eine politische, sondern eine geistige Angelegenheit. Denn die ökologische Krise versteht der Patriarch vor allem auch als eine ethisch-moralische Krise. Um diese Krise zu überwinden, müss-

ten vor allem die Kirchen wieder darauf aufmerksam machen, auf welcher unauflösbare Weise der Mensch mit der Geschichte und dem Schicksal dieser Welt verbunden ist. „Ökonomie und Technologie sind Gift, wenn sie von unserer Berufung getrennt sind, die Welt so zu sehen, wie Gott sie sieht“, ist Bartholomäus überzeugt. Gott habe die Welt als „sehr gut“ gesehen (vgl. Gen 1,31). Daher müssten auch wir beginnen, die Schönheit der Welt und ihre unergründliche Vernetzung wahrzunehmen und wertzuschätzen.

*Marc Witzenbacher*

## Das Gebet der Sammlung

Wo es diesen Monat um den Heiligen Geist geht (siehe S. 353–364), liegt es nahe, den Blick auf das Herzensgebet zu richten, jene Grundform christlicher Spiritualität, die mit dem Wirken des Geistes, lat. *spiritus*, aufs Engste verbunden ist.

### *Mit dem Herzen beten?*

Herzensgebet, das heißt: zur eigenen Mitte finden. In der Stille mit dem ruhigen Fluss des Atmens sich auf Gott hin ausrichten, alles Nachrangige loslassen, aufmerksam gegenwärtig werden. Mithilfe eines im Atemrhythmus wiederholten „Heiligen Wortes“, einer Gottes- oder Christusanrede, führt man sich von den unvermeidlichen Abschweifungen der Gedanken immer wieder zu Gott, zu Christus hin. So einfach das Herzensgebet im Grunde ist, so anspruchsvoll ist es auch. Geht es doch darum, bei aller Unruhe in mir stets wieder zum göttlichen Du zurückzukehren und mich ihm hinzuhalten.

### *Das Herz in der Bibel*

In ihrem lesenswerten Buch „Die Körpersymbolik der Bibel“ arbeiten Silvia Schroer und Thomas Staubli heraus, dass das Herz im alten Orient Sitz von Vernunft und Verstand ist, des Planens, Überlegens und der Entschlüsse. Es verarbeitet die Eindrücke, die von außen kommen, und ordnet sie. Seine zentrale Bedeutung tritt besonders bei Salomo hervor, der Gott um ein *hörendes Herz* bittet und dieser Bitte wegen wie niemand sonst mit Weisheit gesegnet wird (1 Kön 3,9.12).

Das Herz ist so gesehen die Mitte unserer Person und Wohnsitz Gottes, es integriert die Erwägungen des Kopfes und das Fühlen des Bauches und zeichnet sich durch besonderes Gespür für zwischenmenschliche Belange aus. Wer sich Gott mit gesammeltem Herzen zuwendet, macht sich bereit, von ihm die Impulse für das eigene Handeln zu empfangen.

### *In der Stille zu mir kommen*

Jesus zieht sich regelmäßig in die Stille zurück und findet dort die Nähe des Vaters, kommt dort neu zu sich. Ein wichtiger Impuls für uns Glaubende: Es tut nicht nur mir selbst gut, wenn ich mich um das *innere* Schweigen bemühe, wofür das äußere Voraussetzung ist. Übe ich mich darin, das Kreisen der Gedanken loszulassen und gesammelt da zu sein, geistlich gesagt: mich dem Geist Gottes zu überlassen, der in mir atmet, kann Gelassenheit in mir wachsen und Aufmerksamkeit, Wachsamkeit, Empfänglichkeit für Signale, für Äußerungen und Gefühle, für Bedürfnisse meiner Mitmenschen. Liegt im gesammelten Schweigen die Quelle meines Sprechens und Handelns, kann es Kraft und Tiefe gewinnen, die den andern spüren lässt, dass er gesehen und ernstgenommen wird. So kann es etwas von der Zuwendung mitteilen, die ich selbst von Gott erfahre.

### *Die innere Quelle*

Im vierten Kapitel des Johannes-Evangeliums, bei Jesu Begegnung mit der Samariterin am Jakobsbrunnen, spielen die Motive Quelle, lebendiges Wasser, Tempel und Geist eine wesentliche Rolle. Sie erinnern an die Vision in Ezechiel 47: Im Tempel entspringt eine Quelle, die zu einem großen Strom anwächst. So sehr schwillt er an, dass er am Ende nicht mehr zu durchschreiten ist. Seine Wasser schaffen Leben, wo immer er hinkommt.

Bei Johannes wird dies auf den Menschen bezogen. Jesus verheißt der Frau lebendiges Wasser, das *in ihr* zur sprudelnden Quelle wird, sodass sie nie mehr Durst haben wird. Vom Tempel in Jerusalem, der Juden und Samariter trennt, ist in einem zweiten Erzählstrang die Rede; doch er ist nur vorläufig. *In Geist und Wahrheit* werden die Menschen Gott anbeten, und es liegt nahe, darin *Atem* und *gesammelte Aufmerksamkeit* anklingen zu hören, wie sie fürs Herzensgebet wesentlich sind. Jesus möchte der Frau nahebringen: die Quelle, nach der sie sich sehnt, findet sie in sich; erstrangiger Tempel, höchstes Heiligtum des lebendigen Gottes, aus dem sein Segen hervorströmt, ist das menschliche Herz.

### *Gegenwärtig werden*

In die Stille finden, in größter Klarheit und Aufmerksamkeit für Gott und sein Wirken offen zu werden, ist ein großes Ziel. Doch es ist schwierig genug, zu reiner Bereitschaft, Ruhe, durch nichts gestörte Aufmerksamkeit zu gelangen. Stets drängen sich Gedanken in den Vordergrund, die ablenken vom reinen Gegenwärtigsein. Kämpfen hilft nicht, es schafft Unruhe und Verdruss; je stärker ich mich gegen sie stemme, umso heftiger kreisen meine Gedanken.

Thomas Keating (\* 1923), US-amerikanischer Trappist, hat folgenden Weg beschrieben: Stellen Sie sich vor, Sie sitzen an

einem großen Strom. Seine Kraft, sein ruhiges Fließen gilt es zu spüren. Die Schiffe, die auf ihm fahren, können für die Gedanken stehen. Keines von ihnen wird man verfolgen, wenn man den Fluss wahrnehmen will. Man sieht sie kommen, nimmt sie zur Kenntnis – und lässt sie ziehen. Denn das Wichtige ist der kraftvolle Strom. Ein sehr einleuchtendes Bild, das sich in der Wirklichkeit ausprobieren lässt. Doch vor allem hilft es, das Entscheidende zu üben: das behutsame Zurückkehren zur fließenden Kraft jenes Stromes, dem ich durch meinen Atem verbunden bin und der die Quelle in mir nähren will.

### *Eine Sache der Übung*

Der tiefe Sinn solchen Übens – und Herzensgebet will vor allem *geübt*, praktiziert sein – liegt darin, Gottes Nähe in mir ankommen zu lassen. Nicht nur „im Kopf“ zu wissen, dass Gott uns näher ist als unser Innerstes, sondern mich ganz von seiner stillen Anwesenheit durchdringen zu lassen. Im Johannesevangelium liegt der Lieblingsjünger beim Abendmahl „an Jesu Brust“ (vgl. Joh 13,23), ebenso wie es zu Beginn vom Sohn heißt, er sei „an des Vaters Brust“ (vgl. 1, 18). „Niemand hat Gott je gesehen“, doch er will, dass wir Menschen ihm nahe sind.

### *Mich von Gott lieben lassen*

Einfach da sein in der Stille, mich selbst und meinen Basisrhythmus (des Atmens, des Herzschlags) wahrnehmen: das sind Aspekte ungegenständlicher Meditation, die guttun können und mir meine Mitte finden helfen. Das Herzensgebet hat darüber hinaus den Sinn, die Beziehung zu Gott vertieft zu leben. Deshalb gehört das „Heilige Wort“ fest zum Herzensgebet hinzu; es richtet mich aus auf mein Gegenüber, nach dem ich mich sehne – und bereitet mich, seine Zuwendung zu empfangen.

*Johannes Bernhard Uphus*

*Zum Weiterlesen: Thomas Keating, Das Gebet der Sammlung – Einführung und Begleitung des kontemplativen Gebetes, Vier Türme Verlag, Münsterschwarzach 2013, 200 S., ISBN 978-3-89680-474-7, 16,90 € (D), 17,30 € (A)*

*Diesen Titel können Sie auch über den für Ihr Land zuständigen Leserservice von MAGNIFICAT (siehe Seite 383) bestellen.*

## Heilige des Monats: Maria Theresia Scherer

Als Maria Theresia Scherer am 16. Juni 1888 in Ingenbohl in der Schweiz starb, war sie körperlich schwer gezeichnet. Aber sie starb erfüllt von dem, was sie mit Gottes Hilfe erreichen konnte. Der von ihr geführte Orden der „Barmherzigen Schwestern vom Heiligen Kreuz“ hatte zu diesem Zeitpunkt bereits mehr als 400 Kongregationen, in denen 1680 Schwestern tätig waren. Der Orden war vielseitig tätig, insbesondere in der Krankenpflege, der Armen- und Behindertenfürsorge sowie der Mädchenbildung, zu der eine Töcherschule, ein Pensionat und ein Lehrerinnenseminar gehörten. „Himmel, Himmel“, soll Maria Theresia Scherer auf den Lippen gehabt haben, als sie starb.

### *Entscheidung für ein Leben als Ordensschwester*

Als Anna Maria Katharina Scherer wurde Maria Theresia am 31. Oktober 1825 in Meggen bei Luzern geboren. Sie war das vierte von sieben Kindern einer Bauernfamilie und konnte zunächst am Bürgerspital in Luzern eine Ausbildung in Hauswirtschaft und Krankenpflege absolvieren. Während einer Wallfahrt nach Einsiedeln entschied sie sich für ein Leben als Ordensschwester. In dieser Zeit lernte sie den Kapuzinerpater und So-

zialreformer Theodosius Florentini kennen, der sie sehr in ihrer Entscheidung unterstützte. So trat sie 1845 in das von Florentini kurz zuvor gegründete Institut der „Schwestern vom Heiligen Kreuz“ in Menzingen, den „Menzinger Schwestern“, ein. Sie erhielt den Ordensnamen Maria Theresia und war zunächst an verschiedenen Orten als Lehrerin tätig. Die Befähigung, das Lehramtsexamen zu bestehen, hatte sie sich selbst beigebracht. Später widmete sie sich der Armenbetreuung im Glarnerland und sorgte für die Mädchen der dortigen Industrieschule.

### *Erste Generaloberin ihres Ordens*

1852 wurde Maria Theresia Scherer Oberin des ebenfalls von Florentini gegründeten Kreuzspitals in Chur. Etwa vier Jahre später trat Maria Theresia in den von Florentini ins Leben gerufenen Orden der „Barmherzigen Schwestern vom Heiligen Kreuz“ in Ingenbohl über und wurde deren erste Generaloberin. Dort wirkte sie konsequent und effektiv. Sie konnte ein weitverzweigtes und international vertretenes Werk der Krankenpflege, Armenfürsorge und Mädchenbildung aufbauen. Als Florentini starb, übernahm sie auch dessen hoch verschuldete Mission. Sie schaffte es mit ihrer effektiven Arbeitsweise und straffen Leitung, die Verschuldung der Mission zu tilgen und die verschiedenen Werke und Einrichtungen zu stabilisieren. Trotz aller Schwierigkeiten führte Maria Theresia die Kongregation zur Hochblüte.

### *1995 von Johannes Paul II. seliggesprochen*

„Gott wird sorgen!“, sagte Maria Theresia oft. In ihrem unbeirr-  
baren Gottvertrauen wagte sie viel und verließ sich stets darauf,  
dass Gott seinen Segen auf das legen wird, was er zum Erfolg  
führen möchte. Maria Theresia Scherers Wirken hatte viele be-  
eindruckt. Im Jahr 1995 wurde sie von Papst Johannes Paul

II. seliggesprochen. Ihr Grab befindet sich in der Krypta der Klosterkirche in Ingenbohl. Jährlich kommen Tausende Menschen, um im Vertrauen auf ihre Fürsprache bei Gott Hilfe und Trost zu erbitten. Heute sind rund 3 300 Ingenbohler Schwestern in 19 Ländern auf vier Kontinenten tätig. Ihr Schwerpunkt ist gemäß den Anliegen der Gründer Pater Florentini und Mutter Maria Theresia der Einsatz für Menschen am Rande, für Minderheiten, Unterdrückte, Unterprivilegierte. Informationen zum Orden sind auf der Website *scsc-ingenbohl.org* zu finden.

*Marc Witzenbacher*

## Leserreise nach Rom mit dem „Osservatore Romano“

In Kooperation mit der Tageszeitung des Vatikan „L'Osservatore Romano“ bietet MAGNIFICAT vom 24.–29.09.2017 eine Leserreise nach Rom an. Unter fachkundiger Leitung können Sie als Leserinnen und Leser von MAGNIFICAT einen unvergleichlichen Eindruck in das Leben der Ewigen Stadt gewinnen. Auf dem Programm stehen nämlich nicht nur die wichtigsten Sehenswürdigkeiten der Stadt, sondern auch ein exklusiver Besuch im Vatikan, unter anderem auch im Quartier der Schweizer Garde. Zudem werden die frühchristlichen Katakomben besucht. Die Reise verspricht in jedem Fall einen unvergesslichen Einblick in Bereiche, die Touristen in der Regel verwehrt bleiben. Die Reise kann von verschiedenen Flughäfen in Deutschland angetreten werden. Im Reisepreis sind neben fünf Übernachtungen im Hotel Cicerone der Transfer vom Flughafen, die meisten Eintritte sowie fünf Abendessen mit Tischwein und Wasser enthalten. Genauere Informationen zu dieser außergewöhnlichen Reise erhalten Sie beim Leserservice sowie unter *magnificat.de*.

# MAGNIFICAT

## DAS STUNDENBUCH

Juli 2017

*Das Apostolische Glaubensbekenntnis*  
Die heilige katholische Kirche

Seht, die Wohnung Gottes unter den Menschen!  
Er wird in ihrer Mitte wohnen,  
und sie werden sein Volk sein;  
und er, Gott, wird bei ihnen sein.

*Offenbarung des Johannes – Kapitel 21, Vers 3*

VERLAG BUTZON & BERCKER KEVELAER

**MAGNIFICAT. Das Stundenbuch,**  
© **Butzon & Bercker GmbH, Kevelaer**

Liebe Leserinnen und Leser!

„Die Kirche erwacht in den Seelen“ lautet ein berühmtes Wort Romano Guardinis (1885–1968). Schon 1922 hatte er damit sein Buch „Vom Sinn der Kirche“ begonnen. Fast ein Jahrhundert später kann man fragen, wie es damit steht: Welche(r) Glaubende sieht sich heute als wesentlichen Teil jener Institution, die in der Öffentlichkeit zumeist noch mit ihren Amtsträgern gleichgesetzt wird? Oder, vielleicht zutreffender: Wer von uns „einfachen“ Getauften kann von sich sagen, dass im eigenen Leben das angekommen ist, was Guardini meint: dass ich mit allem, was mich ausmacht, „Kirche“ bin, lebendiger Ort, an dem etwas vom Geheimnis Gottes erfahrbar wird? Missverstehen Sie mich nicht – dies ist keine Aufforderung zu größerer *Aktivität*. Ich möchte Sie – vielleicht kann ich es so sagen – einladen klarer zu sehen, *wer Sie sind*.

Sich selbst kennenlernen, das ist eine Lebensaufgabe. Gewiss. Sich als Gottes Gesandte(n) erkennen – ist das nicht umso schwerer? In gewisser Weise gilt das Gegenteil. Denn komme ich meinem wahren Selbst nicht näher, wenn ich vor Gottes Angesicht stehe? Gut ist es, sich Zeit für Gott zu nehmen; das ist Ihnen, die Sie MAGNIFICAT lesen, nichts Neues. Vielleicht aber haben Sie Gelegenheit, von Zeit zu Zeit auch mit anderen Stundengebet zu halten. Denn im *gemeinsamen* Feiern wird das, um was es geht, noch einmal anders lebendig (siehe S. 373–377). Zumal wenn man miteinander Psalmen singt, wenn man gemeinsam in den Raum der unmittelbaren Gottesbeziehung tritt, wie sie für die Psalmen charakteristisch ist, kann man erfahren, was Martin Buber ins Wort gefasst hat: „Die Gemeinde baut sich aus der lebendig gegenseitigen Beziehung auf, aber der Baumeister ist die lebendige wirkende Mitte“ (vgl. Das dialogische Prinzip, Gütersloh 9. Auflage 2002, 47f.).

*Ihr Johannes Bernhard Uphus*

# ZUM TITELBILD

## Der Engel mit dem Mühlstein

Bamberger Apokalypse,  
Reichenau, Anfang 11. Jahrhundert,  
Msc. Bibl. 140, fol. 46r,  
© Staatsbibliothek Bamberg / Foto: Gerald Raab

Die Bamberger Apokalypse bietet den vollständigen Text der Offenbarung des Johannes. 49 (7 x 7) Miniaturen begleiten den Text und bilden den einzigen erhaltenen ottonischen Bilderzyklus hierzu. Beides zusammen füllt 58 Pergamentblätter im Format ca. 29,4 x 20,4 cm. Hinzu kommen weitere 48 Blätter, auf denen ein Evangelistar 130 Evangelientexte zu Festen und Heiligengedenktagen auflistet. Dieser Teil ist mit fünf Miniaturen zum Leben Jesu bebildert. Ein Doppelblatt mit dem thronenden Herrscher zwischen Petrus und Paulus, dem vier personifizierte Völker huldigen, und dem Sieg der Tugenden über die Laster, trennt beide Teile voneinander.

Bis 1803 befand sich die Handschrift im Kollegiatstift St. Stephan in Bamberg und gelangte infolge der Säkularisation in die Staatsbibliothek Bamberg. Wie eine Inschrift im verloren gegangenen Buchdeckel bezeugte, hatte das Stift sie von Kaiser Heinrich II. und seiner Frau Kunigunde als Geschenk erhalten. Das Stift wurde zwischen 1007 und 1009 gegründet und die Stiftskirche 1020 geweiht. Der Stil der Miniaturen spricht für deren Zuordnung in die Liuthar-Gruppe innerhalb der Reichenauer Malschule und für eine Entstehung zwischen dem Evangeliar Ottos III. (Staatsbibliothek München) und dem Perikopenbuch Heinrichs II. (ebenfalls dort), also kurz vor 1010.

Unser Titelbild aus dem Miniaturenzyklus zur Apokalypse zeigt den Engel mit dem Mühlstein, der in einer prophetischen Zeichenhandlung Gottes Strafgericht an der Stadt Babylon, einer Allegorie für die Gegner der Gläubigen, androht. Doch von Strafe und Zorn Gottes ist auf dem Bild nichts zu sehen.

*Heinz Detlef Stäps*

## Die Mitte der Welt

### Offb 18,21

Die Bamberger Apokalypse, der unser Titelbild entstammt, entstand in den ersten Jahren des zweiten Jahrtausends. Es war eine Umbruchsituation. Die Jahrtausendwende machte die Menschen unsicher. Nicht wenige erwarteten das Ende der Welt. Die Zeichen der Zeit wurden oftmals als Hinweise gedeutet, dass die Wiederkunft Christi unmittelbar bevorstehe. Und vielfach wurde auf die symbolische Sprache der Apokalypse als Deutungshilfe zurückgegriffen.

#### *Ottotonische Malerei*

Es lag nicht in der Absicht ottonischer Kunst, sichtbare und berührbare Wirklichkeit darzustellen. Kaum eine Kunst transportiert so viel an geistlichem Gehalt. Dies wird erreicht durch einen radikalen Verzicht auf Beschreibung von Materiellem, Sichtbarem. Es kommt nicht auf die Plastizität der Figuren an, es geht nicht darum, einen Raum möglichst realistisch dreidimensional darzustellen. All diese Dinge, die ab der Gotik in der Kunst zunehmend wichtig wurden, sind hier ganz außen vor (deshalb hat man diese Kunst lange Zeit verkannt, weil sie Plastizität und Dreidimensionalität „noch nicht“ zeigte). Gott ist Geist (Joh 4,24) und deshalb im Körperlich-Materiellen künstlerisch kaum auszudrücken. Die ottonische Buchmalerei bemüht sich, nicht an der Oberfläche der Dinge hängen zu bleiben, sondern zur Seele der Dinge vorzudringen, zum Geistlichen, zu Gott. Sie verzichtet auf sinnenhafte künstlerische Brauour und wirkt fast naiv. Sie stellt nicht dar, was vor den Augen ist; sie will den Betrachter zu Gott führen. Auf diese Weise ist ottonische Kunst spirituelle Kunst par excellence. Betrachtet

man die 49 meist ganzseitigen Illustrationen zur Apokalypse, so fällt sofort auf, dass die nicht namentlich bekannten Künstler sich zwar sehr stark an den jeweils vorausgehenden Bibeltext anlehnen, diesen aber keinesfalls wortwörtlich ins Bild übertragen. Teilweise kommt es zu großen Abweichungen in der bildlichen Umsetzung. Ottonische Buchmalereien sind keine Illustrationen des Bibeltextes.

### *Gottes Engel*

Dies lässt sich auch anhand der Miniatur aufzeigen, die unser Titelbild zeigt. Es handelt sich dabei um die einzige ganzseitige Miniatur der Bamberger Apokalypse, die nur eine einzige Person darstellt. Der Bibeltext, auf den sie sich bezieht, ist ein einziger Vers: „Dann hob ein gewaltiger Engel einen Stein auf, so groß wie ein Mühlstein; er warf ihn ins Meer und rief: So wird Babylon, die große Stadt, mit Wucht hinabgeworfen werden, und man wird sie nicht mehr finden.“ (Offb 18, 21)

In der künstlerischen Umsetzung ist nichts zu finden von der Größe des Mühlsteins, von der Wucht des Hinabwerfens. Die prophetische Zeichenhandlung tritt ganz zurück zugunsten der monumentalen Gestalt des Engels. Dieser erinnert eher an einen antiken Diskuswerfer als an einen Racheengel, der Gottes Gericht vollzieht. Nichts lässt darauf schließen, dass hier ein schreckliches Vernichtungswerk vollzogen werden soll. Ruhig und gesammelt schreitet der Engel auf einer Wellenfläche. Der Hintergrund mit seinen verschiedenen Farbstreifen (besonders schön der obere, der in seiner Färbung an einen Abendhimmel erinnert) ist typisch für die ottonische Malerei auf der Reichenau und zeigt Reminiszenzen antiker Landschaftsdarstellungen, wie sie von der karolingischen Kunst übermittelt wurden. Die goldene Farbfläche hat rein formale, künstlerische Gründe und ist hier (viele andere Miniaturen der Bamberger Apokalypse zeigen es) nicht symbolisch zu deuten, wie es beim Goldhin-

tergrund byzantinischer Ikonen der Fall ist. Der Mühlstein ist betont flächig wiedergegeben (und korrespondiert dadurch zum goldenen Nimbus), allein das Gewand, die verschiedene Darstellung der Füße und der nach hinten abgekippte rechte Flügel vermitteln eine Ahnung von Dreidimensionalität. Die Komposition ist in höchstem Maße künstlerisch durchdacht. Es entsteht der Eindruck absoluter Ausgewogenheit und Harmonie. Das Gewicht des Steins wird durch den hoch aufragenden linken Flügel austariert, während der tiefere rechte Flügel durch den weggeblähten Mantelzipfel ein Gegengewicht erhält. Horizontale und vertikale Linien im Bild erhalten eine starke Betonung und kreuzen sich in der Gestalt des Engels. Die Gewandfalten und -säume laufen im Knotenpunkt des Gewandes zusammen, wodurch der Engel einen klaren Mittelpunkt erhält, um den sich alles harmonisch gruppiert. Der Gesichtsausdruck des Engels ist feierlich-ernst, aber auch an ihm lässt sich kein Anzeichen eines für die Menschen negativen Vorhabens ablesen.

### *Frohbotschaft*

So interpretiert das Bild den Text in eine ganz bestimmte Richtung. Immer wieder in der Geschichte des Christentums hat es die Gefahr gegeben, gerade die Offenbarung des Johannes als Drohbotschaft zu verstehen. Den Menschen wurde Angst gemacht vor einem Gott, der über die Welt zu Gericht sitzen wird und der das Böse (auch unter den Menschen) für immer vernichten wird. Die Apokalypse ist aber alles andere als ein in die Zukunft geschriebenes Geschichtsbuch. Hier werden keine Abläufe geschildert, die wortwörtlich so eintreten werden (wie auch das erste Buch der Bibel die Weltentstehung nicht in diesem Sinne geschildert hat). Es werden Bilder entworfen, Symbole formuliert, die übertragen, interpretiert werden müssen. Die Malermönche haben dies vor 1000 Jahren getan, und sie haben sich dabei nicht von Ängsten und Ideen verleiten lassen,

die damals „in der Luft lagen“. Wer nämlich die Apokalypse im Licht der jesuanischen Offenbarung liest, der erkennt darin die Zukunft eines liebenden Gottes, die sich immer mehr in die Wirklichkeit des Menschen hineinschiebt. Schritt für Schritt wird Gott enthüllt als die Mitte der Welt, als die einzige wirkliche Macht des Universums. Dies soll den Menschen keine Angst machen, sondern es soll sie ermuntern, sich mit ganzem Herzen für ihn zu entscheiden, all ihre Existenz auf ihn zu werfen, der ihnen machtvoll entgegenkommt. Etwas von dieser positiven Macht, von dieser Mitte der Welt, von einem Gott, der die Welt neu auf ihr Zentrum ausrichtet, lässt sich auch an unserer Miniatur ablesen.

*Heinz Detlef Stäps*

## Die heilige katholische Kirche

Durch den einen Geist wurden wir in der Taufe alle in einen einzigen Leib aufgenommen, Juden und Griechen, Sklaven und Freie; und alle wurden wir mit dem einen Geist getränkt.“ (1 Kor 12, 13) Die ältesten Zeugnisse des NT führen die Existenz der Kirche auf das Wirken des Geistes zurück (1 Kor 12; vgl. Apg 2). Wenn das Apostolikum den Glauben an die „heilige katholische Kirche“ dem Bekenntnis zum Heiligen Geist zuordnet, folgt es der Schrift.

### *Kirche glauben*

Der Römische Katechismus von 1564 hatte in seiner Textfassung des Apostolikums das Bekenntnis zur Kirche, „credo ecclesiam“, sprachlich von dem unmittelbar vorangehenden Bekenntnis des Glaubens *an* den Hl. Geist, „credo in Spiritum Sanctum“, abgehoben. Diese feine sprachliche Unterscheidung bleibt bedeutsam. Der Glaube, der der Kirche gilt, ist mehr als ein Der-Kirche-Glauben, aber auch nicht einfach identisch mit dem Glauben an den dreieinen Gott, an Vater, Sohn und Geist. „Credo ecclesiam“ bedeutet: Ich bekenne mich zur Kirche als geistgewirkter, geistgeführter und geist-offener, ich glaube an die Kirche als Wirkungsfeld des Geistes Christi. „Das Apostolische Glaubensbekenntnis versteht die Kirche Jesu Christi als ‚Geistgeschöpf‘, als eine Gemeinschaft, die bewirkt, bestimmt und getragen ist vom Heiligen Geist des erhöhten Herrn, der selber lebendig und anwesend ist als das ‚Haupt seines Leibes‘“, so fasst es der katholische Dogmatiker Theodor Schneider zusammen.

### *Heilige Kirche*

Kirche ist die Gemeinschaft derer, die an Jesus Christus glauben. Das griechische Wort *kyriake* bedeutet: zum *kyrios* gehörig. Das

andere alte Kirchenwort ist das lateinische Wort *ecclesia*, die Zusammengerufenen, hier steht der Aspekt der Versammlung und Gemeinschaft im Vordergrund. Damit sind die beiden voneinander nie vollständig ablösbaren Dimensionen von Kirche angesprochen, die Werk des Geistes und Menschenwerk, menschliche Versammlung und Stiftung Jesu, rechtlich-administrativ geprägte Institution und Ort des freiesten Geistwirkens zugleich ist. In dieser wesentlichen Polarität ist die heilige, die durch Gottes Gnade geheiligte Kirche immer auch de facto sündige Kirche. Die von Gott her heilige ist als von Menschen gestaltete Kirche auch entstellte Kirche, der Reinigung und Umkehr bedürftig (vgl. *Lumen Gentium* 2). Will man die innere Verschränkung von Geist und Kirche, die das Apostolikum aussagt, zum Leuchten bringen, dann darf diese unsere Sündhaftigkeit nicht verschleiert, dann muss das Zugleich von Heiligkeit und Sündigkeit der Kirche so vertrauensvoll wie selbstkritisch ernst genommen werden. „Offensichtlich gibt gerade nicht unsere investierte Rechtschaffenheit den Grund ab für die Benennung ‚heilige Kirche‘, sondern allein die Tatsache der Erwählung durch Gott (vgl. Eph 1,3–5)“, so Theodor Schneider.

### *Katholische Kirche*

Als 1971 im Auftrag des Rates der Evangelischen Kirche in Deutschland und der katholischen Bischofskonferenzen eine gemeinsame Fassung des Apostolikums und des Nizäno-Konstantinopolitanums der Öffentlichkeit übergeben wurde, blieb eine sprachliche Differenz bestehen: Die lateinischen Worte „*ecclesia catholica*“ gaben die reformatorischen Kirchen des deutschen Sprachgebietes nicht mit „katholische Kirche“, sondern mit „christliche Kirche“ bzw. „allgemeine christliche Kirche“ wieder. Der bedeutende evangelische Theologe Wolfhart Pannenberg bemerkt dazu: „Dieses griechische Wort [Katholizität] bedeutet

Universalität, und zur Universalität der Kirche sollte sich auch der Protestant bekennen können.“

### *Allgemeiner Heilswille Gottes – Katholizität der Kirche*

Der hl. Augustinus sieht die Verpflichtung der Kirche zur Katholizität im allgemeinen Heilswillen Gottes grundgelegt. Gottes Heilswille ist allumfassend. Er ist nicht exklusiv, sondern wahrhaft inklusiv. Gottes guter Wille ist auf alle Menschen in ihrer Konkretheit gerichtet, in ihrer vollen geschöpflichen, gesellschaftlichen, geschichtlichen, lebensgeschichtlichen Wirklichkeit. „Alle Sprachen, alle Kulturen, alle Sitten und Gebräuche, insofern sie gut sind, haben in der Catholica ihren Platz. Die Fülle der Gnade ist auf die Fülle der Schöpfung gerichtet“, so, mit den Worten Theodor Schneiders, Aurelius Augustinus' Grundeinsicht. Von dieser eigentlichen, theologischen Bedeutung von Katholizität zu unterscheiden ist die sich durchsetzende Verwendung des Attributs „katholisch“ als protokollarischem Würde- und Eigennamen der Großkirche, die in Gemeinschaft mit dem römischen Bischof steht.

### *Engführungen*

Spätestens mit den großen Kirchenspaltungen, der Trennung in östliche und westliche Christenheit um die Jahrtausendwende und der neuerlichen Spaltung im Gefolge der Reformation, brach die Frage nach der Katholizität der Kirche auf. Aus diesem, aber auch aus anderen gemeinsamen Kennzeichen christlichen Glaubens und kirchlichen Lebens – „orthodox“ bedeutet: rechten Glaubens, „katholisch“: von umfassender Fülle, universell, „evangelisch“: dem Evangelium entsprechend –, waren abgrenzende Konfessionsbezeichnungen geworden, die die eine Glaubensgemeinschaft sich selbst zu- und allen anderen absprach. Dabei sind das Ringen um den rechten Glauben (Orthodoxie), um

Fülle und Weite (Katholizität), um Orientierung von Lehre und Leben am Evangelium (Evangelizität) gerade nicht Merkmale, die die einen von den anderen unterscheiden, sondern die Christenheit einen sollten.

### *Wachsende Katholizität*

Die Einsicht, dass durch die historischen Spaltungen nicht nur bei den anderen Christen die Fülle der Katholizität gemindert ist, sondern dass es dadurch auch für die römisch-katholische Kirche schwerer wird, „die Fülle der Katholizität unter jedem Aspekt in der Wirklichkeit des Lebens auszuprägen“ (Zweites Vatikanisches Konzil, Ökumenismusdekret *Unitatis redintegratio*, Nr. 4), ist gewachsen. Mit unserer Bereitschaft, Differenzen von Trennungsgründen zu unterscheiden, Identität nicht am Gegeneinander und den eigenen Zusammenhalt nicht durch Ausschluss zu stärken, wächst in der Kirche, und erwächst der Kirche, Katholizität.

*Susanne Sandherr*

## Mein Leben in der Diaspora – ein persönlicher Blick

*Alles wirkliche Leben ist Begegnung (Martin Buber)*

Viele kennen sie, diese unbeschreiblichen Momente, die alles verändern, manchmal ganz unerwartet. Das sind die leuchtenden Augenblicke, denen man am liebsten mit Goethe zurufen möchte: „Verweile doch, du bist so schön.“ Manchmal erkennen wir die Leuchtkraft dieser Augenblicke nicht sofort. Es scheint, als müssten sie mit uns noch ein gutes Stück des Weges gehen, bis wir ihre Wärme und ihr Strahlen spüren können. – Diese Erfahrungen, die unser Leben wie ein immerwährendes Licht

begleiten und die uns anvertraut sind, habe ich in der Diaspora gemacht.

### *Die Grenze öffnet sich*

Als im Zuge der friedlichen Revolution am 9. November 1989 in Berlin die Mauer fiel, war ich 21 Jahre alt, Studentin der Archäologie in Bochum. Die Welt stand Kopf, die innerdeutsche Grenze war geöffnet – ein für mich wahrhaft historischer, leuchtender Augenblick, der mein Leben nicht nur nach außen als Bürgerin der neuen Bundesrepublik schlagartig veränderte. Er sollte auch meinen persönlichen Lebensweg und den meiner Familie prägen, als wir berufsbedingt 1994 von Mainz zunächst nach Zwickau in Sachsen und dann 1997 nach Zeitz in Sachsen-Anhalt zogen. Ich habe mich sofort in die Stadt Zeitz und ihre über tausendjährige Kulturgeschichte verliebt. Diese Verbindung ist bis heute geblieben. Ich werde oft nach dieser Faszination gefragt, ist doch die Stadt Zeitz, im Dreiländereck von Sachsen, Thüringen und Sachsen-Anhalt gelegen, bis heute von hoher Arbeitslosigkeit geprägt, in deren Folge eine Abwanderung vor allem junger Familien und Jugendlicher zu verzeichnen ist. Zugezogene Familien aus den westlichen Bundesländern sind eher eine Ausnahme. Warum also die Faszination? Vielleicht habe ich gespürt, dass die Symbiose der Begegnungen vor Ort, die Geschichte der Menschen und ihrer Stadt genau zu diesen besonderen Momenten werden, die alles verändern: zu leuchtenden Augenblicken meines eigenen Lebens. Dazu haben vor allem meine persönlichen Begegnungen und Erfahrungen in der katholischen Gemeinde St. Peter und Paul in Zeitz entscheidend beigetragen.

*„Denn ihr müsst in rechter Weise antworten können.“*

Wenn ich an meine erste Begegnung mit der katholischen Gemeinde in Zeitz denke, erinnere ich mich, dass wir nach der

Sonntagsmesse vom Diakon angesprochen wurden, ob wir nur zu Besuch oder zugezogen seien. Am darauffolgenden Tag stellte uns die Frau des Diakons einen Korb Äpfel vor die Haustür. Diese kleine freundliche Geste hat mich sehr berührt, vielleicht weil sie mich überrascht hat. Heute weiß ich, es war nicht nur ein herzlicher Willkommensgruß, sondern die Einladung, in der gemeinsamen Glaubensüberzeugung mit der Gottesdienstgemeinde vor Ort Gemeinschaft zu erfahren und mitzugestalten – der Beginn unserer langen Gemeindegliederzugehörigkeit (1997–2005).

Die Zahl der Gemeindeglieder, die in diesem Zeitraum mit ca. 1450 angegeben wird, führt die Gemeinde- und Lebenssituation der Christen in der Diaspora deutlich vor Augen. In der Pastoralvereinbarung der Gemeinde St. Peter und Paul heißt es: *„Wir wollen als lebendige Christen Zeugnis geben vom Glauben. Denn ihr müsst in rechter Weise antworten können.“ (Kol 4, 6) Mit den uns gegebenen Menschen wollen wir dieses verwirklichen und leben.* Diesen Anspruch einer missionarischen Pastoral habe ich genau so empfunden: die klare Ansprache an uns als zugezogene Familie, die Einladung in die Gemeinde, das Teilen von Freude und Leid, die echte und gelebte Begegnung, vom Kindergarten bis in die Familienkreise hinein. Ich hatte das Gefühl, die Kirche kommt zu mir, sie nimmt mich wahr.

### *Sichtbare Spuren des Christlichen in nichtchristlicher Umwelt*

Und noch eine Erfahrung kam hinzu: In einer nichtchristlichen Umwelt hinterließ meine Kirchengliederzugehörigkeit Spuren! Zum ersten Mal wurde ich von Nichtchristen auf mein Bekenntnis angesprochen, wurde gefragt, warum ich mein Kind zum Religionsunterricht in der Gemeinde anmelde; ich kämpfte darum, dass die Schulnote für das Fach Religion mit in das Zeugnis aufgenommen wurde, erklärte Traditionen, Gebräuche und den Kirchengang. Das Kommunionkleid unserer Tochter musste geschneidert werden, da es weder Kirchbedarf noch Kommunionkleider zu kaufen gab;

die Klassenlehrerin unserer Tochter besuchte ihren Erstkommuniongottesdienst, weil sie dies gerne einmal miterleben wollte.

Bei einer Einwohnerzahl der Stadt Zeitz und der umliegenden kleinen Ortsgemeinden von fast 30 000 Menschen gingen 2003 nur sieben Kinder zur Erstkommunion. Am Anfang war das Nachfragen von nichtchristlicher Seite allerdings auch ein Stück weit befremdlich für mich, denn Taufe, Kommunion, Firmung sind für katholisch sozialisierte Christinnen und Christen ja völlig normal und werden nicht hinterfragt. Doch die leisen Anfragen, z. B. die Bitte der Kindergarteneltern, einen Weihnachtsweg zur Krippe durch den Dom zu gestalten, ließen auch etwas von der tiefen Sehnsucht der Menschen nach dem ganz anderen erahnen – eine große Herausforderung und eine Chance für die Kirche. So wurden meine museumspädagogischen Angebote im Dom und die Kirchenführungen nicht selten spontan zu einem Ort der Anfrage an den Glauben, zu mystagogischen Kirchenführungen. Rückblickend war es das Wahrnehmen der Menschen mit ihren vielfältigen Lebens- und Glaubenserfahrungen in der Diasporagemeinde, ihrer besonderen Geschichte in der DDR, wo Kirche zum Schutzraum der Gläubigen gegenüber Willkür und Verfolgung wurde, das mich zu einer neuen intensiven Auseinandersetzung mit meinem eigenen Glauben und dem damit verbundenen Glaubenszeugnis als junge Erwachsene gebracht hat.

Heute verstehe ich diese Zeit als eine Berufungszeit; dort liegen die Wurzeln für meine Entscheidung, noch einmal Theologie für pastorale Dienste zu studieren und in den hauptamtlichen pastoralen Dienst zu gehen. Acht Jahre Gemeindemitglied in St. Peter und Paul in Zeitz – viele leuchtende Augenblicke. Sie wärmen und leuchten noch immer und immer wieder.

*Ute Trimpert*

## Kirche aus evangelischer und katholischer Sicht

### *Verborgen und doch sichtbar*

Schon früh fasst Luther seine Sicht von der Kirche in einer Seinfachen Formel zusammen. Sie sei eine „creatura evangelii“, ein Geschöpf des Evangeliums. Daher nannten sich die Reformatoren selbst bald „evangelisch“, um dies deutlich zu machen. Dieses Wort, das in der Kirche verkündigt wird, spricht vom Evangelium und der Gnade und Herrlichkeit Gottes. Der Zuspruch dieser Gnade, die den Menschen annimmt, ohne zu fragen, wer er ist, das ist das Evangelium, das die Kirche schafft und erhält. Im Unterschied zur katholischen Betonung, die Kirche sei ein „sacramentum salutis“, „Vermittlerin des Heils“, liegt also im evangelischen Bild von der Kirche als einem „Geschöpf des Evangeliums“ der Akzent deutlich auf der Kirche als *Empfängerin* des Heils. Das Evangelium von der freien Gnade Gottes muss demnach auch das gesamte Leben der Kirche bestimmen. Die von Gott zugesprochene Gnade gilt jedem Einzelnen persönlich und wird im Glauben angenommen. Und doch bleibt der Einzelne mit seinem Glauben nicht allein. Kirche ist immer eine „Versammlung der Gläubigen“, wobei das biblische Bild des „Volkes Gottes“ aufgenommen wird. Luther hat die unauflösliche Zusammengehörigkeit von Evangelium und Versammlung der Gläubigen in den prägnanten Satz gefasst: „Gottes Wort kann nicht ohne Gottes Volk sein und wiederum Gottes Volk kann nicht ohne Gottes Wort sein.“ Nach seinen Worten wisse daher auch schon ein Kind von sieben Jahren, was die Kirche sei, nämlich „die heiligen Gläubigen und die ‚Schäflein, die ihres Hirten Stimme hören‘“. Wie in einer Ellipse hat das evangelische Kirchenbild also zwei Brennpunkte: das Wort des Hirten Christus, das Evangelium, und die Versammlung der Gläubigen.

### *Das allumfassende Heilssakrament*

Die Kirche, das Volk Gottes, ist in ihrer empirischen Gegebenheit und rechtlich verfassten Konkretheit ein Gegenstand des Glaubens. Sie hat im Wirken Jesu und der Heilsgeschichte als Ganzer ihren Ursprung. Das Zweite Vatikanische Konzil widmete dem Thema Kirche zwei zentrale Texte: die Dogmatische Konstitution über die Kirche *Lumen Gentium* und die Pastoralkonstitution über die Kirche in der Welt von heute *Gaudium et Spes*. Während sich in der Pastoralkonstitution der Leitgedanke des „Aggiornamento“ und das Anliegen, „Kirche im Gespräch mit der Welt zu sein“ (Paul Wehrle), am unmittelbarsten konkretisiert, enthält *Lumen Gentium* gewichtige lehrhafte Neuakzentuierungen: „Volk Gottes“ wird zum zentralen Vorstellungsmodell von Kirchen (LG 2), also ein Begriff, der zuerst das Ganze, die Gesamtheit aller Gläubigen in den Blick nimmt, bevor innerhalb dieses Ganzen Strukturen, Ämter und Hierarchien unterschieden werden. In interpretierender Weiterführung hat man „Gemeinschaft“ (*communio*) als den zentralen Begriff der konziliaren Ekklesiologie verstanden. Die Außerordentliche Bischofssynode 1985 bezeichnet „die ‚*Communio*‘-Ekklesiologie als die zentrale und grundlegende Idee der Konzilsdokumente“.

Zum anderen bestimmt das Zweite Vatikanische Konzil die Kirche als „gleichsam das Sakrament, das heißt Zeichen und Werkzeug für die innigste Vereinigung mit Gott wie für die Einheit der ganzen Menschheit“ (LG 1). Die Kirche erhält damit ihren Ort in der Verlängerung der inkarnatorischen Bewegung Gottes auf die Menschheit zu. Als das „allumfassende Heilssakrament“ (LG 48) ist sie es, durch die Christus die Menschen mit sich verbindet und in der das in Christus begonnene Heilswerk weitergeht.

*Marc Witzemberger/Tobias Licht*

## Eine große Stadt ersteht

### Ein Kirchen-Lied

*Den Text des Liedes finden Sie auf Seite 94f.*

Die Schweizer Benediktinerin Silja Walter (1919–2011), mit Ordensnamen Sr. Maria Hedwig OSB, studierte Literaturwissenschaft und veröffentlichte ab 1944 eigene Gedichte. 1948 trat sie in das Kloster Fahr an der Limmat unterhalb Zürich ein, wo sie bis zu ihrem Tode lebte. Silja Walter hinterließ ein lyrisches Werk von spiritueller Weite und Tiefe, aber auch Romane und Erzählungen, Mysterienspiele und Dramen. „Eine große Stadt ersteht“ vertonte Josef Anton Saladin (1918–1996), der als katholischer Priester, Kirchenmusiker, Liedkomponist und Generalpräses des Allgemeinen Cäcilienverbandes wirkte.

#### *Lied der Kirche – Lied von einer neuen Kirche*

„Eine große Stadt ersteht“ ist im doppelten Sinne Kirchenlied, Lied für die Kirche, in der Gemeinde gesungenes Lied, und Hymnus auf die Kirche, Vision von Kirche. Die ersten beiden der drei Strophen nehmen vielfältig auf die Kapitel 21 und 22 der Offenbarung des Johannes Bezug. Diese bietet am Ende des ersten Jahrhunderts in einer Zeit, als die Gemeinden massiv bedrückt waren, die Vision der Neuschöpfung aller Dinge durch Gott. Die alte, durch Gewalt und Kälte, Ungerechtigkeit und Bosheit entstellte Welt wird vergehen; Gott schafft einen neuen Himmel und eine neue Erde (vgl. Jes 65, 17; 66, 12), in der alle Tränen getrocknet werden und die von Gottes Herrlichkeit erfüllt ist. Das neue Jerusalem ist wie eine Braut, die in Klarheit und Freude ihrem Mann entgegengeht. Ein Engel spricht zum Seher: „Komm, ich will dir die Braut zeigen, die Frau des Lammes. Da entrückte er mich in der Verzückung auf einen großen, hohen Berg und zeigte mir die heilige Stadt Jerusalem, wie sie von Gott her aus dem

Himmel herabkam, erfüllt von der Herrlichkeit Gottes.“ (Offb 21, 9–11)

### *Die vom Himmel niedergeht*

Johannes schildert eine Stadt von sagenhafter Größe und Schönheit, ausgezeichnet durch vollkommenes, den Kosmos spiegelndes Ebenmaß, aus kostbarsten Materialien erbaut, überreich geschmückt. Mit seiner Vision wollte der Seher den bedrängten Gemeinden vor allem zu verstehen geben, dass die mächtigste Stadt auf Erden, das große, gleißende Rom, ein falscher Gott ist, ein Nichts. So imponierend und unbesiegbar die römische Zentralmacht sich gebärdet, so sehr die Völker vor ihr zittern – die wahre Macht ist anders und wohnt anderswo, in Jerusalem. In der neuen Stadt, „die vom Himmel niedergeht“, so die erste Strophe. In der biblischen Offenbarung ist das neue Jerusalem die heilige Stadt, in der Gott mitten unter den Menschen ist; Tempel, Priester, Opferkult braucht es da nicht mehr. „Einen Tempel sah ich nicht in der Stadt. Denn der Herr, ihr Gott, der Herrscher über die ganze Schöpfung, ist ihr Tempel, er und das Lamm.“ (Offb 21,22)

### *Mond und Sonne braucht sie nicht*

Anders als der Götze Rom zwingt der wahre Gott niemanden in seinen Dienst. Johannes zeigt einen Gott, dessen Herrlichkeit in einem Menschen aufstrahlt, der auf Weisung Roms als verurteilter Aufrührer einen schändlichen Tod starb, wie man heute abschätzig sagt: ein Opfer – ein Opferlamm. Doch von diesem Menschen sagt die Bibel, er habe so sehr in Gottes Nähe gelebt, dass er die Menschen ohne Vorbedingungen lieben konnte. In einer Stadt, einer Gemeinschaft, die das glauben kann, wird es hell. Sie braucht kein anderes Licht. „Denn die Herrlichkeit Gottes erleuchtet sie, und ihre Leuchte ist das Lamm.“ (Offb 21,22)

Unser Lied nimmt diese kühne biblische Gewissheit auf: „Jesus Christus ist ihr Licht, ihre Herrlichkeit“, so schließt die erste Strophe, nachdem sie in Aufnahme von Offb 21,23 (vgl. Jes 60, 1.19) versichert hat: „Mond und Sonne braucht sie nicht“.

### *Durch dein Tor lass uns herein*

In der zweiten Strophe wird ein Du angesprochen, die heilige Stadt selbst. „Durch dein Tor lass uns herein.“ Im letzten Buch der Bibel sieht Johannes die unvorstellbar kostbaren Tore der heiligen Stadt: „Die zwölf Tore sind zwölf Perlen; jedes der Tore besteht aus einer einzigen Perle.“ (Offb 21,21) Dies wäre schon wunderbar genug, doch das eigentliche Wunder der Tore liegt darin, dass sie immer offen stehen. „Ihre Tore werden den ganzen Tag nicht geschlossen“. (Offb 21,25) Die universale – katholische – Offenheit der Stadt, ihre offene Tür für die draußen vor der Tür, für wirklich alle, die reinen Herzens Einlass begehren, ist die unbedingte Gastlichkeit Gottes selbst. „Lass herein, die draußen sind; Gott heißt Tochter, Sohn und Kind, wer dich Mutter nennt.“

### *Und in dir geboren sein*

Jerusalem als Mutter, ein vertrautes biblisches Bild. In unserem Lied wird das neue Jerusalem Mutter genannt, und schon im ersten Teil der zweiten Strophe begegnet das verwandte Motiv der Geburt in Jerusalem: „... und in dir geboren sein“. Auch hier denkt das Gedicht ganz biblisch. Der 87. Psalm rühmt Zion als Liebling Gottes und als „Stadt unseres Gottes“ (V. 3), und im 5. Vers heißt es: „Doch von Zion wird man sagen: / Jeder ist dort geboren.“ Eben dies erbittet unser Lied für alle, die in die „Stadt“ einziehen wollen: „Durch dein Tor lass uns herein und in dir geboren sein.“ Der 87. Psalm hebt, auch darin folgt ihm das Lied, die „Tore“ der Stadt hervor: „Der Herr liebt Zion ...; / mehr als all seine Stätten in Jakob liebt er die Tore Zions.“ (V. 1)

*Durch den Geist, der in dir glüht*

Der Dank der Schlussstrophe ist trinitarisch gestaltet. „Dank dem Vater, der uns zieht durch den Geist, der in dir glüht; Dank sei Jesus Christ.“ Ungewöhnlich ist, dass die dritte Person der Trinität an zweiter Stelle steht. Der Dank richtet sich an den dreieinen Gott, doch angesprochen („Du“) wird die Kirche. „... durch den Geist, der in dir glüht.“ Wie im Credo: der Geist und die Kirche, der Geist in der Kirche. Der Gottesgeist, der in der Kirche „glüht“. Glüht er? „Löschst den Geist nicht aus!“, ruft der Apostel (1 Thess 5, 19). Es ist die Kraft des Kreuzes Jesu, die „uns zum Gottesvolk erschafft, das unsterblich ist“, singt das Lied. Große Stadt vom offenen Himmel: Neue Schöpfung sind wir, und die Flamme des Geistes ist uns anvertraut.

*Susanne Sandherr*

## Auf dass alle eins seien: die Una Sancta-Bewegung

Vom „Übel der Glaubensspaltung“ können die Christen nur erlöst werden, wenn sie sich besinnen und den Mut finden, in der Liebe Christi neu zu beginnen. Davon war Max Josef Metzger überzeugt. Der 1887 im badischen Schopfheim geborene und am 17. April 1944 in Brandenburg hingerichtete Priester war einer der führenden Köpfe der sogenannten „Una Sancta-Bewegung“. Die im nicäno-konstantinopolitanischen Glaubensbekenntnis bekannte „eine heilige Kirche“, lateinisch *una sancta ecclesia*, bildete die Losung der Bewegung. Sie war von der Überzeugung getragen, dass eine Wiedervereinigung im Glauben nur in einer „sichtbaren Einheit“ der Kirche möglich sein kann. Viele Gedanken der Una Sancta-Bewegung sind auch in die Texte des Zweiten Vatikanischen Konzils eingeflossen, unter anderem die

Ansicht, dass der Leib Christi größer ist als die je eigene Kirche und auch in anderen Kirchen der Heilige Geist wirksam ist (vgl. Kirchenkonstitution *Lumen Gentium*, Nr. 8; Ökumenismusdekret *Unitatis Redintegratio*, Nr. 3). Im Ökumenismusdekret wird wie schon zuvor in der Una Sancta-Bewegung davon gesprochen, dass aufgrund der Spaltung in keiner Kirche allein die Katholizität der apostolischen Tradition voll zur Entfaltung gekommen ist (vgl. *Unitatis Redintegratio* 4).

### *Das Ziel der sichtbaren Einheit einer Kirche*

Das Ziel, für das die Una Sancta-Bewegung lebt und arbeitet, ist die Einigung aller christlichen Konfessionen zu einer sichtbaren Einheit der Kirche. Sie knüpft darin an das Wort Jesu an, nach dem alle Christen eins sein sollen, damit die Welt glaube (Joh 17,21). Der schwedische Bischof und Pionier der ökumenischen Bewegung Nathan Söderblom (1866–1931) sagte, dass den Mitgliedern der Una Sancta-Bewegung der Mangel an der Einheit „wie Feuer“ brenne und ihr „Gewissen sich nie mehr an die Spaltung gewöhnen“ könne. So hat die Una Sancta-Bewegung bis heute das Ziel der sichtbaren Einheit nicht aufgegeben, im Gegenteil. Bei einer oft zu beobachtenden Lähmung der ökumenischen Bemühungen mahnt die Bewegung immer wieder, dieses Ziel nicht aus den Augen zu verlieren. Darin unterstützt sie der Präsident des Päpstlichen Rates zur Förderung der Einheit der Christen, Kurt Kardinal Koch. Auch er wird nicht müde zu betonen, dieses Ziel nicht aufzugeben und sich nicht mit irgendwelchen vagen ökumenischen Visionen zufriedenzugeben.

### *Ursprung in ökumenischen Gesprächskreisen*

Im deutschen Sprachraum hat sich die Una Sancta-Bewegung vor allem in der Zeit der nationalsozialistischen Diktatur gebildet. In dieser Zeit, wo die Christen mehr und mehr zusammenrücken

mussten, wuchs bei vielen das Bewusstsein, dass das, was die Konfessionen verbindet, mehr ist als das, was sie voneinander trennt. An vielen Orten taten sich vor allem katholische und evangelische Geistliche und Laien in Gesprächskreisen zusammen, in denen sie miteinander beteten, die Bibel lasen und die Erfahrung der geistlichen Ökumene teilten. Die Mitglieder der Bewegung waren sich sicher, dass die Friedensbemühungen der Christen auch nur dann glaubwürdig sind, wenn sie gemeinsam Zeugnis von ihrem Glauben geben. Auf katholischer Seite gehörten vor allem die Liturgische Bewegung und die Jugendbewegung zu den tragenden Säulen der Una Sancta. Neben dem „Winfriedbund“ und dem „Christkönigsbund“ war es vor allem die „Una Sancta-Bruderschaft“, von der zahlreiche Impulse zur Una Sancta-Bewegung ausgingen. Sie wurde von Max Josef Metzger gegründet und fand in dem ebenfalls von ihm errichteten „Christköniginstitut“ in Meitingen ihr geistiges Zentrum. In der Bruderschaft konnten Angehörige verschiedener Konfessionen Mitglied werden. Sie standen dort gleichberechtigt nebeneinander, verbunden in dem großen Ziel der sichtbaren Einheit. In enger Zusammenarbeit mit der Benediktinerabtei Niederaltaich entstand dann aus den Rundbriefen der Bruderschaft schließlich die Zeitschrift „Una Sancta“, die bis heute eine wichtige deutsche ökumenische Zeitschrift ist. Auf evangelischer Seite waren es vor allem die hochkirchlichen Bewegungen, die sich der Una Sancta-Bewegung angeschlossen hatten. Darunter zum Beispiel der Berneuchener Dienst, die Michaelsbruderschaft und die Ökumenische Marienschwesternschaft in Darmstadt. In den Kreisen, deren geistlicher Ratgeber der ehemalige Oldenburger Landesbischof Wilhelm Stählin war, strebte man nach einer Erneuerung der Kirche durch ein vertieftes liturgisches Leben, durch Gebet und Meditation. Man versuchte dabei, nach dem ursprünglichen Anliegen Martin Luthers zu leben, eine geistliche Erneuerung der Kirche zu erreichen.

### *Basisnah Ökumene gestalten*

Nachdem die Una Sancta-Bewegung zunächst in beiden großen Kirchen in Deutschland auf Skepsis stieß und man dem nicht überblickbaren „Wildwuchs“ 1948 von Rom aus noch wehren wollte, wuchs schließlich doch das Vertrauen darauf, dass sich in der Una Sancta bei allen bestehenden theologischen Schwierigkeiten vor allem basisnahe Initiativen versammeln, die insbesondere die geistliche Ökumene pflegen und weiterentwickeln möchten. 1969 wurde die „Arbeitsgemeinschaft ökumenischer Kreise“ gegründet, in der die verschiedenen Bewegungen und Initiativen zusammenarbeiten. Sie verbindet nach wie vor das eine große ökumenische Ziel: die sichtbare Einheit aller Kirchen und Konfessionen.

*Marc Witzenbacher*

## Leben im Bund

Im Herzensgebet, um das es vergangenen Monat ging, spielt es eine entscheidende Rolle, sich geduldig immer wieder Gott zuzuwenden – trotz allem, was von ihm ablenkt. Diese innere Bewegung des einzelnen Menschen hat eine äußere räumliche Entsprechung. Wer sich zu einem Gottesdienst auf den Weg macht, folgt der Sehnsucht nach Gott, versammelt sich mit anderen Glaubenden, weil in ihrer Mitte Gottesbegegnung verheißt ist (vgl. Mt 18,20).

### *Schnittstelle Stundengebet*

Zwischen der persönlichen Gottesbeziehung, der Lebenssituation der einzelnen Glaubenden und der Hoch-Zeit der sonntäglichen Eucharistiefeyer, in der die Gemeinde die Menschwerdung Jesu Christi hier und heute feiert, bildet das gemeinsame

Stundengebet eine Schnittstelle. Es kann in der Kirche stattfinden, aber grundsätzlich auch an anderen Orten. Es bedarf keiner Leitung durch einen Amtsträger; sofern nötig, können die Dienste im Stundengebet (Vorbeten, Anstimmen der Gesänge, Vortragen der Schriftlesung) im Prinzip von jeder, jedem Mitbetenden wahrgenommen werden.

### *Miteinander singen*

Heutzutage ist es alles andere als selbstverständlich, gemeinsam zu singen. Und doch bildet genau dies ein wesentliches Element des Stundengebets. Damit stellt sich gewiss die Frage, wie die Schwelle zum gemeinsamen Singen in der Praxis überwunden werden kann. Doch schauen wir zunächst, was im gemeinsamen Singen geschieht. Kurz gesagt: Jede(r) Einzelne erfährt: Meine Stimme zählt. Schweige ich, fehlt ein konstitutiver Bestandteil. Stimme ich ein, trage ich den großen Lobgesang wesentlich mit. Wie steht es da mit dem Singen-Können? Viele fühlen sich unsicher, haben gar Angst, negativ aufzufallen. Doch gerade das gemeinsame *Beten* kann einen Raum öffnen, damit umzugehen.

### *Stolperstein Psalmodie*

Psalmen bilden den Kern des Stundengebets, und Psalmen sind zum Singen da. Trotzdem ist die Psalmodie, das klingende gemeinsame Rezitieren der biblischen Loblieder, wohl die größte Herausforderung, wenn man miteinander Stundengebet feiern möchte. Denn die gregorianische Hochform, wie sie vor allem in Klöstern gepflegt wird, stellt hohe Ansprüche, weil ihre Modi (die Tonarten der Psalmtöne) unseren Ohren nicht mehr vertraut sind. Was also tun?

Grundlage der Psalmodie ist der gleichbleibende Rezitationston, mit ihm kann man beginnen. Musikalisch vielleicht

weniger reizvoll, geht es dennoch eigentlich um die geistliche Dimension: einander das Gotteswort zuzusingen und sich von seinem Klang durchdringen zu lassen. Auch einfache Varianten helfen, wenn man etwa auf der letzten Betonung eines Halbverses einen Ton nach unten geht, den zweiten Halbvers auf diesem singt und schließlich wieder zum Ausgangston zurückkehrt. Oder man wählt die responsoriale Psalmodie, in der ein Kantor die Verse singt und alle nach jedem Vers ein gleichbleibendes Responsum, einen kurzen Antwortruf, wiederholen. Wegweisend sind hier die *Preisungen*, die Godehard Joppich gemeinsam mit Christa Reich und Johannes Sell erarbeitet hat.

### *Dynamik des Wechsels*

Unsicherheit besteht oft auch in der Frage, welches Tempo der Psalmodie angemessen ist und wie lang die Pause beim Asteriskus – dem Sternchen, das die Versmitte markiert – zu halten ist. Wenn man sich klarmacht, dass die Psalmodie neben der Kontemplation als Mitte christlicher Meditationspraxis gelten kann, folgt daraus: der Text, das *Gotteswort*, steht im Mittelpunkt. Entsprechend soll ein ruhiger Fluss entstehen, der jeder Silbe ihren „Klangleib“ (Godehard Joppich) zugesteht und zugleich die entscheidenden Worte maßvoll hervorhebt.

Psalmodie lebt vom ruhigen Atemrhythmus. Ihre faszinierende Kraft kann sie dann entfalten, wenn die Verse zwischen den beiden Gesangsgruppen (rechte/linke Seite, Vorsänger[gruppe]/alle) organisch hin- und herfließen. Die eine Gruppe beginnt mit dem ersten Vers, hält in der Versmitte beim Asteriskus inne und singt dann die zweite Hälfte, worauf die zweite Gruppe *ohne Pause* übernimmt und ihrerseits bis zur Versmitte singt, innehält und den Vers beendet. So entsteht eine Bewegung, die der eines Pendels vergleichbar ist: in der Mitte bewegt es sich zügig weiter, während es beim vollen Ausschlag eine Pause einzulegen scheint, bevor es sich wieder zurückbewegt. Die

Pausen liegen also jeweils in der Versmitte. Man kann einen ruhigen Atemzug für sie zum Maßstab nehmen; in großen haligen Kirchen liegt es jedoch nahe, dem Echo der ersten Vershälfte nachzulauschen und erst dann mit der zweiten Hälfte fortzufahren, wenn es verklungen ist. Gelingende Psalmodie setzt Aufmerksamkeit und waches Gehör füreinander voraus. Die eine Gruppe singt der anderen einen Vers zu, während diese zuhört und auf den Moment achtet, in dem sie den Schwung von der anderen übernimmt.

### *Sinnbild Kreuzgang*

„Ich lauschte den Pausen und fand die Mitte, die eint“, hat der jüdische Gelehrte Friedrich Weinreb einmal gesagt. In der Tat: Wer Stundengebet praktiziert, dem werden mit der Zeit die Augenblicke der Stille besonders wichtig – in der Versmitte, nach der Lesung, zwischen den einzelnen Teilen. Im Kontrast zum Gesang werden sie zu Momenten aufgeladenen Schweigens, in denen sinnenfällig wird, dass alles menschliche Tun von einer stillen Gegenwart getragen ist.

Kaum von ungefähr gehören Kreuzgänge zum Baubestand vieler Klöster, Orte der Stille, kleine Paradiese, oft mit einem Brunnen in der Mitte. In manchen sind die Säulen individuell gestaltet, sodass sie an Menschen erinnern, die sich mit ihren Eigenheiten um die lebendige Mitte versammeln (siehe den Beitrag „Leben im Bund“ auf [www.magnificat.de](http://www.magnificat.de)). Ganz ähnlich im Stundengebet: Hier kommt jede(r) mit der eigenen Prägung hin und erlebt sich als tragendes Element des Ganzen, das in der Gemeinschaft mit den andern geistliche Stärkung erfährt. Wer miteinander Stundengebet hält und Psalmen rezitiert, öffnet sich für die Ewigkeit. Im gemeinsamen Gotteslob wird erfahrbar: Hier wird unsere Wirklichkeit von seiner Wirklichkeit durchdrungen. Wir leben im Bund.

*Johannes Bernhard Uphus*

# MAGNIFICAT

## DAS STUNDENBUCH

August 2017

*Das Apostolische Glaubensbekenntnis*  
Gemeinschaft der Heiligen

Ihr seid zum Berg Zion hingetreten,  
zu Tausenden von Engeln,  
zur Gemeinschaft der Erstgeborenen,  
die im Himmel verzeichnet sind.

*Hebräerbrief – Kapitel 22, Vers 22.23*

VERLAG BUTZON & BERCKER KEVELAER

**MAGNIFICAT. Das Stundenbuch,**  
© **Butzon & Bercker GmbH, Kevelaer**

Liebe Leserinnen und Leser!

Gottes Tempel ist heilig, und der seid ihr“, schreibt Paulus an die Christen in Korinth (1 Kor 3, 17). An eine Gemeinde, die reichlich zerstritten ist und ihre Probleme hat, so lässt es der erste Korintherbrief erkennen. „Heilig“ meint Paulus nicht im Sinn von „vorbildlich“, „moralisch unanfechtbar“. Nein, ob etwas heilig ist, hat für Paulus mit Gottes Anwesenheit zu tun. Und zwar nicht, wie es in der Antike weithin verstanden wurde, mit der Anwesenheit eines Gottes in einem bestimmten Gebäude oder Bezirk, sodass ein räumlich abgegrenztes Heiligtum im Sinn eines Tempels oder Tempelbezirks entstände. Nein, Paulus wendet diese Vorstellung ausdrücklich ins Personale, er bezieht sie auf die Gemeinschaft der Glaubenden, der Getauften. Es ist das Pneuma, Gottes Lebensatem, der in den Glaubenden lebt; der Heilige Geist macht sie zum Ort der Gegenwart Gottes (vgl. 1 Kor 3, 16).

So weit, so gut. Aber was hat das nun mit uns zu tun, mit Ihnen und mir? Ja, richtig: Heute sind wir es, die Paulus meint. Menschen, für die Gott Bedeutung hat, die etwas von seiner Wirklichkeit erfahren haben – und die sich immer neu zu ihm auf den Weg machen. Die sich aufmachen, um sonntags miteinander des Leidens und Auferstehens Jesu Christi zu gedenken, die werktags dann und wann innehalten für ein Gebet, die Gott in ihrem Leben Raum geben. Denen es nicht reicht, sich mit der Welt abzufinden, wie sie nun einmal ist, die vielmehr eine Ahnung von dem haben, wie die Welt nach Gottes Willen aussehen könnte, und die diese Vision in kleiner alltäglicher Münze verwirklichen. Gemeinschaft der Heiligen: das ist etwas sehr Lebendiges. Das ist die Erfahrung, dass ich nicht allein bin mit meiner Hoffnung, meinem Vertrauen, mit meiner Bereitschaft, dem Leben zu dienen.

*Ihr Johannes Bernhard Uphus*

# ZUM TITELBILD

## **Apotheose Kaiser Ottos III.**

Aachener Evangeliar Ottos III.,

Reichenau um 1000,

Inv. Grimme Nr. 25, fol. 16r,

© Domkapitel Aachen, Foto: Pit Siebigs

Das Evangeliar Ottos III., das heute in der Domschatzkammer in Aachen aufbewahrt wird, ist von großer historischer und kunsthistorischer Bedeutung. Historisch, weil es eine Stiftung Kaiser Ottos III. (980–1002) an seine Pfalzkapelle in Aachen war und unser Titelbild mit der Apotheose des Herrschers ihn in Aachen gegenwärtig hielt, während er sich häufig in Rom aufhielt. Außerdem legten über Jahrhunderte hinweg die in Aachen gekrönten deutschen Könige auf diesem Buch ihren Eid ab, wie spätere Einträge bezeugen (durch den Gebrauch sind die Miniaturen leider beschädigt). Kunsthistorisch ist der Codex von großer Bedeutung, weil er durch den Widmungstext auf der gegenüberliegenden Seite des Herrscherbildes namensgebend für die Liuthar-Gruppe innerhalb der Reichenauer Malschule wurde, da hier ein Mönch Liuthar dem „Augustus“ Otto das Buch widmet. Außerdem ist das Aachener Evangeliar das erste Werk mittelalterlicher Buchmalerei, das den Goldhintergrund in der Kunst des Westens zeigt und das die 21 Miniaturen zum Text der vier Evangelien im Hochformat präsentiert.

Die 256 Pergamentblätter haben heute ein Format von 29,8 x 21,5 cm und zeigen insgesamt 31 Miniaturen. Sie beginnen mit zwölf Kanontafeln, darauf folgen die Widmungsseite mit dem angesprochenen Text und dem Bild des Mönches Liuthar und die gegenüberliegende Herrscherapotheose. Vier Seiten mit den Evangelistenbildern und vier Initialzierseiten zu Beginn des jeweiligen Evangeliums begleiten den Zyklus der 21 Miniaturen zu den Evangelien.

Unser Titelbild zeigt die Herrscherapotheose, in der Kaiser Otto gottähnlich in Szene gesetzt und somit sein Herrschertum von Gottes Gnaden dokumentiert wird.

*Heinz Detlef Stäps*

## Stellvertreter Gottes

Es ist schon ein besonderes Schauspiel, das uns auf unserem Titelbild dargeboten wird: Kaiser Otto III. erscheint hier im Bildmotiv der *Maiestas Domini* (Herrlichkeit des Herrn), die eigentlich den erhöhten, thronenden Christus zeigt, umgeben von den vier Lebewesen, wie sie Offb 4, 6–7 nennt (vgl. hierzu MAGNIFICAT Februar 2017).

### *Göttlicher Kaiser*

Dahinter steht sicherlich, dass gerade Kaiser Otto III., der schon mit drei Jahren zum deutschen König gewählt und mit knapp 16 Jahren in Rom zum Kaiser gekrönt wurde, vom göttlichen Ursprung seines Herrschertums tief überzeugt war. Schließlich wurde in Rom nicht nur eine Kaiserkrönung, sondern auch eine Kaiserweihe vollzogen, was dem Kaiser einen sakralen Charakter gab. Die Kaiser nannten sich deshalb auch „Christus Domini“ (Gesalbter des Herrn) oder sogar „Vicarius Dei“ (Stellvertreter Gottes). In einer Zeit, in der geistliche und weltliche Herrschaft noch nicht klar getrennt waren, wurde das Kaisertum als *ein* Arm der göttlichen Macht gesehen, als geistliches Amt, das mit dem Papsttum nicht nur auf eine Stufe gestellt wurde, da der Kaiser der Schutzgarant des Papstes war. Otto setzte in seiner kurzen Lebensspanne (er wurde nur 21 Jahre alt) zwei seiner Vertrauten als Päpste ein (Gregor V. und Silvester II.).

Wenn wir nun den jugendlichen, bartlosen Kaiser mit Albe und purpurroter Chlamys als kaiserlichen Gewändern auf einem großen Thron sitzen sehen, von der goldenen Mandorla umgeben, die als trinitarisches Symbol eigentlich nur Christus zukommt, so drängt sich der Eindruck auf, dass der Kaiser hier die Stellung des Gottessohnes beansprucht. Dazu passt die kreuzförmige Armhaltung des Kaisers, der in der Rechten den Reichsapfel als kaiserliches Insignium hält. Vom Goldgrund des

göttlichen Glanzes hinterfangen, der im Aachener Evangeliar Ottos III. erstmals in der Buchmalerei des Westens auftaucht, und mit einer Rahmenarkade in kaiserlichem Purpur wird die Person des jungen Herrschers als göttlicher Kaiser in Szene gesetzt. Von der Personifikation der Erde wird er nicht nur gestützt, sondern in die Höhe gehoben, in die göttliche Sphäre, in die er als Einziger vom menschlichen Personal der Miniatur hineinragt. Und hier geschieht das Entscheidende:

Aus dem mit einem Kreuz bezeichneten blauen Himmelskreis senkt sich die Hand Gottes auf den Kaiser nieder und setzt ihm eine perlengeschmückte Krone auf das Haupt. Man hat diese Miniatur deshalb auch als Reflex der historischen Kaiserkrönung Ottos III. durch Papst Gregor V. am 21. Mai 996 in Rom gedeutet. Die inhaltliche Aussage geht aber weit über dieses historische Ereignis hinaus. Es ist ja nicht der (von Otto selbst eingesetzte) Papst, der dem jungen Kaiser hier die Krone aufsetzt, es ist Gott selbst. Der Kaiser wird auf diese Weise als von Gott erwählt und in die kaiserliche Herrschaft eingesetzt dargestellt. Es ist die wohl radikalste Darstellung des Gottesgnadentums der römisch-deutschen Kaiser in ottonischer Zeit und geht sogar noch über die Miniatur mit der Krönung seines Nachfolgers Heinrichs II. in dessen Sakramentar in München hinaus (vgl. *MAGNIFICAT* Juli 2015).

### *Spirituelle Herrschaft*

Doch geht die radikale Formulierung der ottonischen Kaiseridee noch weiter: Um den oberen Teil der Mandorla herum sind die vier geflügelten Wesen aus der Offenbarung des Johannes angeordnet, die uns sonst als Thronassistenten Christi in der *Maiestas Domini* bekannt sind. Hier aber halten sie einen Rotulus, eine ausgerollte Schriftrulle. Nicht zufällig läuft das Schriftband über die Brust des Kaisers. Der Widmungstext auf der gegenüberliegenden Seite mit dem Bild des Mönches

Liuthar lautet nämlich in deutscher Übersetzung: „Mit diesem Buch möge Gott dir, Kaiser Otto, das Herz bekleiden. Erinnerung dich, dass du es von Liuthar empfangst.“ Mit dem über die Brust laufenden und von den vier Wesen gehaltenen Schriftband wird also das Herz des Kaisers bekleidet. Ohne Zweifel ist damit das Buch selbst gemeint, das Liuthar gegenüber in Form eines Codex in der Hand dem Kaiser entgegenhält, das Buch, das wir heute Evangeliar Ottos III. nennen. Und die geöffnete Linke Ottos ist sicherlich so zu verstehen, dass sie das Wort Gottes in Form des Evangelienbuches empfängt. Otto wird in dieser Miniatur eingekleidet mit dem Evangelium und so in sein Amt eingesetzt. Es ist eine „Investitur“ mit dem Wort Gottes. Der Kaiser ist auf diese Weise nicht als weltlicher Politiker, nicht als absoluter Herrscher, sondern als ein Mann Gottes verstanden, der sein Herz mit dem Evangelium bekleiden lässt und dem das Wort Gottes Maßstab und Richtschnur für sein Handeln ist. Und umgekehrt ist der Evangeliencodex mehr als ein Buch, er wird in der Krönungskapelle der deutschen Könige zur Insignie der königlichen Macht wie die Krone oder der Reichsapfel in der anderen Hand des Kaisers.

### *Hierarchische Unterordnung*

Neben Otto, ihm aber deutlich untergeordnet, stehen zwei gekrönte Könige mit der Lehensfahne, aber nicht wie der Kaiser in Frontalansicht. In leicht gebeugter Haltung weisen sie mit den Händen auf den Kaiser hin, akklamieren ihn als den von Gott eingesetzten Herrscher. Man hat versucht, sie mit den historischen Königen Boleslaw I. von Polen und Stephan I. von Ungarn in Verbindung zu bringen; Letzterer erhielt nach dem Wunsch Ottos im Jahr 1000 vom Papst die Königswürde. Die vier Personen darunter wären in älteren Miniaturen der Buchmalerei in einem eigenen Bildstreifen dargestellt worden. Hier werden sie aber erstmals in ein Hochformat hineinkomponiert

und somit der Zentralfigur untergeordnet. Es sind links zwei weltliche Würdenträger mit Helm, Lanze und Schild und rechts zwei Erzbischöfe mit Albe, Messgewand, Pallium und Tonsur, die beide Schreibgeräte in der Hand tragen (ein Tintenfass und eine Schreibschatulle). Dies könnte andeuten, dass hochrangige Geistliche am Kaiserhof das ikonographische Programm dieser Miniatur entworfen haben, auch wenn sie dann vielleicht ein Mönch namens Liuthar gemalt hat.

*Heinz Detlef Stäps*

## Gemeinschaft der Heiligen

**G**emeinschaft der Heiligen, also geschlossene Gesellschaft? Doch nicht ein feiner kleiner Kreis von Ausnahmemenschen, noch viel weniger der Club der toten Heiligenscheinträger, schon gar nicht jener der scheinlebendigen Scheinheiligen ist hier im Blick. Gemeinschaft der Heiligen, dies meint ursprünglich die eucharistische Gemeinschaft, die Gemeinschaft am Heiligen, an der heiligen Feier, am heiligen Mahl, das die Teilnehmenden heiligt.

### *Communio bonorum*

Thomas von Aquino, der große christliche Glaubenslehrer, deutet in seinem kurzen Traktat über das Glaubensbekenntnis die Gemeinschaft der Heiligen als „communio bonorum“, als Teilhabe aller an den der ganzen Gemeinde geschenkten Wohltaten, den guten Gottesgnadengaben. Wir sind nicht einfach die Gemeinschaft der Guten, wir erkennen und bekennen uns vielmehr als die durch die Teilhabe an Gottes Gütern Beschenkten (communio bonorum).

### *In Gemeinschaft mit der ganzen Kirche*

Als Mitglieder der Gemeinschaft der Heiligen sind auch nicht nur die verstorbenen Vollendeten, sondern die jetzt lebenden Christen im Blick, die sich zum Gottesdienst versammeln und die durch die heilige Speise zur heiligen Gemeinde verbunden werden. Diese Gemeinschaft greift jedoch, örtlich und zeitlich, weit über die Gemeinde derer hinaus, die sichtbar um den Altar versammelt sind, wie im zweiten Hochgebet deutlich wird: „So kommen wir vor dein Angesicht und feiern in Gemeinschaft mit der ganzen Kirche ...“ Gemeinschaft der Heiligen, das sind alle, die Anteil haben an dem gefeierten Mysterium, die Lebenden

und die Toten in Christus, die selige Gottesmutter Maria, die Apostel und alle, „die bei dir Gnade gefunden haben von Anbeginn der Welt“.

### *In der Kraft des schöpferischen Geistes*

Geheimnis des Glaubens. Wie kann der Erniedrigte der zum Gericht Kommende werden, wie der Leidende der Heiland bleiben? Wie aus der Nacht des Zweifels und der Verzweiflung Osterglaube blühen? Wie aus der Verdüsterung und Zersplitterung des Karfreitags eine Communion sanctorum erwachsen und neues Licht hervorbrechen? „Der Sonnenschein jetzt kommt herein / und gibt der Welt ein neuen Schein“, heißt es in Friedrich Spees Osterlied (GL 332 · KG 449 · EG 110, fünfte Strophe). Woher der neue Schein, der nicht wahnhaft, sondern wahrhaft, der nicht trügt und kein falscher Schein ist? Der katholische Dogmatiker Josef Wohlmuth erinnert daran, „dass schon die Weise der Gegenwart des Vorübergegangenen in der Gemeinde nicht auf der schöpferischen Glaubensimagination beruht, sondern auf der Kraft des schöpferischen Geistes“. Und er fährt fort: „Es ist die Kraft der Erinnerung und der Hoffnung in der Gemeinschaft derer, die an den heiligen Mysterien teilnehmen und so zu einer Gemeinschaft der Glaubenden werden.“

### *Alltägliche Heilige*

Für das Neue Testament sind alle Christen Heilige, sofern sie durch Taufe und Glauben Anteil haben an der Heiligkeit Gottes (Apg 9, 13; Röm 8, 27; Eph 1, 1). Ab dem zweiten Jahrhundert werden mit diesem Wort nur noch die Christen bezeichnet, die den Glauben in auffälliger und herausragender Weise leben, die Märtyrer, die mit ihrem Leben für ihren Glauben eintreten, die Bekenner, die Folter und Erniedrigung erleiden, schließlich Asketen und Asketinnen, Einsiedler, Mönche und Missionare,

christliche Herrscherinnen und Herrscher, Ordensgründerinnen und Ordensgründer, Lehrer und Lehrerinnen der Kirche. Der Aspekt der Sichtbarkeit, der ethische und der Leistungsaspekt von Heiligkeit treten in den Vordergrund. Das Zweite Vatikanische Konzil hat in Erinnerung gerufen, dass christliche Heiligkeit nicht primär menschliche Leistung ist, sondern von der Beziehung zum heiligen Gott herrührt, dass sie ganz unauffällig sein kann und sich oft im unsichtbaren täglichen Dienst, im Alltag von Familie und Beruf, in stiller Gottes- und Nächstenliebe, vollzieht.

### *Solidarische Gemeinschaft der Heiligen*

Die Heiligenverehrung in der katholischen Kirche stellt die Heiligen als Vorbilder und Mütter und Väter im Glauben vor Augen. Seit dem dritten Jahrhundert werden sie als Fürsprecher angerufen. Ein Anruf, der dem Bewusstsein der tiefen, in der Erfahrung von Gottes zuvorkommender Barmherzigkeit gründenden Solidarität all jener entspringt, die an den dreieinen Gott glauben.

### *Gott der Liebe – Gott allein*

Die Theologie hat immer betont, dass alle Heiligenverehrung auf den allein Heiligen, auf Gott, ausgerichtet ist. Er allein ist es, der liebt, der heiligt, der Unheiles heilt und Unheiliges heilig macht. Sprachlich unterscheiden wir darum zwischen der Verehrung der Heiligen, d. h. heiliger Menschen, und der Anbetung, die Gott gilt, dem allein Heiligen, dem einzigen Gott unseres Heils: ihm allein.

*Susanne Sandherr*

## Was mir heilig ist

Was ist Ihnen heilig?“ Diese Frage hat es in sich, und sie scheint Konjunktur zu haben. In den letzten zwanzig Jahren boomten in den Medien, in Schule und Erwachsenenbildung Interviews und Umfragen zu diesem Thema. Nicht nur zur Weihnachtszeit. Kommunikations- und Ausstellungsprojekte zu den Heiligtümern unseres Lebens wurden einfallsreich entwickelt und in verschiedenen Bistümern durchgeführt. Klarer religiöser Bekenntnisse eher unverdächtige Medien wie „Zeit Online“ nahmen sich der Fragestellung an. Antworten kreierten sowohl Poetry Slams, eine zeitgenössische Form des Sängerwettstreits, ein Lyrik-Wettbewerb vor vornehmlich jungem Publikum, wie Beiträge in Deutschlandradio Kultur, Kinofilme, Unterrichtsreihen und Sammelbände, wie etwa das Topos Taschenbuch „Was mir heilig ist“, amtliche Gottesdienstvorlagen, aber auch das Internet und Instagram. Allein diese Tatsache ist schon spannend und des Nach-Denkens wert. Warum ploppt heute die Frage auf: Was ist mir heilig?

### *Das Heilige ist verborgen*

Warum wurde und wird wieder nach dem Heiligen, nach dem persönlich als heilig Erlebten, gefragt? Wo ist das Heilige? Warum wird auf so vielfältige Weise und in so unterschiedlichen Medien, in den chaotischen sogenannten Sozialen Netzwerken und in wohldurchdachten Kirchenzeitungen, nach dem gefragt, was Menschen heilig ist? Eine erste Antwort könnte ins Feld führen, dass das Heilige in unserer Gesellschaft unsichtbar geworden sei, allenfalls ein Nischendasein führe, jedenfalls aus dem Blickfeld geraten sei. Was heilig ist, ist jedenfalls nicht mehr konsensfähig – oder vielleicht doch? Dem ersten Anschein nach hat es sich jedenfalls aus der Mitte der Gesellschaft zurückgezogen. Das Heilige thront und prangt jedenfalls nicht

mehr vergoldet und verbindlich und weithin sichtbar über allen und allem. Oder doch? Auf andere Weise? Die Rede vom Konsumtempel und vom Fußballgott trifft ja nicht nur ein Oberflächenphänomen. Dennoch, der universal bindende Blick auf das Heilige scheint einer individuellen Wahrnehmung des Heiligen gewichen zu sein. Das Heilige ist verborgen. Aber ist das – biblisch gesehen, und gemäß unserer christlichen Tradition – nicht eigentlich das Wesen der Heiligkeit? Ihre Unverfügbarkeit? Unsichtbarkeit? Entzogenheit? Verborgenheit?

### *Trend zur Individualisierung*

Weil zugleich, jedenfalls umgangssprachlich, aber vieles und vielerlei heilig ist, der Feierabend, mein Garten, mein Motorrad, mein Fußballverein, mein Bergsteigerseil, ein altes Foto, der Nachtschlaf, meine Familie, mein Urlaub, könnte man von einem Trend zur Individualisierung des Heiligen sprechen. Aber gibt es diesen Trend zur Individualisierung? Ist es tatsächlich so vielfältig und verschieden, was Menschen heilig ist? Der Begriff des Heiligen wird ja umgangssprachlich überwiegend verwendet, um einem Menschen, einer Beziehung, einem Objekt, einem Gut, einer Gemeinschaft eine nicht verhandelbare, außergewöhnliche, existenzielle, vielleicht überzeitliche Bedeutung zuzuweisen: Das ist mir heilig!

### *Denen ist aber auch gar nichts heilig ...*

Eine gesellschaftliche Gruppe unterstellt gerne der anderen, dass „denen nichts (mehr) heilig ist!“ Besonders gerne wurde und wird das der jüngeren Generation unterstellt. Insofern ist es nicht uninteressant, mit dem Religionsdidaktiker Georg Hilger darauf zu schauen, was Jugendlichen heilig ist. Anfang der 2000er-Jahre sammelte Hilger in Schreibwerkstätten mehr als 1000 Texte zum Thema „Heilig ist mir ...“. In einer Art Hitliste

des Heiligen fasste Hilger die Kernaussagen der Jugendlichen zusammen. Heilig sind ihnen:

1. Familie (als die, die für mich da sind)
2. Freunde / Freundinnen (denen ich vertrauen kann)
3. Gegenstände der Erinnerung (Kommunikationsmittel, Fortbewegungsmittel)
4. Werte (Zuverlässigkeit, Gesundheit, Liebe, Freundschaft)
5. Explizit Religiöses (Gott, Beten, Kirche)
6. Freie Zeit (Abschalten, frei sein von ...)
7. Orte (das Zimmer als Schutzraum für das innere Selbst und Treffpunkt Jugendlicher)
8. Tiere (denen ich alles sagen kann, mit denen ich spielen kann)
9. Mein Leben

### *Leben lernen – reifen lassen, was mir heilig ist*

Es stimmt also wohl nicht, dass „denen gar nichts heilig ist“. Gewiss bedeutet Leben lernen immer auch, ein reifes Verhältnis zu persönlichen Heiligtümern und Heiligsprechungen zu gewinnen. Dies vor allem in einer Zeit, in der Konsumismus und Erfolgsreligion das vermeintlich freie und persönliche Bekenntnis – was mir heilig ist – zu kolonialisieren drohen. Von anderen religiösen und pseudoreligiösen Ideologien und Fundamentalismen ganz zu schweigen.

### *Wertschätzend wahrnehmen, was dem anderen heilig ist*

Und doch ist es eine wohl unschätzbar wichtige Aufgabe des gegenwärtigen Christentums, nicht abzuwerten, sondern offen

wahrzunehmen und sensibel und wertschätzend aufzunehmen und ernst zu nehmen, was Menschen heute heilig ist. Wir wollen ja nicht miteinander ins Geschäft kommen, sondern ins Gespräch.

*Dorothee Sandherr-Klemp*

*Lesehinweis: Gerhard Hartmann/Berthold Weckmann (Hg.), Was mir heilig ist. Mit Texten von Papst Franziskus, Khalil Gibran, Rainer Maria Rilke, Leonardo Boff, Hans Maier, Selma Lagerlöf u. a., Topos Taschenbücher, Band 1038, Kevelaer 2016, 205 Seiten, ISBN 978-3-8367-1038-1, 7,95 € (D), 8,20 € (A).*

*Diesen Titel können Sie auch über den für Ihr Land zuständigen Leserservice von MAGNIFICAT (siehe Seite 383) bestellen.*

## Vorbilder im Glauben: Selig- und Heiligsprechung

Die Geschichte der christlichen Heiligenverehrung geht auf die Ehrung der Märtyrer zurück. Seit der Mitte des zweiten Jahrhunderts ist am Beispiel des Märtyrers Polykarp bezeugt, dass die Gemeinde sich an dessen Grab versammelte und in der Tradition des antiken Totenmahls ein Mahl feierte. Der Kirchenvater Origenes bezog die Vorstellung der ständigen Fürsprache der Väter Israels auf die Märtyrer, denen er eine Art besonderes „Rederecht“ bei Gott zusprach, das sie zugunsten der Lebenden ausüben. In der Folgezeit wurde in einer Form der „Heiligsprechung“ der Titel Märtyrer auch Menschen verliehen, die nicht den Zeugentod gestorben waren. Seit dem vierten Jahrhundert wurden die kirchlich verehrten Heiligen nach Gruppen und Typen zusammengefasst.

*Erste Heiligsprechung durch Papst Johannes XV.*

Gingen also die ersten Heiligsprechungen noch vom Volk aus, musste es ab dem sechsten Jahrhundert der Bischof genehmigen, wenn Reliquien zur „Ehre der Altäre“ erhoben wurden. Da immer mehr wirtschaftliche Interessen damit verbunden wurden, zog der Papst das Verfahren an sich. Im Jahr 993 fand durch Johannes XV. die erste Heiligsprechung statt. Kanonisiert wurde Ulrich von Augsburg, Lehrer Kaiser Ottos III. Von diesem Zeitpunkt an wurden für die Heiligsprechung feste Regeln aufgestellt. Lange bestehende Kulte wurden geduldet, während bei neuen Heiligen die heroische Lebensführung einer strengen Prüfung unterzogen wurde. Da dieses Recht oft untergraben wurde, unterschied man schließlich zwischen „beatus“ („selig“) und „sanctus“ („heilig“): Nahm der Bischof die Kanonisation vor, war dies eine regionale gültige Seligsprechung, die päpstliche „Heiligsprechung“ galt für die ganze Kirche. Alle vom Papst kanonisierten Heiligen wurden dann in ein amtliches Verzeichnis eingetragen, das „Martyrologium Romanum“, kurz „Kanon“ genannt wurde.

*Heutiges Verfahren geht auf das 18. Jahrhundert zurück*

Erst im 18. Jahrhundert stellte Papst Benedikt XIV. im Grundsatz noch heute gültige Regeln auf. Nun ging der Heiligsprechung eine Seligsprechung voraus. Für das Kanonisationsverfahren wurde eine Art Gerichtsverfahren angesetzt, dem eine detaillierte Untersuchung vorausgeht. Mindestens ein Wunder muss auf die Fürsprache eines Heiligzusprechenden bewirkt worden sein, wenn eine Seligsprechung erfolgen soll. Für die Heiligsprechung ist mindestens ein weiteres Wunder nachzuweisen. Paul VI. errichtete eine eigene „Kongregation für Heiligsprechung“. Das Verfahren wurde von Papst Johannes Paul II. nochmals reformiert. Antragsteller einer Seligsprechung, die in der Regel

frühestens fünf Jahre nach dem Tod erfolgen kann, können Orden, Diözesen oder auch private Gruppierungen sein. Genehmigt der Papst den Antrag, untersucht die Kongregation die meist sehr umfangreichen eingereichten Unterlagen, ob die Lebensführung den Prüfungen standhält und ob die Wunder auch wissenschaftlich als solche anerkannt werden können. Über die Ergebnisse wird ein ausführlicher Bericht erstellt, der von einigen Kardinälen und Bischöfen nochmals eingehend geprüft wird. Am Ende entscheidet der Papst, ob er die Kanonisation vornehmen will. Die Kosten der Verfahren betragen bis zu 250 000 Euro und werden von den Antragstellern aufgebracht. Nachdem der Umgang mit den Geldern den zweiten „Vatileaks-Skandal“ mit ausgelöst hatte, erließ Papst Franziskus 2016 neue Normen zur Güterverwaltung der Kongregation und verschärfte auch das medizinische Prüfverfahren.

*Marc Witzenbacher*

## Du, Herr, hast sie für dich erwählt

*Den Text des Liedes finden Sie auf Seite 100.*

Erstmals im Gotteslob (GL 547) findet sich eine deutsche Übertragung des lateinischen Hymnus „Aptata, virgo, lampade“. Sie entstammt dem Antiphonale zum Stundengebet aus den 70er-Jahren des 20. Jahrhunderts. Das Lied ist eingeordnet in die Rubrik „Heilige“. Der ursprüngliche Liedtext aus dem 14. Jahrhundert ist anonym überliefert, die Melodie stammt aus der Feder des englischen geistlichen Komponisten und Sängers William Knapp (1696–1768). Von Knapps Geburtsort im Südwesten Englands hat die im anglikanischen Bereich bekannte und beliebte Melodie ihren Namen: „Wareham“.

### *Vesper an Gedenktagen seliger und heiliger Jungfrauen*

Die Worte des lateinischen Hymnus sind im klösterlichen Stundengebet beheimatet. An Gedenktagen seliger oder heiliger Jungfrauen hat der Hymnus seinen Ort. Deren leuchtendes Lebensbild wird überblendet mit dem Bild der klugen Jungfrauen aus dem berühmten, nur bei Matthäus überlieferten Gleichnis von den klug vorausschauenden und von den unbedachten jungen Frauen (Mt 25, 1–13). „Es brannte hell in ihrer Hand die Lampe ihrer Wachsamkeit“, sagt die erste Strophe von der „für dich“ Erwählten. „Voll Freude zog sie mit dir ein zum königlichen Hochzeitsmahl“, so fährt die zweite Strophe fort.

### *Mitternacht heißt diese Stunde*

„Mitternacht heißt diese Stunde“, heißt es in Philipp Nicolais Lied, dem ebenfalls das matthäische Gleichnis zugrunde liegt (GL 554, KG 210, EG 147). Mitten in der Nacht, in der Mitte der Nacht, wenn die Nacht sich zum Tag wendet, kommt der Bräutigam. Er kommt, wenn die Nacht am tiefsten ist. Mit lauten Rufen, so sagt es Matthäus, wird er angekündigt. Mit lauten, freudigen Weckrufen. In Friedrich Nicolais Lied heißt es: „sie rufen uns mit hellem Munde“. Es ist Mitternacht, und die Mädchen schlafen. So weit, so gut, so gleich. Alle Mädchen stehen auf vom Schlaf, doch nur die einen haben, so das biblische Gleichnis, das benötigte zusätzliche Lampenöl dabei, während die anderen zu dieser späten oder frühen Stunde mit verlöschenden Lichtern dastehen.

### *Die Eine*

In unserem Hymnus ist im Unterschied zum matthäischen Gleichnis – Philipp Nicolais Lied wechselt zwischen der Mehrzahl: „sie rufen uns mit hellem Munde“ und der Einzahl: „Zion hört die Wächter singen“ – nicht von mehreren jungen Frau-

en, sondern von der Einen die Rede, die mit hell leuchtender Lampe den Bräutigam erwartet, mit dem sie „zum königlichen Hochzeitsmahl“ einziehen kann: „In Treue folgte sie dem Ruf“ (erste Strophe). Weniger die Brautjungfern (Nicolai: „Wo seid ihr klugen Jungfrauen?“) als die Braut selbst scheint im Blick zu sein.

### *Du, Herr, hast sie für dich erwählt*

Gegenüber dem Gleichnis ist im Hymnus zugleich das biblisch hoch bedeutsame Motiv der Erwählung gestärkt: der Herr erwählt in Freiheit Israel zu seinem Eigentumsvolk, und wenn „Zion“ in Freiheit Gott wählt, wählt sie das Leben. „Du, Herr, hast sie für dich erwählt.“ Gottes Erwählung ist eine Liebeswahl, und den einen und einzigen Gott aller Welt zu lieben und gerade darum „Licht für die Völker“ (Jes 49, 6) und „Segen für die ganze Erde“ zu werden (Jes 19, 24), ist die Erwählte berufen, die Braut.

### *Geistliche Liebesmystik*

Die deutsche Übertragung transportiert zweifellos bedeutsame Inhalte des alten Hymnus; charakteristische, vor allem brautmystische Akzente des mittelalterlichen Liedes erscheinen zugleich gedämpft, die Bezüge zum Hohenlied und zum 45. Psalm und der auf ihnen aufruhenden geistlichen Liebesmystik abgeschwächt. Die Maria, der „Jungfrau der Jungfrauen“ (virgo virginum), gewidmete Strophe des lateinischen Originals fehlt in der neueren Fassung ganz.

### *In Treue warten und Geduld*

Die Glaubens-, Hoffnungs- und Liebeskraft der klugen Jungfrauen bzw. der vom Herrn erwählten Einen erbittet der Hymnus

auch für uns, die wartende und betende Gemeinde: „Nach ihrem Vorbild lass auch uns in Treue warten und Geduld“ (zweite Strophe). Die jungen Frauen des matthäischen Gleichnisses waren eingeschlafen, eine wie die andere. Der, wie das Lied sagt, vorbildliche Unterschied lag anderswo; mit den Worten des Hohenliedes: „Ich schlief, doch mein Herz war wach.“ (Hld 5, 2)

### *Die Pforten deiner Ewigkeit*

In der dritten, der Schlusstrophe, wird der kommende „Herr Jesus“, den zu erwarten die Heilige Schrift und die großen Glaubensbekenntnisse lehren, im Lobpreis angerufen. Die „Pforten deiner Ewigkeit“ können wir uns nicht selbst öffnen, auch wenn wir zu Treue und Geduld nach dem Vorbild der Einen berufen sind (zweite Strophe), deren Herz nicht schlief, die mit der „Lampe ihrer Wachsamkeit“ (erste Strophe) Licht bringt und ein Segen ist (Jes 49, 6; 19, 24). Schläft unser Herz? Unsere Hoffnung hat, so sagt es der Hymnus, gute Begleitung und guten Grund, und so dürfen wir Jesus, den Herrn, bitten: „Zum Mahl der Hochzeit öffne uns die Pforten deiner Ewigkeit.“

*Susanne Sandherr*

## Einheit in Vielfalt: Die unierten Kirchen des Ostens

Für viele sind die orthodoxen Kirchen nicht nur geheimnisvoll in ihren zahlreichen Riten und Ausprägungen, die Zahl der verschiedenen östlichen Kirchen scheint darüber hinaus unüberschaubar zu sein. Man kann bei den orthodoxen Kirchen drei wesentliche Kirchenfamilien unterscheiden: die orientalisches-orthodoxen Kirchen, die orthodoxen Kirchen und die mit Rom unierten Ostkirchen.

*Kirchenspaltungen reichen bis ins fünfte Jahrhundert*

Die Gruppe der orientalisches-orthodoxen Kirchen hatte sich bereits nach dem Konzil von Chalcedon im Jahr 451 von der Reichskirche abgespalten. Grund waren die christologischen Auseinandersetzungen, in denen sie mehr die göttliche Natur Christi betonten und schließlich die Beschlüsse des Konzils ablehnten, nach denen die göttliche und die menschliche Natur Christi „unvermischt und ungetrennt“ ist. Zu ihnen zählen beispielsweise die koptische, die syrische, die armenische und die äthiopische Kirche. Von ihnen unterscheiden sich die orthodoxen Kirchen. Sie hatten die Entscheidungen des Konzils von Chalcedon angenommen und damit zunächst die Einheit gewahrt. Bis ins zweite Jahrtausend hatten diese Kirchen Gemeinschaft mit der römisch-abendländischen Kirche, bis im Jahr 1054 Humbert de Silva Candida, der Gesandte Papst Leos IX., und Patriarch Michael I. von Konstantinopel sich nach gescheiterten Unionsverhandlungen gegenseitig exkommunizierten. Allerdings war dies nur ein Ausdruck der sich nach und nach vollziehenden Trennung zwischen Ost und West. Es waren vor allem die Ereignisse des Kreuzzugs von 1204, als Konstantinopel von den Venezianern hemmungslos ausgeplündert und ein lateinisches Kaiserreich nebst lateinischem Patriarchen errichtet wurde, die schließlich den Riss durch die Kirche besiegelten. Zur kanonischen Kirchengemeinschaft der orthodoxen Kirche gehören 14 autokephale, also unabhängige und selbstständige Kirchen, unter ihnen beispielsweise die griechische, die serbische oder die rumänische orthodoxe Kirche. Den Vorsitz über die 14 Patriarchen hat der Ökumenische Patriarch von Konstantinopel als „Erster unter Gleichen“ inne. Die dritte Gruppe sind schließlich die mit Rom unierten Kirchen des Ostens. Sie entstanden zu unterschiedlichen Zeiten, als Teile der Gläubigen oder Hierarchen bestimmter Ostkirchen eine Union mit dem Papst von Rom eingingen. Innerhalb der katholischen Ostkirchen, wie die mit Rom unierten Kirchen auch genannt werden,

gibt es zudem eine orientalisch- und eine byzantinische Tradition. Zu den Kirchen mit orientalischen Riten gehören z. B. die chaldäische, die maronitische oder die syro-malabarische Kirche, während die griechisch-katholischen Kirchen die byzantinische Tradition pflegen.

### *Eigener Ritus, aber Gemeinschaft mit dem Papst*

Insgesamt sind es 23 Teilkirchen mit eigenem Recht, die in der ostkirchlichen Tradition stehen, den Jurisdiktionsprimat des Papstes aber anerkennen. Mit der lateinischen Kirche haben sie daher Glaubens-, Gebets- und Sakramentengemeinschaft. Sie feiern die Eucharistie und das Stundengebet nach den jeweiligen ostkirchlichen Riten ihrer eigenen Tradition. Kirchenrechtlich richten sie sich allerdings nicht nach dem in der lateinischen Kirche gebräuchlichen Codex Iuris Canonici (CIC), sondern nutzen mit dem Codex Canonum Ecclesiarum Orientalium (CCEO) eine eigene Gesetzgebung. Das führt zu einigen Besonderheiten. So gilt die Zölibatsverpflichtung in den katholischen Ostkirchen wie bei den übrigen orthodoxen Kirchen nur für Bischöfe, Mönche oder bei der Diakonenweihe noch Ledige. Verheiratete Priesteramtsanwärter können auch nach ihrer Weihe in der Ehe leben.

### *Vielfalt ist Erbe und Chance zugleich*

Allerdings belasten diese Kirchen nach wie vor das Verhältnis zwischen Orthodoxen und Katholiken. So gab es vor allem nach der politischen Wende um 1990 einige Streitigkeiten zwischen dem russischen orthodoxen Patriarchat und dem Heiligen Stuhl, nachdem etwa die griechisch-katholische Kirche der Ukraine, zu der rund zehn Prozent der Christen der Ukraine gehören, neue Freiheiten gewann und der Wunsch nach einem eigenen Patriarchat wuchs. Zwar wurde diese Idee insbesonde-

re aufgrund der Bemühungen des damaligen „Ökumeneministers“ des Vatikans, Walter Kardinal Kasper, aufgegeben, doch bleiben die katholischen Ostkirchen eine Belastungsprobe für die Ökumene zwischen Ost und West, bis hin zum Vorwurf des Proselytismus. Jedoch zeigen die katholischen Ostkirchen ökumenische Chancen auf: sie sind Beispiel für den legitimen Pluralismus innerhalb der römisch-katholischen Kirche und können darin Vorbild sein, wie die Selbstständigkeit der jeweiligen Ortskirchen gestärkt werden könnte. Und sie bilden eine wichtige Brücke, nicht nur zwischen Ost und West, sondern auch zwischen den verschiedenen Kulturen. Einheit in Vielfalt ist nicht nur möglich, sondern schon jetzt eine Realität. Wer sich noch intensiver mit der Geschichte und den Traditionen der orthodoxen Kirchen beschäftigen möchte, dem sei das Standardwerk „Die Kirchen des christlichen Ostens“ von dem Paderborner Orthodoxie-Experten Johannes Oeldemann empfohlen, das aktualisiert und erweitert im topos-Verlag erschienen ist (ISBN 978-3-8367-0020-7, 17,95 € [D]/18,45 € [A]).

*Marc Witzenbacher*

*Diesen Titel können Sie auch über den für Ihr Land zuständigen Leserservice von MAGNIFICAT (siehe Seite 383) bestellen.*

## Unterwegs in der Schöpfung

**W**as im Stundengebet sinnfällig wird – dass wir Gläubenden, jede(r) Einzelne mit der eigenen Identität, für das Ganze wesentlich und durch Gott miteinander verbunden sind –, lässt sich auch in anderen Lebensbereichen entdecken, nur vielleicht weniger offensichtlich.

### *Verbundensein mit der Natur*

Pilgern ist für viele Menschen unserer Zeit zur Kraftquelle geworden. Vor allem der jahrhundertealte Camino de Santiago, der Jakobsweg, hat seit einigen Jahren ungeahnte Anziehungskraft entfaltet. Zahlreiche Menschen gehen auch diesen Sommer wieder auf ihm, ohne dass sie sich deswegen zum christlichen Glauben bekennen würden. Es hat offenbar eine eigene Dynamik, sich zu einem geistlichen Ziel – oder auch nur: in einem geistlichen Rahmen – auf den Weg zu machen. Woran liegt das?

Einen möglichen Zusammenhang hat mir (ausgerechnet) ein Zen-Mönch bei einem Abend zum Thema „Achtsames Gehen“ in Frankfurt erschlossen. Was dies für ihn bedeute, erklärte er am *Atem*, der ihn mit den Pflanzen, den Bäumen verbinde. Er als Mensch sei auf die Bäume angewiesen, so wie sie umgekehrt auf uns – im stetigen Austausch von Sauerstoff und Kohlendioxid, die jeweils für Mensch (und Tier) bzw. die Pflanzen lebenswichtig sind. Darum liege es ihm nicht fern, auch in den Pflanzen Geschwister zu sehen.

### *Bäume als Mitgeschöpfe wahrnehmen*

Mit dieser Haltung ist er nicht allein. Nazim Hikmet etwa, einer der großen türkischen Dichter, ist in Deutschland besonders bekannt durch die Worte: „Leben wie ein Baum, einzeln und frei, und brüderlich wie ein Wald, das ist unsere Sehnsucht.“ Joseph Beuys hat nicht von ungefähr in Kassel 7000 Eichen gepflanzt. Die Bäume seien nicht wichtig, um das Leben auf der Erde aufrechtzuerhalten, sagte er in einem Interview mit Friedhelm Mennekes, „nein, die Bäume sind wichtig, um die menschliche Seele zu retten“. Auch Romano Guardini schreibt in einem Tagebucheintrag, nachdem er die unterschiedlichen Eindrücke der Bäume im Spiel der Jahreszeiten beschrieben und ihre Bedeutung bei der Auseinandersetzung mit geistigen

Dingen unterstrichen hat: „So sind wir denn Freunde geworden, die Bäume und ich.“

### *Pilgern als Lebenshaltung*

Als Mensch auf der Erde zu leben, heißt nicht nur, unter anderen Menschen zu sein. Wir sind von Geschöpfen umgeben, die ebenso wie wir den Lebensimpuls in sich tragen. Dies lässt sich beim Pilgern, wo sich die Seele öffnet, intensiv erleben. Pilgern erschließt Dimensionen von Wirklichkeit, die sonst verborgen scheinen.

Wichtig daran ist, diesen Gewinn mitzunehmen ins Leben. Dafür sprach schon das Mittelalter, wenn es das Leben als Pilgerweg und mithin das Pilgern als symbolisches Handeln verstand, das die Ausrichtung des ganzen Lebens auf Gott hin sinnbildhaft verleiblichte. Kurz gesagt: Als Gottes Geschöpf bin ich immer pilgernd unterwegs, zumeist jedoch, ohne darum zu wissen. Was also könnte sich ändern, ginge ich fortan als Pilger durchs Leben?

### *Wandern unter Gottes Segen*

Mein erster Pilgerweg führte von Tutzing zum Heiligen Berg in Andechs, zuerst den Starnberger See entlang, dann querab längs Weiden, Feldern und Wäldern. Nach der Promotion wollte ich an jenem Oktobertag Gott meinen weiteren Werdegang anvertrauen, hatte Bibel und Gotteslob mitgenommen und ging zügig, doch ohne Hast, meines Wegs. Immer wieder Pausen, einzelne Bibelverse, Liedzeilen, die mich dann wie Mantrien begleiteten. Begegnungen, flüchtig und doch intensiv, bleiben unvergesslich: Menschen bei der Arbeit, deren Blick den meinen traf, ein Bus voll winkender Schulkinder, ja, die Rinder, die neugierig an den Zaun gelaufen kamen. Glücksmomente, die am Ziel, in der Klosterkirche, in einer langen Stille nachklan-

gen. Was damals geschah, lässt sich vielleicht auf die Kurzformel bringen: Wer pilgernd unterwegs ist, bewegt sich in einem Segensraum. Die Kraft, die einem darin zuteilwird, teilt sich mit, weckt Resonanz.

### *Pilgern – mitten im Leben*

Was steht entgegen, sich so auch an gewöhnlichen Tagen zu bewegen? Ein erster Schritt kann sein, die Etappe eines jeden Tages mit einem Moment der Besinnung am Morgen zu beginnen und am Abend zu beschließen. Städte sind zwar laut, und viele Menschen eilen an einem vorbei, als trügen sie Scheuklappen, und doch gibt es die Momente, in denen sich etwas ereignet. Begegnungen, unscheinbare Zeichen am Wegrand. Was ich benötige, ist Aufmerksamkeit. Vielleicht entdecke ich Orte, die mir guttun, die sich zusammenfügen zu Pilgerwegen in meiner Lebenswelt. Die ich gehen kann auch ohne den großen Aufbruch, die logistische Herausforderung einer Woche auf dem Jakobsweg.

### *Der Schöpfung etwas zurückgeben*

Ein Zweites ist mir von jenem Abend in Frankfurt in Erinnerung. Vom achtsamen Gehen sprach der Zen-Mönch als einem Streicheln der Mutter Erde mit den Füßen. Für sich genommen, können solche Sprachbilder sentimental wirken. Von einem Menschen gesprochen, der diese Haltung spürbar lebt, werden sie zu Schlüsseln, die allzu Selbstverständliches neu zugänglich machen. Wenn ich der Erde, die mich trägt, ernährt, die tagaus, tagein achtlos übergangen wird und so viel Müll abbekommt, dankbar etwas zurückgebe, verändert das etwas in mir. Ich habe die Chance, ein in tiefem Sinn eucharistischer Mensch zu werden.

*Johannes Bernhard Uphus*

## Das Kloster im Leben

### Sich vom Stundengebet provozieren lassen

Im Kloster höre ich Gäste oft seufzen: „Ach, es ist wirklich eine Wohltat, hier wird wie von selber gebetet.“ Ich habe dabei manchmal ein mulmiges Gefühl. Ich weiß aus Erfahrung nur allzu gut, dass sich das Offizium längst nicht immer so anfühlt. Es ist oft genug schwer und widerstrebt meinen Neigungen und Prioritäten. Noch wichtiger ist die Frage, ob Stundengebet tatsächlich immer eine Wohltat sein *sollte*. Für Mönche und Nonnen erfordert es Disziplin, sich sieben Mal pro Tag in der Klosterkirche zu versammeln. Es kann einem gegen den Strich gehen, einen herausfordern, ja provozieren. Vielleicht ist diese Erfahrung genauso wichtig wie jene Momente, in denen es eine Wohltat ist, sich im Chorgestühl zum Gebet zu erheben, die es – Gott sei Dank – auch genügend gibt.

### *Raum und Zeit als Herausforderung*

Wie kommt es, dass klösterliches Stundengebet als natürlich und unnatürlich, als wohltuend und provozierend zugleich empfunden wird? Es hat mit Raum und Zeit für das Gebet zu tun. Der Raum ist im Handbereich: die Klosterkirche betritt man durch den Kreuzgang barrierefrei. Die Zeit ist klar geregelt: die Klosterglocke ruft mit gleichmäßigem Klang zur nächsten Hore. Dadurch entsteht in der Tat ein Rahmen, der in der monastischen Tradition dafür sorgt, dass man dem Ideal der Wüstenväter nacheifern kann, nämlich „ohne Unterlass“ zu beten. Schnell stellt sich jedoch eine gewisse Ernüchterung ein. Der Raum für das Gebet ist leicht vom „wirklichen“ Leben abgegrenzt, der Übergang von mehr Barrieren verstellt, als einem lieb wäre. Der Klang der Klosterglocke wird vom gleichmäßigen Ton zum abrupten Signal, wenn der Moment im „alltäglichen“ Tun schlecht auskommt.

Dann zählt, was der heilige Benedikt in seiner Regel „Eifer für den Gottesdienst“ nennt (RB [= Regula Benedicti] 58, 7). Es ist ein trostreicher Gedanke, dass die Provokation, die Raum und Zeit für das Gebet für jeden Einzelnen bedeuten können, auch im sechsten Jahrhundert schon bekannt waren. Darum reicht Benedikt uns zwei wichtige Grundsätze an, um den Eifer nicht zu verlieren. Er besteht darauf, dass man einen gesonderten *Raum* für das Gebet reserviert und dass die *Zeit* des Gebets unbedingt in Acht genommen wird. Nur wenn man Raum und Zeit klar vor Augen hat, kann Gebet auf Dauer funktionieren.

### *Der Ort des Gebets*

Über den Raum lesen wir: „Das Oratorium [Gebetsraum] sei, was sein Name besagt, Haus des Gebets. Nichts anderes werde dort getan oder aufbewahrt“ (RB 52, 1). Das klingt einerseits selbstverständlich, aber es ist genau genommen oft eine Provokation. Ist es nicht eine Platzverschwendung, wenn man einen Raum für nur eine einzige Handlung reserviert, die scheinbar keinen direkten Nutzen hat? Wie viel mehr als zur Zeit Benedikts gilt diese Frage heute, wo unser ganzes Leben auf effizienten und flexiblen Raumaufteilungen zu basieren scheint. Flexibilität macht es für manchen schwer, sich wirklich an einem Ort auf eine Sache zu konzentrieren. Benedikt rät: nur wenn man den Ort festlegt, kann man sich immer mehr in Gebet vertiefen. Es bedarf einer gewissen Absonderung, sonst geht es nicht.

### *Der Rhythmus des Gebets*

Ganz ähnlich ist es mit der Zeit für das Gebet. Hier scheint Benedikt unerbittlich: „Hört man das Zeichen zum Gottesdienst, lege man sofort alles aus der Hand und komme in größter Eile herbei“ (RB 43, 1). Warum legt der Mönchsvater hier eine so rigide Haltung an den Tag? Wohl weil er nur allzu gut weiß,

wie schnell sich der Schlendrian in den Gebetsrhythmus einschleicht, weil einem spontan so gar nicht zum Beten zumute ist. Auf mich persönlich trifft diese Mahnung ganz sicher zu. Wenn ich in meiner Abtei am Schreibtisch sitze, läutet die Glocke zur Vesper oft im falschen Moment. Ich habe gerade eine gute Idee, die ich doch eigentlich besser zu Papier bringen könnte. Das geht aber nicht. Ich nehme mir vor, die Idee festzuhalten, sie wird bestimmt noch da sein, wenn ich zurückkomme. Meistens ist sie weg. Ist das nicht Zeitverschwendung? Scheinbar ja, aber was bleibt, ist eine neue Offenheit. Benedikt lehrt uns: die Zeit zum Gebet ist die einzige Priorität. Man muss eine gewisse Störung zulassen, sonst vergisst man schlicht, was am wichtigsten ist.

Nun könnte man auch die *Absonderung* und die Störung wieder als Organisationsmerkmale eines gut funktionierenden Lebens verstehen. Hat der Klostergast, der seufzend nach einer klösterlichen Ordnung verlangt, nicht doch recht? Es ist nicht falsch, wenn man nach klaren Prinzipien sucht, um sein Leben zu regeln. Aber der Kern ist nicht die praktische Seite, sondern dass es um scheinbar ganz unpraktische, sinnlose, abgesonderte und störende Orte und Momente geht. Das nennt Benedikt „Gottesdienst“, und dem soll „nichts vorgezogen werden“ (RB 43,3).

### *Den eigenen Weg finden*

Was bedeutet die *Absonderung* für jene Klostergäste, die nach ihrer Heimkehr versuchen wollen, das Stundengebet zu beten? In der Regel funktioniert es nicht, wenn man die Klosterkirche in die eigene Abstellkammer zu verlegen versucht. Man muss seinen eigenen Ort finden. Vielleicht können folgende Fragen dabei behilflich sein:

- Welcher abgesonderte Raum hilft mir zu beten?
- Welche Dinge stören mich an den Orten, wo ich zu beten versuche?

Die *Störung* kann für das Stundengebet im Alltag ebenfalls wichtig sein. Auch hierfür gilt, dass man den Rhythmus aus dem Kloster nicht eins zu eins in den Alltag übertragen kann. Man muss *eigene* Signale schaffen, die wie eine Klosterglocke die höchste Priorität haben, im Sinne folgender Fragen:

- Von welchen Signalen lasse ich mich stören, um zu beten?
- Wodurch verpasse ich zuweilen die Signale zum persönlichen Gottesdienst?

Es kann durchaus provozierend sein, wenn sich diese Fragen bei der Suche nach dem *Kloster im eigenen Leben* aufdrängen. Aber diese Provokation ist heilsam, denn sie kann die „Suche nach Gott“ (RB 58, 7) vorantreiben. Mönche und Nonnen bedürfen ihrer genauso wie Kloster Gäste und alle anderen Betenden.

*Br. Thomas Quartier OSB,  
Mönch der Abtei St. Willibrord in den Niederlanden und  
Professor an den Universitäten Nijmegen (NL) und Leuven (BE)*

*Zum Weiterlesen:*

*Thomas Quartier OSB, Das Kloster im Leben. Monastische Spiritualität als Provokation. Mit einem Nachwort von Notker Wolf OSB, Butzon & Bercker GmbH, Kevelaer 2016, 235 Seiten, ISBN 978-3-7666-2284-6, 19,95 € (D), 20,60 € (A).*

*Diesen Titel können Sie auch über den für Ihr Land zuständigen Leserservice von MAGNIFICAT (siehe Seite 383) bestellen.*

## Heiliger des Monats: Aidan von Lindisfarne

Die Briten waren schon recht früh christlich geworden, da Britannien ein Teil des römischen Reiches war. Als die Römer aus Britannien abzogen, drangen die Angeln aus dem Norden Deutschlands nach Britannien ein. In dieser Zeit ging der christliche Glaube zurück, da die Angeln an ihrer Volksreligion festhielten. Im Norden Britanniens hatte der Heerführer der Angeln Aethelfrith das Königreich Northumbria gegründet. Er wurde im Jahr 616 getötet. Seine Kinder flohen ins Exil, einige von ihnen nach Schottland. Dort begegneten sie irischen Mönchen von der schottischen Insel Iona und nahmen von ihnen den christlichen Glauben an. Oswald, der zweite Sohn von Aethelfrith, war entschlossen, den Thron von Northumbria wieder einzunehmen und das Land zum Christentum zu bekehren. Im Jahr 633 gewann er die entscheidende Schlacht, bestieg den Thron und wählte Bamburgh an der Nordostküste als seinen Wohnsitz. Dorthin lud er die Mönche von Iona ein, um von seinem Königssitz aus in die Mission gehen zu können. Unter ihnen war auch Aidan, der mit zwölf anderen auf der nahe der Königsburg gelegenen Insel Lindisfarne ein Kloster errichtete.

### *Einsatz für die Armen und Ungebildeten*

Auch Aidan stammte aus Irland. Er war nach seiner Ausbildung Mönch im Kloster St. Columba auf Iona geworden. Das Kloster von Lindisfarne, das Aidan gründete, bestand zunächst aus einer kleinen Holzkirche, die von kleinen Wohnhütten der Mönche umgeben war. Aidan wurde mit der bischöflichen Würde bekleidet und begann mit der Christianisierung, wobei er in gälischer Sprache predigte und König Oswald dies in die Sprache der Angeln übersetzte. Bald hatte Aidan die Sprache gelernt und streifte durch viele Dörfer, um mit den Menschen zu sprechen und ihnen den christlichen Glauben zu verkünden. Immer

mehr Dörfer bekehrten sich zum Christentum, da Aidan sehr volkstümlich war und sich der Sorgen und Nöte der Menschen annahm. Aidan kümmerte sich zudem um die Bildung, brachte vor allem zahlreichen jungen Menschen das Lesen und Schreiben bei und gründete einige Schulen, in denen Latein unterrichtet wurde. Außerdem sorgte er dafür, dass einige Bücher, unter anderem mit Psalmen und Evangelien, hergestellt wurden.

### *Demütiger und unermüdlicher Missionar*

Aidan pflegte einen asketischen Lebensstil und war ein sehr demütiger Mensch. Einer Legende nach schenkte König Oswald ihm ein Pferd, damit er die weiten Wege zur Mission nicht mehr zu Fuß gehen musste. Aidan aber gab das Pferd an einen Bettler weiter. In seiner „Kirchengeschichte des englischen Volkes“ lobte der Theologe Beda Venerabilis (672–735) Aidans Demut, seinen tiefen Glauben und seinen unermüdlichen Eifer bei der Verkündung des Glaubens. Unter Aidans Leitung blühte das Kloster Lindisfarne weiter auf und trug dazu bei, zahlreiche Kleriker für das Land auszubilden. Alle northumbrischen Kirchen und Klöster nahmen hier ihren Ursprung. Außerdem konnte Aidans Wirken auch zum Frieden beitragen. Einer Legende nach griff König Penda von Mercia 651 die Festung Bamburgh an und versuchte sie niederzubrennen. Aidan betete für die Stadt, worauf der Wind drehte und den Feinden Rauch und Feuer entgegenblies. Penda zog daraufhin ab. Aidan starb am 31. August 651, nur zwölf Tage nach der Ermordung seines Freundes Oswine, der Oswald im Jahr 642 auf dem Thron gefolgt war. Der Gedenktag des Aidan von Lindisfarne wird in der katholischen und der orthodoxen Tradition am 31. August gefeiert.

*Marc Witzenbacher*

# MAGNIFICAT

## DAS STUNDENBUCH

September 2017

*Das Apostolische Glaubensbekenntnis*  
Vergebung der Sünden

Jesus sagte zu ihm: Nicht siebenmal,  
sondern siebenundsiebzigmal.

*Evangelium nach Matthäus – Kapitel 18, Vers 22*

VERLAG BUTZON & BERCKER KEVELAER

**MAGNIFICAT. Das Stundenbuch,**  
© **Butzon & Bercker GmbH, Kevelaer**

Liebe Leserinnen und Leser!

Bei Verzeihung denkt man an den Brauch, für einen versehentlichen Rempeler um Nachsicht zu bitten; bei Vergebung als Christ schnell an die Beichte (siehe S. 342–344). Beides, so mein Eindruck, marginale Dinge in unserer Zeit. Gleichwohl: In Jesu Verkündigung spielt Vergebung eine zentrale Rolle (siehe S. 337–339). Das hat seinen Grund. Verzeihung schafft Raum für Neubeginn. Sie ist Voraussetzung dafür, Verletzungen und Gräben zu überwinden und zu einem neuen Miteinander zu finden. Niemand hat das klarer verstanden und konsequenter gelebt als Jesus von Nazaret.

Im 20. Jahrhundert haben engagierte Christinnen und Christen in der Politik dies fruchtbar gemacht, in der Einigung Europas, in der Überwindung der Apartheid in Südafrika, im nordirischen Versöhnungsprozess. Und heute, in einer Zeit weltweit wachsender Spannungen, neuer Ressentiments und nationaler Egoismen? Jetzt sind mehr denn je die einfachen Menschen gefragt, du und ich. Den Geist der Vergebung weitertragen: das kann vieles bedeuten. Etwa, sich für ein Europa der Bürger einzusetzen, in dem deren Hoffnungen und Visionen zum Tragen kommen, aber auch ihre Fragen und Sorgen. Ein Europa, das nachhaltig positiv hineinwirkt in die Welt. Das kann auch bedeuten, den Kontakt mit Menschen anderer Religionen zu suchen (siehe S. 351–354), sodass die Kraft der Versöhnung sich auch hier auswirken kann – in einem Feld, das bislang von Rivalität und Kämpfen geprägt war. Die Judenheit begeht diesen Monat ihre höchsten Feiertage. Rosch ha-Schana, der von Gott jedes Jahr erneuerte Neubeginn, eröffnet die zehn Tage der Umkehr. Jede(r) Einzelne soll sich mit Gegnern versöhnen, bevor am Jom Kippur die Große Versöhnung des ganzen Volkes mit Gott gefeiert wird. Versöhnung heißt: füreinander Verantwortung übernehmen. Trotz allem miteinander nach vorn zu schauen.

# ZUM TITELBILD

## Papst Gregor der Große

Gregormeister, Einzelblatt aus dem Registrum Gregorii,  
Trier nach 983,

Hs. 171a Gregor der Große, Foto: Anja Runkel; Ru-Nr. 015-16  
© Stadtbibliothek/Stadtarchiv Trier

Das „Registrum Gregorii“ in Trier war eine Sammlung mit abgeschrieben Briefen des heiligen Papstes Gregors des Großen (540–604). Sie ist heute nur noch fragmentarisch erhalten. Ein Textfragment mit 37 Blättern wurde bereits vor der Säkularisation von den Textziersseiten getrennt, doch gelangten beide Teile im 19. Jahrhundert in die Trierer Stadtbibliothek. Im zweitgenannten Teil beklagen die Widmungsverse den Tod Kaiser Ottos II. im Jahr 983. Hier erfahren wir auch, dass Erzbischof Egbert von Trier (um 950–993) den (nicht erhaltenen) prachtvollen Einband stiftete. Eine Entstehung der Handschrift kurz nach 983 ist somit wahrscheinlich.

Da es in Trier zur Zeit des Erzbischofs Egbert eine gute Malschule gab, spricht nichts dagegen, eine Entstehung vor Ort anzunehmen. Die herausragende Gestalt dieser Malschule war ein anonym Meister, der ein Einzelblatt dieser Handschrift gemalt hat: unser Titelbild mit dem heiligen Papst Gregor. Dieser Meister, der auch als Schreiber und vielleicht als Goldschmied und Elfenbeinschnitzer gearbeitet hat, ist in der Forschung deshalb unter dem Notnamen Gregormeister bekannt.

Außer diesem Einzelblatt schuf er wahrscheinlich ein weiteres, das aus derselben Handschrift stammte, mit dem Bild des thronenden Kaisers Ottos II. (heute im Musée Condé in Chantilly). Bemerkenswert sind auch die von ihm geschaffenen sieben Miniaturen im Egbert-Codex (ebenfalls in Trier).

Unser Titelbild zeigt den thronenden Papst, der seine Briefe einem Schreiber diktiert, während die Taube des Heiligen Geistes ihm die Worte eingibt.

*Heinz Detlef Stäps*

## Gottes Wort in Menschenwort

Wenn wir am 3. September den Gedenktag des heiligen Papstes Gregors des Großen begehen, können wir uns anhand unseres Titelbildes die unsere Kirche prägende Gestalt des ersten Mönchs auf dem Papstthron vor Augen führen. Nicht dass der anonyme Maler, den wir den Gregormeister nennen, den Papst persönlich gekannt hätte (rund 380 Jahre liegen zwischen dem Tod Gregors und der Entstehung dieses Bildes) und uns sein Porträt überliefert haben könnte, was der ottonischen Malweise sowieso fernlag. Aber der Maler stellt uns mit seiner Miniatur vor Augen, wer Papst Gregor für ihn war: Nicht die Person, nicht der historische Mensch steht im Mittelpunkt, sondern der Theologe, der von Gott spricht, der aber zunächst Gott sprechen lässt.

### *Diakon, Priester und Erzbischof*

Die Miniatur umgibt ein schmaler, roter Rahmen, den goldene Rhomben und Striche unterteilen (wie bei den Miniaturen des Egbert-Codex in Trier). Ein querstehender basilikaler Bau mit rotem Giebel und roter Front, während das Ziegeldach und der Längsbau durch eine blässere Farbgebung abgesetzt sind, bildet den Hintergrund für die Inszenierung des Papstes. Dieser sitzt unter einem hohen, goldenen Bogen, von dem eine edelsteingeschmückte, goldene Krone (als Hinweis auf Rom, den Ort der Kaiserkrönung?) herabhängt, sozusagen im Querschiff des Sakralbaus zwischen den Säulen, die diesen tragen. „GRIGORIUS PP“ („Papst Grigor“), so steht es in weißen Buchstaben über seinem Kopf. Der Papst sitzt auf einem mit Tierköpfen und -klauen verzierten Faldistorium (liturgischer Klappstuhl), der mit einem purpurnen Tuch und einem grünen Sitzkissen verkleidet ist. Die goldbeschuhten Füße des Papstes ruhen auf einem Piedestal. Gregor trägt eine Tunika als Untergewand, darüber die Dalma-

tik des Diakons, darüber die Kasel (Messgewand) des Priesters und darüber das Pallium des Erzbischofs. Er hält ein Buch mit goldenem Einband in der Rechten und schaut nach links, wo er mit seiner Linken ein auf einem hohen Holzpult liegendes Buch offen hält, in dem er zu lesen scheint. Bemerkenswert ist, dass der Maler Gregor mit einem großen, goldenen Heiligenschein (das Blattgold ist teilweise abgeblättert) auszeichnet: Er wurde erst 1295 heiliggesprochen.

### *Göttliche Inspiration*

Links steht in gebückter Haltung ein kleiner, blau gewandeter Mönch. Von seinem großen Sitz mit rotem Sitzkissen und einer Fußbank davor ist er aufgesprungen. Er hält eine Wachstafel in der Hand. Auf solche Tafeln wurden in der Antike Texte geschrieben, da Pergament und Papyrus sehr teuer waren; Papier gab es ja im Westen noch nicht. Wachstafeln konnte man aber wieder glätten und auf diese Weise erneut benutzen, wenn der Text zum Beispiel auf andere Beschreibstoffe übertragen war. Man ritzte den Text mit einem spitzen Griffel in das weiche Wachs. Der junge Mönch aber nutzt ihn, um ein Loch in das große Tuch mit ornamentalem Saum zu bohren, das zwischen den Säulen und nach hinten in den Bau hinein ausgespannt ist. Offensichtlich soll das Tuch dazu dienen, dass der Mönch zwar die Stimme des Papstes hört und seine Worte auf der Wachstafel niederschreiben, ihn dabei aber nicht sehen kann. Und als er nun durch den Vorhang späht, erkennt er auch, warum ihm dieser Blick verwehrt wurde: Eine weiße Taube, das Symbol des Heiligen Geistes, sitzt in Seitenansicht auf der rechten Schulter des Papstes und flüstert ihm direkt ins Ohr. Die Worte, die der Schreiber hört, kommen zwar aus dem Mund des Papstes, aber sie haben ihren Ursprung in Gott (zusätzlich ist deshalb dargestellt, wie der Papst in der Heiligen Schrift liest). Sie sind Gottes Wort in Menschenwort.

Mit diesem Ausdruck bezeichnet die moderne Theologie eigentlich die Heilige Schrift, die wir als Gottes Wort verstehen, während den Worten eines Papstes, auch wenn er heilig gesprochen wurde, dies nicht ohne Weiteres zukommt. Doch der Gregormeister folgt hier einer alten Legende und formuliert mit dieser netten Bilderzählung die Wertschätzung der Kirche gegenüber dem Jüngsten der vier lateinischen Kirchenväter. Er charakterisiert seine Briefe, die in diesem Codex gesammelt waren, als von Gott inspiriert; in ihnen spricht Gott zu seiner Kirche.

### *Antikes Erbe*

Papst Gregor lebte und wirkte als Repräsentant der Spätantike. Er betrat aber bereits die Schwelle zum Mittelalter. Der Gregormeister, der ohne Zweifel ein mittelalterlicher Künstler war, dokumentiert in seinen Werken aber interessanterweise ein starkes antikes Erbe. Dies war ein Charakteristikum der Trierer Malschule, da in Trier ja antike Bauwerke bis auf den heutigen Tag von der starken römischen Prägung zeugen und zu ottonischer Zeit vielleicht noch mehr römische Traditionen vorhanden waren, welche die dort wirkenden Künstler beeinflusst haben. Wir sehen starkes antikes Formgut in dem basilikalischen Gebäude im Hintergrund der Miniatur (darf man hier vielleicht sogar einen Reflex der sogenannten Konstantinbasilika in Trier sehen?), in den korinthischen Säulen, in der Gewandbehandlung, in der Wachstafel und in den Vorhängen, die oft in antiken Miniaturen, Fresken oder Mosaiken als Staffage auftauchen, aber doch eine inhaltliche Aussage transportieren können. Hier könnte der zu einem Knoten gebundene grüne Vorhang über dem Mönch zum Beispiel das gelüftete Geheimnis symbolisieren, da der Vorhang nicht mehr verhüllt, sondern den Blick freigibt. Auch das individuelle, durchgeistigte Antlitz des Papstes unterscheidet sich stark von den schematischen Ge-

sichtszeichnungen ottonischer Kunst und erinnert ebenfalls an antike Malerei.

Die Kunst des Gregormeisters ist somit ein herausragendes Beispiel für den Rückgriff auf spätantike Kunstformen zu ottonischer Zeit. Man hat ihn deshalb auch einen Renaissancekünstler genannt. Er ist Repräsentant der ottonischen Renaissance, die auch im politischen Bereich unter Kaiser Otto III. an die Größe des antiken Kaisertums und des römischen Imperiums anknüpfen wollte (*vgl. hierzu MAGNIFICAT August 2017*).

*Heinz Detlef Stäps*

## Vergebung der Sünden

Das Bekenntnis zur „Gemeinschaft der Heiligen“, so sagten wir bereits, meint die Gemeinschaft am Heiligen und an den das Gottesheil schenkenden Mysterien, und das erste Gut und Geheimnis, das das Apostolische Glaubensbekenntnis nennt, ist die „Vergebung der Sünden“. Im Großen Glaubensbekenntnis heißt es an entsprechender Stelle: „Wir bekennen die eine Taufe zur Vergebung der Sünden.“ Wie im Apostolischen, so werden im Großen Glaubensbekenntnis noch „die Auferstehung der Toten und das Leben der kommenden Welt“ angeführt, wobei das Große Glaubensbekenntnis hierfür die Verben „bekennen“: „die eine Taufe“, und „erwarten“: „die Auferstehung der Toten und das Leben der kommenden Welt“, verwendet. Hier wie dort wird ausgesagt: In der Sündenvergebung bricht jetzt für jeden Menschen ein neues Leben in Glaube, Hoffnung und Liebe an, das sich als Leben in der Gemeinschaft mit dem dreieinen Gott in der Auferstehung der Toten und ewigem Leben vollenden wird.

### *Die eine Taufe zur Vergebung der Sünden*

Die Versöhnung Gottes mit der Welt und die durch Christus in der Kraft des Geistes gewirkte Befreiung von der Sünde stellt der Apostel Paulus in das Zentrum seiner Verkündigung. „Das alles kommt von Gott, der uns durch Christus mit sich versöhnt und uns den Dienst der Versöhnung aufgetragen hat.“ (2 Kor 5, 18) Die Taufe ist dieses große Freiwerden, dieser gegebene und aufgegebene Neuanfang, wie ihn Petrus in seiner Pfingstpredigt ausruft: „Kehrt um, und jeder von euch lasse sich auf den Namen Jesu Christi taufen zur Vergebung der Sünden; dann werdet ihr die Gabe des Heiligen Geistes empfangen.“ (Apg 2, 38) Die eine und einmalige Taufe ist das Sakrament der Versöhnung. Die mit der Taufe verbundene lebensprägende Umkehr

wurde in der frühen Kirche als ein so radikaler Einschnitt empfunden, dass sich nur sehr langsam die Einsicht Bahn brach, es müsse auch für jene eine „rettende Planke“ geben, die nach der Taufe „Schiffbruch“ erlitten. Die Institution einer „zweiten Buße“ entstand, wobei nie vergessen wurde, dass die Taufe das erste und eigentliche Sakrament der Versöhnung, der Sündenvergebung ist.

### *Bad der Wiedergeburt*

Die christliche Taufe ist Ort und Anlass des Apostolischen Glaubensbekenntnisses, das ursprünglich ein Taufbekenntnis war, und im dritten Artikel wird die sündenvergebende Kraft der Taufe noch einmal ausdrücklich angesprochen als Werk des Heiligen Geistes. Die frühen Christen erfuhren und benannten die neue Lebensform der Getauften als „Wiedergeburt“. Ein Leben in einem geistgewirkten Freiraum beginnt, geleitet von der Zuversicht, „dass derjenige, der in den Lebensstrom der göttlichen Liebe eingetaucht ist, den Tod in jeder Hinsicht bereits hinter sich gelassen hat. Er braucht für den Ausgang seines Lebens nicht mehr zu fürchten.“ (Theodor Schneider) Die frei vollzogene und immer neu zu vollziehende Lebenswende, in Furchtlosigkeit und Versöhnungsbereitschaft, in frohe, tatkräftige und verlässliche Liebe, zu der die Taufe befähigt, ist auch ihr Prüfstein.

### *Vergebung der Sünden, ein Angebot ohne Nachfrage?*

Ist die Befreiung von der Macht und Last der Sünde, wie Kurt Koch formuliert, „ein Angebot ohne Nachfrage“ geworden? Die Frage hat ihre Berechtigung. Doch zugleich steht außer Frage, dass Menschen auch heute von einem Leben in Angst und Enge gequält werden und zwischen Hoffen und Bangen nach Auswegen suchen. Die „Bauchnabelperspektive“ unseres Lebens (Kurt

Koch) – Martin Luther nannte den Sünder „homo incurvatus in seipsum“, den in sich verkrümmten Menschen – schädigt uns und andere, hält uns und andere gefangen in Rücksichtslosigkeit oder Gehemmtheit, in Hochmut und Kleinmut und Angst.

Wie geht es weiter? Die Kirche wird Gottes lösendes und freisprechendes Wort heute und morgen tröstend und erlösend zusagen können, wo sie in Solidarität mit der Todes- und Nachterfahrung Jesu und aller Menschen die Freude des Ostermorgens ausstrahlt, die Freude des geschenkten neuen Lebens in Christus. Oder anders gesagt: Um auf Erden gut leben zu können, müssen wir nicht „mit allen Wassern gewaschen“ sein, sondern „mit dem *einen* Wasser der Solidarität, des Friedens und der Gerechtigkeit“ (Kurt Koch).

*Susanne Sandherr*

## Fehlerkultur

**F**ehler machen wir alle. Fehler gehören zum Leben. Fehler kommen vor. Fehler sind unerfreulich. Fehler können teuer werden. Manche Fehler sind gefährlich. Aus Fehlern wird man klug. Und doch gibt es hierzulande bislang kaum so etwas wie eine positive Fehlerkultur, einen konstruktiven Umgang mit Fehlern, der über den Zwang, Fehler zu vermeiden, hinausgeht. Doch zugleich scheint sich hier gerade etwas zu ändern. Veröffentlichungen zu einer neuen, offenen Fehlerkultur, in Schulen, Unternehmen und Banken, im Gesundheitswesen, erreichen den Markt in großer Vielfalt.

*Irren ist menschlich*

Irren ist menschlich. Über die herziehen, die geirrt haben, ist es auch. Manchmal ist es aber auch unmenschlich. Es ist so ein-

fach, aber es ist, auch wirtschaftlich betrachtet, einfach dumm, mit dem Finger auf den Fehlerverursacher zu zeigen, statt ergebnisoffen zu fragen, warum ein Fehler gemacht wurde. Genauso fatal wie das reflexhafte Abstrafen ist das Verschweigen und Vertuschen von Fehlern. In Kliniken hört man bisweilen von Patienten und Angehörigen den resignierten Satz: „Eine Krähe hackt der anderen kein Auge aus.“ Ärztliche Kunstfehler und generell Fehler im System Krankenhaus wurden und werden leider immer noch häufig unter den Teppich gekehrt, statt gründlich und lernbereit analysiert.

### *Aus Fehlern lernen?*

Beim Thema Fehler geht es immer auch um Ansehen und Ansehensverlust, um Status und Statusverlust, um Scham und Beschämung. Sätze wie „Ich hab da etwas falsch gemacht“ sind die Ausnahme in einer Gesellschaft, die sich an der glatten Oberfläche des Perfektionismus orientiert. Wer Fehler macht und eingesteht, empfiehlt sich bei uns nicht gerade für Führungspositionen. Und in der Schule werden Fehler mit Rotstift markiert und mit schlechten Noten bestraft. Dies alles lädt nicht dazu ein, aus Fehlern zu lernen. Wo soll man also den richtigen Umgang mit Fehlern lernen? Die Angst, etwas falsch zu machen, bzw. der Zwang, einen begangenen Fehler zu verbergen, führen erst recht zu folgenreichen, schwerwiegenden Fehlern.

### *Fixierung auf Fehler*

Wie problematisch es ist, Angst vor Fehlern zu erzeugen und die Fehlervermeidung als höchstes Gut zu vermitteln, kann vielleicht folgende Überlegung verdeutlichen: Erwachsene Menschen, die ihre Arbeit einigermaßen ernst nehmen und mit ihr zufrieden sind, *wollen* gut arbeiten, zielführend arbeiten, kreativ und erfolgreich arbeiten. Das liegt in der Natur des Men-

schen: Kinder, die aus Bauklötzchen ein Haus bauen, wollen etwas schaffen; ihr Anliegen ist es nicht, Fehler zu vermeiden. Sie sehen das große Ganze, ihr gemeinsames Projekt. Und dabei sind sie innovationsfreudig, ausdauernd, risikobereit, hochkonzentriert und gleichzeitig tiefenentspannt. Fehlversuche gehören dazu! Wird allerdings Druck erzeugt, etwa das Einstürzen des Hauses sanktioniert, dann werden die Kinder unsicher, sie entwickeln Angst vor Fehlern; die Lust, Neues auszuprobieren, wird gehemmt; sie verunsichern sich gegenseitig, der Hausbau stockt, oder das Haus stürzt tatsächlich ein – und das ist nun wirklich eine Katastrophe.

### *Ist es ein Fehler, Fehler zu bestrafen?*

Es ist menschlich, sich über Fehler zu ärgern, gerade als verantwortlicher Vorgesetzter – und einfach mal Dampf abzulassen, indem man den Fehlerverursacher rügt und rüffelt. Der Vorgesetzte will das Problem in den Griff bekommen, aber seine Vorwürfe und seine Kritik sind nur die Illusion einer Kontrolle bzw. einer Verbesserung der Situation. Die Rüge erzeugt Druck, verunsichert und fördert so die Fixierung auf die Fehlervermeidung. Doch genau das wird mangelnde Kreativität, mangelnde Produktivität und möglicherweise neue Fehler zur Folge haben. Die Frage, ob es ein Fehler ist, Fehler zu bestrafen, ist wohl tatsächlich mit einem klaren Ja zu beantworten. Fehler dürfen aber auch nicht ignoriert, sie müssen vielmehr analysiert werden – und das hört sich leichter an, als es ist. Fehleranalyse ist in keinem Fall ein angenehmes und harmloses Unterfangen. Kommen aber Vorwürfe und Sanktionen hinzu, dann kann mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit davon ausgegangen werden, dass die Wege, die zum Fehler geführt haben, nicht offengelegt werden, und Vertuschungs- und Verschleierungstaktiken die Analyse schwer be- oder gar verhindern. Wenn die Schuldfrage im Mittelpunkt steht und nicht die

Sachfrage, dann werden sich alle irgendwie Beteiligten Strategien der Ent-Schuldigung zurechtlegen und die Verantwortung wie eine heiße Kartoffel weiterreichen.

### *Der Wunsch nach Perfektion und die Angst vor Beschämung*

Häufig sind wir ja selbst ziemliche Perfektionisten und können es nicht ertragen, Fehler zu machen. Wir sind eben auch Kinder einer sehr einseitigen, auf Vermeiden ausgerichteten Fehlerkultur. Wir wollen verbergen, dass uns Fehler unterlaufen, auch, weil wir ein Gefühl der Unsicherheit und der Minderwertigkeit gegenüber den erfahrenen, besser ausgebildeten, älteren, jüngeren, sprachlich oder technisch versierteren ... Kollegen haben. Die Angst vor Entwertung, vor Beschämung und Bestrafung verhindert, dass wir Fehler offenlegen. All diese Faktoren veranschaulichen, wie unverzichtbar eine entwickelte, gut etablierte, positive Fehlerkultur ist. Im Grunde müsste es das Anliegen aller sein, das Offenlegen von – auch eigenen – Fehlern, die ernsthafte und ehrliche, die kluge, kreative, lernbereite Fehleranalyse zu fördern, um tatsächlich eine neue Kultur, eine neue Offenheit im Umgang mit Fehlern entstehen zu lassen. Eine offene Fehlerkultur ist ganz sicher kein Luxus, sondern ein Menschenrecht und gewissermaßen erste Christenpflicht.

*Dorothee Sandherr-Klemp*

## Die Beichte in der evangelischen Kirche

Es ist ein Vorurteil, dass die Beichte in der evangelischen Kirche abgeschafft worden sei. Martin Luther schätzte die Beichte als wichtiges, wenngleich nicht heilsnotwendiges Element des christlichen Lebens. Die erste seiner 95 Thesen lautete: „Als unser Herr und Meister Jesus Christus sagte: ‚Tut

Buße, denn das Himmelreich ist nahe herbeigekommen‘ (Mt 4, 17), wollte er, dass das ganze Leben der Glaubenden Buße sei.“ Die Buße spielte in Luthers Lehre von der Rechtfertigung eine wichtige Rolle: Für Luther war die Buße Bestandteil des menschlichen Lebens in seinem Verhältnis zu Gott. Luther hatte den Sündenbegriff auf das Selbstverständnis des Menschen bezogen. Die Sünde ist für ihn kein Mangel des Menschen oder eine Schwäche, sondern die Verkehrung der schöpfungsgemäßen Ordnung. In der Buße wird sich der Mensch seiner Sündhaftigkeit bewusst und wird das, was er ist – ein Sünder. Die Beichte ist für ihn daher kein „Mechanismus“ von Reue, Bekennen und Vergebung, sondern ständiges Bewusstwerden des eigenen Angewiesenseins auf die Vergebung durch Gott. Daher dürfe bei der Beichte auch keinerlei Zwang ausgeübt werden.

### *Privatbeichte wurde zurückgedrängt*

Bis 1520 sprach Luther noch von den drei Sakramenten der Kirche: Taufe, Abendmahl und Bußsakrament. Auch im Augsburger Bekenntnis von 1530 behielt die Beichte ihren Platz, dort heißt es in Artikel 11: „Von der Beichte wird so gelehrt, dass man in der Kirche die private Absolution oder Lossprechung beibehalten und nicht wegfallen lassen soll, obwohl es in der Beichte nicht nötig ist, alle Missetaten und Sünden aufzuzählen, weil das doch nicht möglich ist: ‚Wer kennt seine Missetat?‘ (Ps 19, 13).“ Später wurden von Luther nur die von Christus selbst eingesetzten Sakramente Taufe und Abendmahl als für die Kirche notwendig erachtet. Allerdings blieb die Beichte für ihn persönlich wichtig, bis zu seinem Tod hielt Luther an der Privatbeichte fest. Auch in der nachreformatorischen Zeit wurde die persönliche Beichte in der alltäglichen Liturgie und Frömmigkeit ausgeübt. Beichtstühle waren in den lutherischen Kirchen nach wie vor vorhanden. Doch erstarrte bald auch diese Praxis in Zwängen, die Einzelbeichte wurde als notwendige Voraus-

setzung für das Abendmahl angesehen und von den Behörden überwacht. Dies kritisierten zahlreiche lutherische Geistliche und sprachen sich daher gegen die Einzelbeichte aus. Im sogenannten „Berliner Beichtstuhlstreit“ wurde die Einzelbeichte schließlich durch die allgemeine Beichte vor dem Abendmahl ersetzt, 1781 wurde diese in ganz Preußen eingeführt.

### *Wiederentdeckung der Privatbeichte*

Dennoch blieb die Beichte nach wie vor in der evangelischen Kirche wichtig. Im 19. Jahrhundert gab es zahlreiche Ansätze zu einer Neuentdeckung der Einzelbeichte. Auch Dietrich Bonhoeffer lobte in seiner Schrift „Gemeinsames Leben“ die Einzelbeichte. Sie verbinde die Menschen zu einer Gemeinschaft, da in ihr erkannte Schuld ausgesprochen und das Verlangen nach Versöhnung mit Gott und den Menschen bekundet wird. In der alltäglichen Praxis der evangelischen Kirche wird die Beichte heute als allgemeine Beichte im Gottesdienst gesprochen, aber auch die Einzelbeichte ist möglich. Im Evangelischen Gesangbuch gibt es ein Formular für die Einzelbeichte (z. B. EG Baden 795). Eine Form der persönlichen Beichte ist auch in Luthers kleinem Katechismus erhalten und bis heute in den lutherischen Kirchen gängige Praxis.

*Marc Witzenbacher*

## Unterm Schutz des Höchsten. Der 91. Psalm

*Den Text des Psalmes finden Sie auf Seite 323f.*

**D**er Teufel rezitiert Psalmen? Satan ein Schriftgelehrter? Tatsächlich, in den neutestamentlichen Versuchungserzählungen (Mt 4, 1–11; Lk 4, 1–13) zitiert Satan aus dem 91. Psalm.

Aber er ist dennoch bloß ein Schriftverdrehler und kein Schriftgelehrter. Mit dem Psalmwort will der Versucher den Gottessohn dazu bringen, Gott zu versuchen. Der Teufel führt ihn aus der Wüste, in der Jesus sich, vom Geist geleitet, aufhält, nach Jerusalem, stellt ihn oben auf den Tempel und sagt zu ihm: „Wenn du Gottes Sohn bist, so stürz dich von hier hinab; denn es heißt in der Schrift: Seinen Engeln befiehlt er, dich zu behüten (Ps 91, 11), und: Sie werden dich auf ihren Händen tragen, damit dein Fuß nicht an einen Stein stößt (Ps 91, 12).“ (Lk 4, 9–11)

Satan treibt da ein schlimmes Spiel, planvolles, böswilliges Missverstehen. Er missbraucht den Psalm. Der Teufel ist der, der alles und alle verwirrt und durcheinanderbringt. Diabolos, das ist der Durcheinanderwerfer, so die Bedeutung des griechischen Wortes, von dem sich unser deutsches Wort Teufel (vgl. englisch devil, französisch diable) ableitet. Jesus jedoch lässt sich nicht verwirren und bezieht sich seinerseits gerade dann auf den 13. Vers dieses wunderbaren Psalms, wenn er die Macht über Satan an seine Jünger weitergibt (Lk 10, 19)!

### *Das liturgische Abendgebet par excellence*

Dieser große biblische Vertrauenspsalm wurde auch durch die beliebten Psalmlieder von Kaspar Ulenberg „Wer heimlich seine Wohnesstatt“ (1587) und Paul Gerhardt „Wer unterm Schirm des Höchsten sitzt“ (1674) sowie durch das ökumenische Lied aus dem 20. Jahrhundert „Wer unterm Schutz des Höchsten steht“ (GL 423) bekannt. Der Psalm ist im kirchlichen Stundengebet in fast allen Traditionen und Riten das liturgische Abendgebet par excellence. In der Westkirche war der 91. Psalm zunächst der einzige Kompletpsalm, ehe mit Benedikt von Nursia Ps 4 und Ps 134 als Kompletpsalmen hinzukamen.

*Du bist für mich Zuflucht und Burg*

Der Psalm gliedert sich in drei Teile. Der erste Teil, die Verse 1–2, ist ein Lehrsatz, der ein Vertrauensbekenntnis zitiert. Verschiedene Bildwelten werden herangezogen, um dieses Vertrauen auszudrücken: antikes Gastrecht und Schutz des Fremden, die hochgebaute Burg, die in Gefahrenlagen sichere Zuflucht bietet. Diese so unterschiedlichen Bildwelten werden alle auf Gott, den Retter und Helfer, bezogen.

*Damit dein Fuß nicht an einen Stein stößt*

Im zweiten Teil, den Versen 3–13, spricht ein Ich ein Du an und stellt dramatischen Bildern einer Welt voll heimtückischer und dämonischer Gefahren starke Vertrauensbilder des Schutzes und des siegreichen Kampfes entgegen. Gegen bedrohliche Jagd- und Kriegsszenen, gegen dämonische Bedrohungen und Todesgefahr in der Schlacht steht die Verheißung, dass der Herr seine Boten beauftragt, den Beter auf all seinen Wegen schützend zu begleiten, sodass nicht einmal lebensgefährliche wilde Tiere ihm etwas anhaben können.

*Ich sättige ihn mit langem Leben*

In den abschließenden Versen 14–16 sagt Gott in einer Fülle von Verben denen, die sich in liebendem Vertrauen an ihn hängen, nicht allein Rettung und Schutz, sondern ein langes, erfülltes und glückliches Leben zu. „Ich bin mit ihm in der Not, / befreie ihn und bringe ihn zu Ehren. Ich sättige ihn mit langem Leben / und lasse ihn schauen mein Heil.“

*Das Leben schenken*

Auffällig ist, dass in diesem Psalm verschiedene Sprecher zu unterscheiden sind. Der Beter, die Beterin, lässt sich durch

die Stimme einer glaubwürdigen Autorität (Verse 3–13) und schließlich durch die Stimme Gottes selbst (Verse 14–16) in einer Situation äußerster, vielfacher, verzwickter, verzweifelter Not die Rettung und das Leben schenken.

### *Nachsprechen und Hineinbeten*

Möglicherweise spielt der Psalm ein kultisches Ritual nach. Der fromme Beter, die gläubige Beterin folgt einer vertrauten Liturgie, spricht aber nun alle Rollen selbst und betet sich so in Rettungshoffnung und Rettungsgewissheit hinein, öffnet sich im Nach-Sprechen, im heiligen Spiel, für die Zusage der erbarmenden, rettenden und beglückend beschenkenden Gottesliebe.

### *Schild und Schutz ist dir seine Treue*

Gott rettet aus aller Gefahr, und doch ist dieser Gott nicht ein deus ex machina, kein Superrettergott, der sich mal kurz einfliegen lässt. Er ist der Gott, der immer schon, der in aller Not und Gefahr bei dir war. Der jeden deiner Schritte begleitet hat. Gott ist treu. Das ist die Botschaft dieses Psalms.

### *Der Durcheinanderwerfer*

Im Matthäus- und Lukasevangelium missbraucht Satan den Psalm, indem er aus einer lebendigen, liebenden Beziehungsgewissheit – Gott ist mein Retter! Der Herr hat Großes an mir getan! – einen Automatismus und eine letztlich beziehungslose und zugleich Gott knechtende, also leugnende Zauberformel macht: Wenn ich jetzt springe, musst du mich auffangen! Der 91. Psalm ist ein Vertrauenspsalm. Gerade als solcher ist er nicht Zeugnis falscher Selbstsicherheit und Heilsgewissheit, sondern Zeuge eines Weges aus Angst und Verzweiflung in das Gotteslicht der Hoffnung. Gott selber sagt es, er sagt es dir und

mir in Qual und Krise zu: „Ich bin bei ihm in der Not, / befreie ihn und bringe ihn zu Ehren. // Ich sättige ihn mit langem Leben und lasse ihn schauen mein Heil.“

*Susanne Sandherr*

## Simultankirchen: Katholiken rechts, Protestanten links

Unter einer Simultankirche versteht man einen von zwei oder in wenigen Fällen sogar mehreren Konfessionen genutzten Sakralraum. Staatskirchenrechtlich spricht man von einem Simultaneum. Als es noch keine Trennung von Staat und Kirche gab, begründete das Simultaneum ein durch staatliche Hoheit gewährtes Recht auf die bestimmte Nutzung eines Kirchenraums durch mehrere christliche Konfessionen. In den Simultankirchen waren katholische und evangelische Christen meist zu ungewohnter Nähe gezwungen. Entweder wurde die Kirche zu unterschiedlichen Zeiten genutzt oder die Konfessionen waren – oft auch bei gleichzeitigem Gottesdienst – durch eine mehr oder minder dicke Mauer getrennt. Katholiken links, Protestanten rechts, oder auch einmal Katholiken im Chorraum und Protestanten im Kirchenschiff. Nicht selten förderte in früheren Zeiten das ungewollte Nebeneinander viele Feindseligkeiten, doch in der Regel wuchs das gegenseitige Verständnis.

### *Simultankirchen fördern die Zusammenarbeit*

Heute sind Simultankirchen ein Symbol für gute konfessionelle Zusammenarbeit an der Basis. Sie finden sich vor allem im Elsass, in Baden, der Pfalz und im Rheinland. Für die Kirchengeschichte bedeutsam sind insbesondere die Dome in Wetzlar

oder im sächsischen Bautzen. Ein Beispiel für die bewegte Geschichte ist eine der ältesten Simultankirchen Deutschlands im oberschwäbischen Biberach an der Riß, südlich von Ulm. Seit bald einem halben Jahrtausend wird die Kirche von Protestanten und Katholiken gleichberechtigt genutzt. Während das Kirchenschiff beiden Konfessionen „gehört“, verfügt die katholische Seite allein über den Chor und die Seitenkapellen, die evangelische über die Sakristei. Mit einem Ratsbeschluss im Jahr 1531 hatte sich die Freie Reichsstadt dazu entschlossen, sich der Reformation anzuschließen. Die Stadtoberen hatten die Hauptkirche den Protestanten zur Nutzung überlassen, später wurden als Folge des „Augsburger Interims“ von 1548 auch wieder katholische Messen zugelassen. Hundert Jahre später bestätigten am Ende des Dreißigjährigen Krieges alle einstigen Gegner im Westfälischen Frieden von Münster und Osnabrück diese Regel. Das „Interim“ währt also bis zum heutigen Tag.

### *Durchbruch der Mauern in Simultankirchen*

In der Stiftskirche im badischen Mosbach wurde im Jahr 2008 nach 300 Jahren die Mauer durchbrochen, die den katholischen Chorraum vom evangelischen Kirchenschiff trennte. Seit der Reformation war die Stadtkirche in Mosbach evangelisch, katholische Messen waren per Dekret verboten. 1685 verkündete der katholische Kurfürst Philipp Wilhelm die volle Religionsfreiheit und ordnete an, dass sich Protestanten und Katholiken die Stiftskirche teilen sollten. Ab 1698 wurden somit auch wieder katholische Messen in der Stiftskirche gefeiert. Es kam erwartungsgemäß zu Reibereien, sodass man sich 1708 dazu entschloss, eine Mauer in der Kirche zu errichten, um den ungestörten Ablauf von Gottesdiensten zu gewährleisten. Nach drei Jahrhunderten öffneten die beiden Gemeinden die über einen Meter dicke Trennmauer und bauten zwei Türen ein. Für die katholische Gemeinde St. Cäcilia und die evangelische

Stiftskirchengemeinde war dieser „Mauerfall“ eine notwendige Konsequenz ihrer ökumenischen Partnerschaft.

### *Heute noch 64 Simultankirchen in Deutschland*

In Deutschland gibt es noch 64 Simultankirchen. Die älteste ist der Dom zu Bautzen. Bis 1952 trennte ein über 4,50 Meter hohes eisernes Gitter die beiden Konfessionen, heute ist es gerade noch einen Meter hoch. Erst in jüngster Zeit entschloss man sich dazu, die kleine bauchhohe Tür in der Mitte des Gitters immer offen zu lassen. Der Bautzener Dom ist nicht nur die älteste, sondern auch die größte Simultankirche Deutschlands mit 294 Plätzen auf katholischer, 925 auf evangelischer Seite. Er ist die einzige Simultankirche, in der das Langhaus innen offen, aber trotzdem in der Nutzung getrennt ist. Das führte dazu, dass selbst in früheren Jahren, als Ökumene für viele noch ein Fremdwort war, sich konfessionelle Annäherungen ergaben und man sich gegenseitig in den Gottesdiensten besuchte.

### *Simultankirchen als Orte der geistlichen Ökumene*

Aus der Not ist in den Simultankirchen bereits an vielen Orten eine Tugend geworden. Manch einer würde die Mauern gerne ganz abreißen, doch hindern daran oft auch Denkmalschutzvorschriften. Die Simultankirchen haben ihre Nutzer aber immer dazu genötigt und letztlich gefordert, sich abzusprechen, aufeinander Rücksicht zu nehmen und mehr über den jeweils anderen zu wissen. Das führt so weit, dass heute einige schon neidisch sind auf die Orte, an denen die Konfessionen zumindest räumlich zueinandergerückt sind. Räumliche Nähe fördert offensichtlich dann doch das gegenseitige Verständnis. Vielleicht sollten die Kirchenleitungen mehr Mut beweisen und an den Orten, wo eine Konfession unterrepräsentiert ist, eine Simultankirche einrichten. Dass dabei Geld gespart werden

könnte, ist ein positiver Nebeneffekt. Vor allem könnte aus der räumlichen Nähe auch eine geistige und vor allem geistliche Nähe entstehen. Die Geschichte der Simultankirchen zeigt dabei auch für die heutige Zeit gangbare Lernwege auf.

*Marc Witzenbacher*

## Begegnung der Religionen

Was der Zen-Mönch in Frankfurt aus seiner Sicht über acht-sames Gehen sagen konnte (siehe MAGNIFICAT August 2017, S. 365–367), hatte für ein vertieftes Verständnis des Pilgers Wesentliches beizutragen, wenn auch aus ungewohnter Perspektive. Für mich ein gutes Beispiel, weshalb ich als katholischer Christ den Austausch mit Menschen anderer religiöser Traditionen suchen sollte.

### *Leben teilen*

Seit meiner Jugend hinterlassen solche Begegnungen Spuren in meinem Leben. Mit muslimischen Freunden kam das Gespräch auch auf spirituelle Themen, und mich hat beeindruckt, wie ernst sie ihren Glauben und die religiösen Regeln für ihr persönliches Leben nahmen – bei gleichzeitig großer Offenheit für andere Wege, wie etwa den meinen. Von einem Münchner Freund erfuhr ich, dass er im rituellen Gebet regelmäßig an Mose und Jesus denkt. Eines Tages merkte ich, dass ich im Stundengebet zweimal täglich, in Benedictus und Magnificat, an den Bund mit Abraham und seinen Nachkommen erinnert werde – ein Moment, das mich mit Juden und Muslimen verbindet. Sehr konkret wurde die Verbindung zwischen den Religionen für mich durch eine junge Muslima, die mit ihrer Familie in Konflikt stand: Sie bat mich, für sie zu beten.

*Leben vertiefen*

Spätestens diese Bitte öffnete mir den Zugang zur islamischen Mystik, nachdem mir schon früher Wesentliches durch Martin Bubers Schriften aufgegangen war. Was ich der jüdisch-chassidischen Tradition im Hinblick darauf verdanke, wie sich meine Beziehung zu Gott und die zu den Mitmenschen ineinanderflechten, schulde ich islamischen Mystikern wie Rumi oder Ibn Arabi in Bezug auf die Wahrnehmung von Gottes Schönheit und Liebe in der Schöpfung. Friedrich Rückert, der Rumis ergreifende Verse ins Deutsche übertragen hat, auch Bücher der Orientalistin Annemarie Schimmel stehen seither in einer Reihe mit den jüdischen Dichterinnen des 20. Jahrhunderts, unter denen Nelly Sachs mit ihrer stark aus jüdischen Überlieferungen schöpfenden Sprache einen besonderen Platz einnimmt. Die kraftvollen Sprachbilder und Symbole, mit denen dort vom inneren Leben gesprochen wird, lassen die Seele Wurzeln schlagen in dem unaussprechlichen Geheimnis, das im Alltag oft mit einem Vierbuchstabenwort verhandelt wird, so als wäre von „Bank“ oder „Auto“ die Rede. Wenn Rumi sich beim frühmorgendlichen Lobpreis mit der girrenden Taube, ja dem Edelstein tief im Fels verbindet, trägt das ähnlich wie Nelly Sachs, die die Kraft der großen Liebenden mit einem Blitz zum Ausdruck bringt, durch den „der Nacht Granit aufspringt“. Umgekehrt können Mechthild von Magdeburgs Gotteslicht oder Johannes' vom Kreuz Quelle, die fließt, auch wenn es Nacht ist, in Glaubenden anderer Religionen vertraute Anklänge wachrufen, die ihnen geistliche Nahrung sind.

*Leben gestalten*

Wer sich in den Austausch begibt und am inneren Leben der jeweils anderen Anteil nimmt, kann erfahren, dass die entstehende Resonanz Kräfte freisetzt auch für konkretes Wirken in die

äußeren Verhältnisse hinein. In den 1950er- und 1960er-Jahren waren es Politiker, die aufgrund des gemeinsamen christlichen Glaubens Weichen für die europäische Einigung und das Wachsen der Vereinten Nationen gestellt haben. Heute könnten die Angehörigen der Religionen Impulse setzen, dass die Gesellschaften wenigstens in unseren Ländern Wege in eine Zukunft beschreiten, in der Identität nicht mehr auf Abgrenzung, sondern auf Begegnung, gelebtem Miteinander und gemeinsam wahrgenommener Verantwortung beruht.

### *Einander wichtig werden*

Ein Gruppenbewusstsein, das sich auf gemeinsame Merkmale beruft, trägt weniger weit als die Erfahrung, dass eine Gemeinschaft durch bleibende Unterschiede gefestigt werden kann, wenn man sie miteinander teilt. Das zeigt zum Beispiel das Chorprojekt Trimum zum Stuttgarter Kirchentag 2015, das Elemente der verschiedenen abrahamischen Traditionen zu einem großen vielstimmigen Lob des Schöpfers verband. Das zeigen auch verschiedene Hilfswerke, in denen sich Menschen unterschiedlicher Religionen aufgrund gemeinsamer ethischer Überzeugungen einsetzen für Menschen, die in Not sind.

### *Nochmals: Einheit in Verschiedenheit*

Wenn die christlichen Kirchen heute in der Lage sind, Einheit in versöhnter Verschiedenheit zu leben, ist das keineswegs selbstverständlich. Gemeinsam der Reformation zu gedenken, wäre nicht nur vor 100 Jahren noch unmöglich gewesen. Zu einem solchen versöhnten Miteinander auf interreligiöser Ebene zu finden, mag heute noch illusorisch erscheinen. Doch es macht Mut, wenn eine muslimische Theologin bekennt, ihr Vater habe sie als Kind angehalten, mit in die christliche Kirche zu gehen,

um den Gottesdienst ihrer Freundinnen kennenzulernen. Ihr seien die Lieder und vor allem die Psalmen so lieb geworden, dass sie sie mitsinge: das zeigt, wie Menschen, die dem Einen Lebendigen glauben, zusammengeführt werden – auch wenn viele Christen noch weit entfernt davon sind, in islamischen Traditionen das Eigene wie in einem Spiegel zu entdecken. Wenn eine Psalmen singende Muslima am Ende statt der Doxologie die Bismillah spricht, ist das ihr Weg, in der Teilnahme am christlichen Gottesdienst Muslima zu bleiben. Und doch: Die Bismillah, die erste und kürzeste Sure im Koran, die Muslime täglich rezitieren, beginnt mit den Worten: „Im Namen Gottes, des Barmherzigen, des Erbarmers“. Mit ihr singt man sich zu, was wir Christen im Kreuzzeichen auf uns legen: die barmherzige Liebe dessen, dem jedes seiner Geschöpfe am Herzen liegt.

Wer in der eigenen Tradition zu Hause ist, kann sich anderen Traditionen öffnen, und wer seinen Weg dem lebendigen Gott anvertraut, wird Menschen begegnen, mit denen Versöhnung Schritt für Schritt Wirklichkeit wird. Als Rumi gestorben war, so berichtet Annemarie Schimmel, „nahmen alle Religionsgemeinschaften an seiner Beisetzung teil, jede ihren eigenen Riten gemäß, und sie priesen ihn: ‚Er war unser Jesus, er war unser Moses.‘“

*Johannes Bernhard Uphus*

## Heilige des Monats: Aelia Pulcheria

**A**m 4. Juli 414 erklärte sich in Konstantinopel Aelia Pulcheria zur Regentin des östlichen römischen Reiches. Sie war damals 15 Jahre alt und damit nur zwei Jahre älter als ihr Bruder Theodosius II. Dieser war Kaiser des Reiches geworden, als sein Vater Arcadius im Jahr 408 gestorben war. Aelia drängte ihren

Bruder schließlich dazu, den ihm vorgesetzten Regenten Anthemius zu entlassen, um selbst die Regierungsgeschäfte übernehmen zu können. Da sich Theodosius aber mehr für die Künste als für die Politik interessierte, überließ er das Regieren seiner großen Schwester. Ihr Bruder verlieh ihr offiziell den Titel der „Augusta“, womit sie zwar formell nicht regierte, aber kaiserliche Würde und Ehre besaß. Gleichwohl führte sie schließlich die Amts- und Regierungsgeschäfte.

### *Aelias Einsatz für den christlichen Glauben*

Aelia war eine fromme Frau. So setzte sie auch am kaiserlichen Hof ein strenges christliches Leben durch. Fasten und Gebet sowie zahlreiche Gaben für die Bedürftigen anstatt ausschweifendem Lebensstil und Luxus prägten nun den Hof. Als Regentin blieb Aelia auch im Amt, als Theodosius im Jahr 421 auf Betreiben Aelias heiratete. Zwei Jahre später aber verlieh Theodosius seiner Frau Eudokia den „Augusta“-Titel, Aelias Einfluss schwand mehr und mehr. Schließlich wurde sie – vermutlich zu Unrecht – der Untreue verdächtigt und mit einem Vorwand auf eine Pilgerreise ins Heilige Land geschickt. Sie kehrte im Jahr 440, wohl wider Erwarten ihrer Rivalin, wieder zurück. Aelia zog sich aber in den Hebdom-Palast in Konstantinopel zurück und lebte dort in asketischer Abgeschiedenheit.

### *Einfluss auf das Konzil von Chalkedon*

Im Jahr 450 starb Theodosius unerwartet an den Folgen eines Unfalls. Aelia Pulcheria kehrte in den Kaiserpalast zurück und heiratete den Feldherrn Markion, vermutlich um sich weiterhin ihren Herrschaftsanspruch zu erhalten. Sie ernannte Markion zum Kaiser. Da sie schon bei der ersten Übernahme der Regentschaft ewige Keuschheit gelobt hatte, führte sie mit ihrem Mann eine Josephsehe. Mit ihm zusammen regierte sie aber sehr er-

folgreich, sie setzte die Steuern herab, um Arme zu entlasten, und bemühte sich, das Reich in keinen Krieg zu verwickeln. Unter ihrer Regentschaft wurden zahlreiche Kirchen gebaut, viele bedeutende Reliquien in die Stadt geholt und eine Universität in Konstantinopel gegründet. Pulcheria war wohl dafür verantwortlich, dass im Jahr 451 das wichtige Konzil von Chalkedon durchgeführt werden konnte. Auf dem Konzil wurde die Lehre der zwei Naturen Christi festgelegt. Wahrscheinlich hat sie an der sechsten Sitzung des Konzils selbst teilgenommen. Nach ihrem Tod im Jahr 453 wurde sie als Heilige verehrt. Ihr Fest wird in der orthodoxen und in der katholischen Kirche am 10. September gefeiert.

*Marc Witzenbacher*

## So weit Himmel und Erde ist: Tag der Schöpfung

**I**n diesem Jahr fallen einige kirchliche Initiativen zur Bewahrung der Schöpfung auf einen gemeinsamen Tag. Der 1. September ist der Beginn des orthodoxen Kirchenjahres. An diesem Tag betet die orthodoxe Kirche traditionell für die Schöpfung und stimmt das Lob des Schöpfers an. Schon vor einigen Jahren hatte der damalige ökumenische Patriarch Dimitrios I. die Kirchen dazu aufgerufen, in dieses Gebet einzustimmen und einen Tag der Schöpfung einzurichten. In Deutschland hat die Arbeitsgemeinschaft Christlicher Kirchen (ACK) diesen Vorschlag aufgegriffen und auf dem Ökumenischen Kirchentag 2010 in München einen ökumenischen Tag der Schöpfung proklamiert, der seitdem immer am ersten Freitag im September gefeiert wird. Dies ist in diesem Jahr ebenfalls der 1. September.

# MAGNIFICAT

## DAS STUNDENBUCH

Oktober 2017

*Das Apostolische Glaubensbekenntnis*  
Auferstehung der Toten

Er ist doch kein Gott von Toten,  
sondern von Lebenden;  
denn für ihn sind alle lebendig.  
*Evangelium nach Lukas – Kapitel 20, Vers 38*

VERLAG BUTZON & BERCKER KEVELAER

**MAGNIFICAT. Das Stundenbuch,**  
© **Butzon & Bercker GmbH, Kevelaer**

Liebe Leserinnen und Leser!

Woran denken Sie, oder anders gefragt: Was haben Sie vor Augen, wenn Sie das Stichwort „Auferstehung der Toten“ hören? Den großen Appell am Ende der Zeiten, wenn die Posaune die Verstorbenen aus den Gräbern ruft? So kraftvoll dieses Bild ist, so wichtig die Hoffnung auf leibhaftige Neuschöpfung: Auferstehung der Toten bedeutet mehr.

Die Bibel ist in ihrer Rede von Leben und Tod ja nicht eindeutig, sodass sie sich stets auf die biologische Ebene beziehe. Im Gegenteil, sie rückt sie gegenüber der existenziellen stark in den Hintergrund. Denn Tod erfährt der biblische Mensch mitten im kreatürlichen Leben, dem Bios, etwa durch Krankheit oder Bedrängnis – Sie, die regelmäßig mit Psalmen beten, kennen das. Wenn unser Menschsein aber hier und heute vom Tode bedroht ist, wie steht es dann mit dem Leben im Vollsinn, der Zoë, wie das Griechische sagt? Nikolaus von Kues hat im 15. Jahrhundert auf die Bedeutsamkeit von *Sehen* und *Gesehen-Werden* hingewiesen (siehe S. 357–361). Nein – das weitverbreitete oberflächliche Society-Verhalten unserer Zeit hatte er nicht im Sinn, auch wenn sich darin etwas meldet von der Tiefendimension, um die es Cusanus geht. Sehen ist Gottes Sein, schreibt er; indem er mich anschaut, gewährt er mir Leben. Indem er mich seinen Blick spüren lässt, lässt er sich von mir erblicken.

Wann aber *spüre* ich Gottes Blick? Das, sagt Cusanus, hängt von meiner Bereitschaft ab. Von der Art, wie *ich* sehe: Habe ich schon die Erfahrung gemacht, wie ein Gegenüber aufgelebt ist, weil es sich von mir gesehen fühlte? Und an mir selbst beobachtet, was der Anblick blühender Bäume im Frühling oder die frischen Farben eines jungen Morgens in mir auslösen? Spuren von Lebensfülle sind das, winzige Spuren. Kraftvolle Spuren.

*Ihr Johannes Bernhard Uphus*

# ZUM TITELBILD

## Lobpreis Gottes

Der Goldene Münchner Psalter,  
Oxford (?), um 1200,  
Bayerische Staatsbibliothek München, Clm 835, fol. 146r,  
© Bayerische Staatsbibliothek München

Nachdem im frühen Mittelalter Handschriften mit den 150 Psalmen vor allem für das Chorgebet der Mönche in den Skriptorien der Klöster hergestellt wurden, ließen ab dem späten 12. Jahrhundert vermehrt auch wohlhabende Adelige Psalterien für ihre Andacht anfertigen, die nicht mehr in Klöstern, sondern in den nun entstehenden Buchwerkstätten der Städte prachtvoll ausgestattet wurden.

Der Goldene Münchner Psalter ist wegen der Betonung biblischer Frauen (Ruth, Esther, Judith, Susanna) im Bildprogramm und wegen der weiblichen Endungen eines Gebetstextes (fol. 163v) wahrscheinlich für eine Frau angefertigt worden. Man vermutet, dass Walter de Lacy ihn als Geschenk für seine Braut Margaret de Briouze anlässlich ihrer Hochzeit im Jahr 1200 oder 1201 in Auftrag gab. Als möglicher Entstehungsort wird vor allem Oxford genannt. Drei verschiedene Maler arbeiteten an dem Codex. Seine 169 Pergamentblätter bieten 91 ganzseitige Miniaturen, auf denen 176 Szenen zum Alten und 60 Szenen zum Neuen Testament zu sehen sind. 24 Bildmedaillons zieren den Kalender zu Beginn des Buches. Damit ist der Codex eines der prächtigsten Psalterien seiner Zeit. Er markiert den englischen Übergangsstil von der Romanik zur Frühgotik. Wann er nach Deutschland gelangte, ist nicht bekannt; sicher nachweisbar ist er in München erst seit dem 17. Jahrhundert. 1782 zeigte man ihn dem durchreisenden Papst Pius VI., wie ein Eintrag auf fol. IIv dokumentiert.

Unser Titelbild bildet das Loblied Gottes ab, das in Ps 148 von der ganzen Schöpfung dargebracht wird. Wir sehen den thronenden Herrn umringt von seinen Geschöpfen, die ihn lobpreisen.

*Heinz Detlef Stäps*

## Gotteslob

### Psalm 148

Unser Titelbild stellt ein selten zu findendes Bildmotiv dar: das von der gesamten Schöpfung dargebrachte Gotteslob. Dabei hat der unbekannte Buchmaler Psalm 148 im Hinterkopf gehabt. Dieser ist zwar nicht unmittelbar neben der Miniatur zu finden, doch da diese den letzten Abschnitt mit Miniaturen im Codex anführt, gehört Psalm 148 zu den Texten, die sich auf den letzten Seiten vor dieser Miniatur befinden.

#### *Alle Geschöpfe*

Der Psalm, und in dessen Gefolge auch unser Titelbild, nimmt die Auflistung der Schöpfungswerke in Gen 1 und 2 zwar auf, führt diese aber noch mehr ins Detail. Wir gehen im Folgenden am Psalmtext (VV. 1–9) entlang (bitte vergleichen Sie dazu die gesamte Miniatur auf der Innenkarte). „All seine Engel“ sehen wir in einem Kissegment oben links. Vier Engel in blauen Gewändern, mit bunten Flügeln und erhobenen Händen, in denen sie unbeschriebene Schriftbänder halten, stehen für die Gesamtheit der himmlischen Scharen. Sonne und Mond sehen wir rechts daneben als Personifikationen (einen Mann für Sol [im Lateinischen männlich], die Sonne, und eine Frau für Luna [im Lateinischen weiblich], den Mond) mit dem jeweiligen Gestirn in den Händen. Beide tragen wie die Engel einen Heiligenschein. „All ihr leuchtenden Sterne“ finden wir am nachtblauen Himmel dahinter. Um die Darstellung in dem Kissegment links in der Mitte zu verstehen, ist es eindrücklicher, in die Vulgata zu schauen, die lateinische Bibelübersetzung, die der Maler als einzige kannte. „Laudate eum, cæli cælorum; et aquæ omnes quæ super cælos sunt“, so lautet dort Vers 4 (lobt ihn, Himmel der Himmel, und alle Wasser, die über den Himmeln

sind). Diese Zweischichtigkeit hat der Maler dargestellt, wenn er auch aus künstlerischen Gründen auf die Farbe Blau verzichtet hat, da er sie nur im oberen Teil der Miniatur und in der tragenden Zentralachse sehen wollte. Es ging ihm wohl eher um die „Himmel der Himmel“ als um die Wasser, denn sonst hätte er die wellenförmige Fläche eher oben liegend gezeigt. In der Mitte rechts sind die „Seeungeheuer“ und die durch eine große Welle angedeuteten Tiefen des Meeres dargestellt. „Feuer und Hagel, Schnee und Nebel“ sind in der unteren Ecke links in vier unterschiedlich gestalteten Flächen zu sehen. Erstaunlich, wie wörtlich der Maler den Psalmtext in Bildsprache übersetzt hat! Rechts daneben sind die „Fruchtbäume und alle Zedern“ zu sehen, und tatsächlich hat der Maler Bäume mit Früchten von solchen ohne genau unterschieden. Die farbigen Hintergründe der einzelnen Bäume erinnern an die „Berge und alle Hügel“.

### *Die Mitte der Welt*

An dieser Stelle bricht die Illustration des Psalms ab. Die Verse 10–14 werden in der folgenden Miniatur umgesetzt. Wichtig war dem Miniator, das Bild nicht zu voll zu packen, sondern es auf das Wesentliche zu zentrieren. In der Mitte sehen wir den Schöpfergott in einer roten Mandorla vor Goldgrund. Er ist als der menschgewordene Logos, das schöpferische Wort Gottes, nach dem Bildmotiv der *Maiestas Domini* dargestellt (vgl. MAGNIFICAT, Ausgabe Februar 2017). Er sitzt auf einem Thron mit seitlich überstehendem Kissen. Er trägt ein helles Untergewand mit roter Borte am Halsausschnitt und einen blauen Mantel. Das Gesicht rahmt ein grüner Nimbus (um ihn vom Goldgrund abzusetzen) mit eingeschriebenem Kreuz. Die rechte Hand ist im Segensgestus erhoben, während die Linke ein aufgeschlagenes Buch hält. „Alpha et Omega“ ist hier zu lesen. In diesen drei Worten wird Gott im Sinnzusammenhang der gesamten Miniatur als der Anfang und das Ende der ganzen Schöpfung

apostrophiert. Er ist die Mitte der kunstvollen Komposition; von ihm geht alle Schöpfung aus, auf ihn strebt sie deshalb in der Bewegung der Anbetung und des Lobpreises dankbar hin. Er ist die Mitte der Welt.

### *Getragen und gestützt*

Unter dem Schöpfergott sehen wir einen großen, blau und rot gewandeten Engel mit Nimbus. Majestätisch breitet er seine Flügel bis in die Spitzen der Zwickel zwischen den Kreissegmenten aus. Die gesamte Fläche des Goldgrunds ist von spiralförmigen Blattranken überwuchert. Der große Engel fasst mit seinen Händen den Rand der Mandorla über seinem Kopf und scheint auf diese Weise Gott zu tragen. Ja, hat Gott es denn nötig, der Träger allen Seins, selbst von einem Engel getragen zu werden? Es ist hier als königliches Motiv gemeint, das die Majestät Gottes unterstreichen soll. Die Engel dienen ihm, sie sind aber nicht „stärker“ als er. Auf der anderen Seite können wir hier aber auch angedeutet finden, dass Gott Helfer und Diener hat, die ihm zur Seite stehen, wenn es darum geht, die Schöpfung zu begleiten auf ihr ewiges Ziel hin. Und diese Helfer stellt er auch uns Menschen zur Verfügung, damit wir ihn als den wahren Gott erkennen, der uns geschaffen hat und zu dem wir hinstreben sollen: Er ist die Quelle und das Ziel unseres Seins. (Vom Menschen spricht dieses Bild noch nicht. Er ist erst Thema der folgenden Miniatur.) Unsere Antwort kann deshalb nur das Gotteslob sein, es bindet uns zurück an ihn, den Ursprung unseres Seins. Gotteslob meint, ihm zu danken, ihn zu loben und zu ehren zum Beispiel durch das Beten der Psalmen im Stundengebet. Mit ihnen besingen wir in Gemeinschaft mit den Betern aus zwei Religionen und über zweieinhalbtausend Jahren, was Gott für uns bedeutet und was er an uns getan hat und in Zukunft tun will. Und dazu gehört für uns Christen die Auferstehung der Toten. Wenn wir in diesem Leben auf ihn hin

leben, zu ihm hin streben, so wird diese Bewegung auch nach unserem Tod weitergehen und uns zur Mitte führen, zu Gott. Diese Bewegung, die existenziell ist für uns alle, zeigt unsere Miniatur sehr deutlich, auch wenn sie die Auferstehung der Toten nicht direkt thematisiert.

*Heinz Detlef Stäps*

## Auferstehung der Toten

Die Hoffnung auf eine Überwindung des Todes gehört zum Kern des christlichen Glaubens. Die kommende „Auferstehung der Toten“ avancierte rasch zum zentralen Inhalt des Evangeliums und der ältesten Missionspredigt (Apg 4,2; 17, 18.32; 24, 15). Für Paulus ist der Glaube an die Auferstehung nichtig, wenn die Auferstehung der Toten geleugnet wird (1 Kor 15, 13). Der zweite Timotheusbrief warnt vor Leuten, die nur eine innere, präsentische und keine zukünftige Auferstehung lehren (2 Tim 2, 18).

### *In resurrectionem carnis*

„Wir erwarten die Auferstehung der Toten“, heißt es im Großen Glaubensbekenntnis, „(ich glaube) an die Auferstehung der Toten“ („in resurrectionem carnis“, wörtlich: an Auferstehung des Fleisches) formuliert das Apostolicum. Auferstehung der Toten, damit ist biblisch weder eine Wiedergeburt im Rad der Wiedergeburten gemeint noch die unverwandelte Fortsetzung des irdischen Lebens in einem Jenseits, sondern die Erweckung des ganzen Menschen aus dem Tod in neues Leben mit und bei und von Gott.

### *Gemäß der Schrift*

Die Hoffnung auf eine Auferstehung der Toten hatte sich nach und nach aus der inneren Logik von Israels Gottesglauben gebildet. Frühe biblische Zeugnisse gehen noch von einem Schattendasein der vom Leben und vom Gott des Lebens getrennten Toten aus (Ps 6, 6; Jes 26, 14). Zwischen dem dritten und zweiten Jahrhundert v. Chr. wuchs die Überzeugung, Gottes Macht trage über das Lebensende hinaus. Die Glaubenszeugen, die in der Perserzeit ihr Leben für das Bekenntnis zum Herrn hingaben, konnten

nicht unwiderruflich vom treuen Gott getrennt sein; sie würden am Ende der Zeiten neues Leben von ihm empfangen (1 Sam 2, 6; Weish 16, 13; Ps 49, 16; 2 Makk 7–9). Auf dieser Grundlage kann Paulus im frühesten neutestamentlichen Zeugnis für den Auferweckungsglauben beanspruchen, Jesus sei am dritten Tage auferweckt worden – „gemäß der Schrift“ (1 Kor 15, 3–4). Mit dem Apostel und „gemäß der Schrift“ glauben Christen an den Gott, „der die Toten lebendig macht und das, was nicht ist, ins Dasein ruft“ (Röm 4, 17).

### *Dialogisches Geschehen*

Das Neue Testament versteht die Auferstehung Jesu dialogisch, als Auferweckung, dies betont Joseph Ratzinger, Papst Benedikt XVI. Die Auferweckung Jesu ist zentrales Thema in fast allen Büchern des Neuen Testaments. Mit dem christlichen Glauben, dass der Tod des Gekreuzigten nicht sein endgültiges Ende war, sondern dass er am dritten Tag von Gott erweckt wurde und bei Gott lebt, ist die große Hoffnung auf die Auferweckung aller Menschen verbunden. Bedeutsam ist hier wie dort der dialogische Charakter des Geschehens. Jesus ist nicht aus sich heraus unsterblich, und er überwindet den Tod nicht aus eigener Macht. Seine Auferstehung ist seine Auferweckung durch den Gott, der Liebesmacht hat über Leben und Tod und der seinen erwählten Messias, der, so die bahnbrechende Deutung des Apostels Paulus, durch seinen stellvertretenden Tod in den Machtbereich der Unterwelt geraten ist, nicht dem Tode überlässt.

### *Fruchtbare Spannung*

Denen, die sich zu Jesus bekennen, ist durch die Taufe Rettung in diesem Leben und die Auferstehung der Seele und des Leibes (1 Kor 15, 35–58), des ganzen Menschen, der menschlichen Person, verheißen. Das Apostolicum bekennt die Auferstehung der

Toten bzw., so auch die deutsche Übersetzung bis 1971, des „Fleisches“. Andererseits hat die christliche Tradition den antiken griechischen Gedanken der unsterblichen Seele rezipiert, doch nicht, ohne ihn aus biblischem Geist zu erneuern. Weil der Schöpfer, so erklärt es der Theologe Ratzinger, nicht eine vom Leib und von allen sozialen Bezügen isolierte Seele, sondern „den inmitten der Leibhaftigkeit der Geschichte sich realisierenden Menschen meint ..., muss sie [die christlich gedeutete Unsterblichkeit der Seele] Auferstehung der Toten = der Menschen heißen“.

### *Beseelter Leib*

Auferstehung des Fleisches, auch dies ist erläuterungsbedürftig. Im hebräischen Denken, aus dem die Formulierung stammt, ist der Mensch eine Einheit aus lebendigem, beziehungsfähigem, vergänglichem „Leib“ bzw. „Fleisch“ (basar), und von Gott her verlebendigter und des höchsten Gutes, aber auch vieler Güter bedürftiger „Seele“ (nefesch). Auch wenn diese beiden Elemente, basar und nefesch, in biblischer Anthropologie unterschieden werden können, stehen sie nicht im Gegensatz zueinander. Liegt der griechischen Vorstellung von der Unsterblichkeit der Seele die Vorstellung zugrunde, dass im Menschen zwei einander fremde Substanzen zusammentreffen, deren eine im Tod zerfällt, der Körper, während die andere von sich aus unvergänglich ist und in der Trennung vom Körper erst wirklich zu sich kommt, so betont das biblische Bekenntnis der Auferstehung des Fleisches, dass der ganze Mensch den Tod stirbt und dass der ganze Mensch von Gott in seine Zukunft hinein auferweckt wird. Der ganze Mensch ist hier im Blick, mit seiner einmaligen Lebensgeschichte, mit seiner Verbindung zu Gott, zu anderen Menschen und zur Welt, mit seinem persönlichen, konkret gelebten, geschichtlichen, leib-seelischen Leben.

### *Tod und Auferstehung des ganzen Menschen*

Das christliche Bekenntnis zur Auferstehung des Fleisches entspringt und entspricht dem biblischen Menschenbild und äußerster biblischer Erfahrung vom rettenden Handeln Gottes. Gegen alle dualistischen und privatistischen Versuchungen nimmt dieser Glaubensartikel die Leiblichkeit, Geschichtlichkeit und Mitmenschlichkeit menschlichen Lebens ernst – und stellt sich der Härte der Todeswirklichkeit. Das Bekenntnis zur Auferstehung des Fleisches ist so überaus kostbar; es ist unverzichtbar.

### *Von Gott gekannt und geliebt*

Und doch gibt es aus christlicher Sicht ebenso ein bleibendes Wahrheitsmoment einer verwandelten Rede von der Unsterblichkeit der Seele, und Joseph Ratzinger hat dafür einen guten Grund gefunden: „Der Mensch kann deshalb nicht mehr total untergehen, weil er von Gott gekannt und geliebt ist.“

*Susanne Sandherr*

## R. I. P. – Rest in peace!

**K**aum ist heute ein in den Medien Prominenter, ein Sänger, keine Schauspielerin, ein Künstler verschieden, häufen und überschlagen sich in den sogenannten Sozialen Netzwerken oft hoch emotionale Nachrufe mit dem „hashtag“, einer Markierung durch Doppelkreuz, „RIP“ bzw. „R. I. P.“. Vor allem aus dem angelsächsischen Sprachraum scheint diese Welle zu uns zu kommen. Deutschsprachige Internet-Nutzer fragen darum bisweilen: Was bedeutet das eigentlich, „R. I. P.“?

*Friedhöfe der Kindheit*

Auch ich habe meine unauffällige Geschichte mit „R.I.P“, wie vermutlich noch viele Ältere unter uns. Als Kinder besuchten wir mit unseren Eltern regelmäßig den Friedhof der süddeutschen Kleinstadt, in der wir einige Jahre lebten und aus der mein Vater stammte, aber auch der Heimatstadt unserer Mutter. Den Großvater, den Vater des Vaters, und unsere so bald nach ihrer Geburt gestorbene kleine Schwester. In der anderen Stadt den anderen Großvater. Die Leute sagten, als wir schon größer waren und als Familie aus der Ferne zu Besuch kamen: „An den Kindern merkt man, wie die Zeit vergeht.“ Die Leute waren für uns Fremde. Die Toten waren Fremde. Unseren Eltern haben wir Andacht, Konzentration, eine gewisse Verinnerlichung, aber keine besondere Bewegung, keine Trauer angemerkt. Die toten Väter waren ja schon lange tot. Was heißt lange? Aber die kleine Tochter? Unsere kleine Schwester? Ich mochte ihren Grabstein, den ein den Eltern befreundeter Künstler entworfen hatte, und das Rosenstöckchen mit den vielen Blüten.

*Zypressenduft*

Von den Friedhöfen meiner Kindheit, und von dem Ur-Friedhof meiner Geburtsstadt, ist mir der Geruch der Zypressenhecke – stimmt das botanisch? – in Erinnerung geblieben. Wann auch immer ich heute diesen Duft rieche, in den gepflegten Münchner Garten-Vierteln oder anderswo, sofort ist er da, der erste Friedhof und sein Geruch, gespeichert irgendwann zwischen dem ersten und dem vierten Lebensjahr.

*Palmzweige, Engelsflügel*

Frühe Erinnerungen auch an das „Ruhe in Frieden“. So ein Palmwedel oder ein Engelsflügel waren oft dabei, eingemeißelt auf dem Grabstein, farblich abgesetzt. Ein bisschen kitschig, aber

vielleicht verbarg sich hinter diesem Gefühl ein anderes Unbehagen. Manchmal lateinisch, „Requiescat in pace“, die Eltern erklärten. Bisweilen abgekürzt: R. I. P. Von „Rest in peace“ war damals noch keine Rede. Gehen wir einmal davon aus, dass die englischsprachigen „Nutzer“ wissen, was sie sagen.

### *Und das ewige Licht leuchte ihm*

Einerseits passte es zur stillgestellten Eigenwelt, zur eigenartigen Innenwelt des Friedhofs, des eingefriedeten Bezirks. Andererseits war mir schon als Kind und als Jugendliche nicht ganz wohl mit der Aussage, mit der Ansage, mit der Aussicht: Ruhe in Frieden. Das Gebet hingegen: „Herr, schenke ihm die ewige Ruhe! / Und das ewige Licht leuchte ihm. / Lass ihn ruhen in Frieden. Amen“, hat mich nie umgetrieben. Vielleicht, weil das ewige Licht leuchtete.

### *In Frieden lege ich mich nieder*

Als Ursprung des Epitaphs „Ruhe in Frieden“ wird oft Psalm 4,9 genannt. In der Übertragung der Vulgata lautet der Vers: „In pace in idipsum dormiam et requiescam.“ Die deutsche Einheitsübersetzung überträgt die Psalmverse 8 und 9 so: „Du legst mir größere Freude ins Herz, / als andere haben bei Korn und Wein in Fülle. // In Frieden leg ich mich nieder und schlafe ein; / denn du allein, Herr, lässt mich sorglos ruhen.“ Das ist großartig als Bild des unbedingten Vertrauens auf JHWH, auf seine überreich beschenkende, auf seine schützende und bergende Lebensmacht. Wir können loslassen, er wacht.

### *Bruder Schlaf – Schlafes Bruder*

In der Vorstellung eines ewigen Schlafes erschöpft sich die jüdische und die christliche Hoffnung auf Gott, dessen Liebesmacht

nicht an der Todesgrenze endet, bei Weitem nicht. Wahr ist aber auch, dass das Leben uns, nicht nur, aber vor allem im Alter, grausam auslaugen und verletzen, ermüden, ermatten und erschöpfen kann. Sodass die Aussicht auf sorgloses Ruhen in der Hut des Herrn ein erstes großes, aber doch, im Lichte biblischer Erfahrung, noch nicht das letzte Hoffnungsbild wäre.

### *Modellcharakter eschatologischer Aussagen*

Alle eschatologische Theoriebildung, alle christlichen Aussagen über die „Letzten Dinge“, Geschehnisse, Ereignisse, über Tod und Auferstehung des Menschen, haben Modellcharakter. Das bedeutet nicht, dass sie alle gleichwertig sind. Die Vorstellung einer Zwischenzeit, eines Zwischenzustandes zwischen dem persönlichen, individuellen Tod und der allgemeinen Auferstehung am Jüngsten Tag – weil der Mensch kein isoliertes Privatwesen ist, sondern ein Wesen der geschichtlichen und gesellschaftlichen Verwobenheit, und vor allem der freien, liebenden Solidarität – hat zweifellos das „Requiescat in pace“ unserer Friedhöfe beflügelt.

### *Ihr seid geweckt*

Die „R. I. P.“-Tweets unserer Tage haben das vermutlich weit weniger im Blick, und schon gar nicht das wunderbare Mehr der biblischen, der christlichen Auferstehungshoffnung: „steht auf vom tod / ihr seid geweckt / kommt her zu tisch / er ist gedeckt“ (Wilhelm Willms).

Lassen wir uns einladen? Dazu braucht es mehr als Kürzel und Konventionen, aber irgendwo muss man ja anfangen. Dazu braucht es Todes- und Lebensmut.

*Susanne Sandherr*

## Christus, der ist mein Leben

### Wie eine Klette am Kleid

*Den Text des Liedes finden Sie auf Seite 126f.*

Im katholischen Gotteslob (507), im Schweizer Gesangbuch (KG 728) und im Evangelischen Gesangbuch (516) ist das siebenstrophige Lied „Christus, der ist mein Leben“ in der Rubrik „Tod und Vollendung“ (GL), „Im Angesicht des Todes“ (KG) und „Sterben und ewiges Leben. Bestattung“ (EG) eingeordnet.

Das heute in der deutschsprachigen Christenheit weitverbreitete Christuslied ist in einer Hochphase der Konfessionalisierung entstanden, zwischen dem Abschluss der Bekenntnisbildung, Professio fidei Tridentina 1564 und Konkordienbuch 1580, und dem Ausbruch des Dreißigjährigen Krieges 1618. Dennoch ist es heute im deutschsprachigen Raum ein gemeinsames Lied der evangelischen und der römisch-katholischen Kirche. Ein Hoffnungszeichen.

#### *Persönliches Glaubensbekenntnis und Bittgebet*

„Christus, der ist mein Leben“! Das heute ökumenische Christuslied besteht aus zwei Teilen. Im ersten Teil, Strophe 1 bis 3, findet sich ein persönliches Glaubensbekenntnis in der ersten Person Singular formuliert. Gegenstand des Bekenntnisses und Grund der Hoffnung ist Christus. In den ersten drei Strophen ist er in der dritten Person gegenwärtig, in der ersten Strophe als letztes Vertrauen schenkendes Leben, in der zweiten Strophe ist er zukünftiges Ziel: „auf dass ich zu ihm komme“. In der dritten Strophe wird Christus angesprochen als gekreuzigter Versöhner: „durch seine heiligen Wunden / bin ich versöhnt mit Gott“.

*Wer spricht*

Wer spricht? Offensichtlich der dem Tode nahe, der sterbende Mensch. Jeder und jede Gläubige, die sich als sterblich und zugleich auf Gottes Christus hoffend mit dem hier sprechenden Sterbenden identifizieren kann, mag und soll sich das Bekenntnis dieser Strophen zu eigen machen. Der zweite Teil des Liedes, die vierte bis siebte Strophe, ist nicht mehr Bekenntnis, sondern Gebet. Christus wird nun in der zweiten Person Singular angesprochen und um Sterbebeistand gebeten.

*Philipperbrief und Simeons Lobgesang*

Das Lied beginnt mit einem Zitat aus dem Philipperbrief (1,21) und lenkt dadurch sogleich den Blick auf Jesus Christus. Die ganze Dichtung ist christologisch ausgerichtet. Christus ist sowohl Mittler und Vollender als auch Vorbild im Sterben. So zitiert die erste Strophe nicht nur den Philipperbrief, sondern spielt auch auf das Nunc dimittis, auf Simeons Lobgesang an (Lk 2,29).

*Durch seine heiligen Wunden*

In der zweiten Strophe wird deutlich: Christus ist nicht nur der Sterbebegleiter, er ist das letzte Ziel der letzten Reise. Als „Bruder“ wird ihm eine persönliche und innige Beziehung zu der singenden, betenden, sprechenden Person zugesprochen. Der erste Teil mündet in einen Rückblick in der dritten Strophe. Der Sterbende hat die Leiden dieser Zeit überwunden. Das eigene Sterben – „Kreuz, Leiden, Angst und Not“ – wird mit dem Sterben Christi verknüpft. Dieses Sterben ist maßgeblich, exemplarisch, und es ist für uns alle, und für mich, rettend, erlösend: „durch seine heiligen Wunden / bin ich versöhnt mit Gott“.

*Seufzen*

Der zweite, als Bittgebet gestaltete Liedteil beginnt mit der vierten Strophe, die die Passionsthematik insgesamt und speziell durch das Stichwort „Seufzen“ aufnimmt. Die Strophe ist biblisch-christologisch tief verankert (Apg 7,58; Röm 8,26) und anthropologisch-realistisch. „Wenn meine Kräfte brechen, / mein Atem geht schwer aus / und kann kein Wort mehr sprechen, / Herr, nimm mein Seufzen auf.“

*Zergehen wie ein Licht*

Die fünfte Strophe greift ein Bild auf, das über den Kanon biblisch-christlicher Symbole hinausgeht. Es nimmt das Vanitas-Motiv des verlöschenden, des hin und her flackernden Lebenslichtes auf, das in Literatur und Malerei der Antike und Renaissance die Flüchtigkeit und Nichtigkeit des menschlichen Daseins illustriert: „Wenn mein Herz und Gedanken / zergehen wie ein Licht, / das hin und her tut wanken, wenn ihm die Flamm gebricht.“

*Alsdann lass sanft und stille, o Herr, mich schlafen ein*

Die sechste Strophe zeigt einen Beter, der auf den göttlichen Ratsschluss vertraut: „nach deinem Rat und Willen, / wenn kommt mein Stüdelein“. Das Sterben wird als Einschlafen umschrieben. Kein Euphemismus, auch die kirchliche Tradition sieht den Schlaf als Bild des Todes und gestaltet im Stundengebet die Komplet entsprechend.

*Wie eine Klette am Kleid*

Die Schlussstrophe verbindet ausdrücklich die ars moriendi, die Kunst des Sterbens, mit der Kunst des Lebens, ars vivendi. „In dir, Herr, lass mich leben / und bleiben allezeit, / so wirst du

mir einst geben / des Himmels Wonn und Freud.“ Ursprünglich lautete diese Strophe allerdings so: „Und lass mich an dir kleben / wie eine Klette am Kleid // und ewig bei dir leben / in himmlischer Wonn und Freud.“ Das heute negativ besetzte Bild der menschlichen Klette wurde ausgetauscht, aber nicht nur dies änderte sich. Ursprünglich bat die letzte Strophe um ewiges Leben bei Gott, eine Bedingung dafür wurde, anders als in der neueren Fassung, nicht ausgesprochen.

### *Exitus – Transitus – Introitus*

Wie auch immer, die heute offenbar anstößige und unliebsame Kletten-Metaphorik hat auch etwas für sich, jedenfalls für mich. Es ist so schwer, den menschlichen Tod nicht vor allem oder ausschließlich als „exitus“ (Ausgang, Ende), sondern als geheimnisvollen „transitus“ (Übergang) und sogar als wunderbaren „introitus“ (Eingang) zu verstehen. Als Christen dürfen wir dies – sind wir gerufen, so zu hoffen und zu glauben. Doch ohne die letzte und unbedingte, kindliche Liebe wird dies wohl nicht gelingen.

Also Stadtrecht für die alte, die vermeintlich verächtliche und verdächtige Strophe: „Und lass mich an dir kleben / wie eine Klette am Kleid // und ewig bei dir leben / in himmlischer Wonn und Freud.“

*Susanne Sandherr*

## Von der Reform zur Reformation: Martin Luther

Es war zunächst nicht Luthers Anliegen, eine eigene Kirche zu gründen. 1522, auf dem Höhepunkt seines reformatorischen Wirkens, sagte Luther voller Entsetzen über das Entstehen der

ersten „lutherischen Gemeinden“: „Wie käme denn ich armer stinkender Madensack dazu, dass man die Kinder Christi sollte mit meinem heillosen Namen nennen? Nicht also, liebe Freunde, lasst uns tilgen die parteiischen Namen und Christen heißen, des Lehre wir haben.“ Mit diesen Worten hat Luther selbst eine Regeanweisung erteilt, wie das Reformationsjubiläum zu begehen ist. Man kann demnach nicht einen Menschen feiern: Luther als religiöses Genie, als Vorkämpfer für moderne Geistesfreiheit, als Schöpfer der deutschen Schriftsprache, als Kirchenvater. Luther selbst verweist immer wieder von der Person an die Sache, um die es ihm gegangen ist: Christus allein.

### *Übergangszeit des Niedergangs und des Aufbruchs*

Martin Luther wurde in einer Zeit des Übergangs geboren. 1483 kam er in Eisleben zu Welt. In diesen Jahren waren die Forderungen nach einer Reform der Kirche an vielen Ecken laut geworden. Das Abendländische Schisma hatte dazu geführt, dass sich zeitweise drei Päpste rivalisierend gegenüberstanden. Auf der anderen Seite kam es zu vielen Aufbrüchen. Amerika wurde entdeckt und weitete den Horizont, die Erfindung des Buchdrucks erleichterte die Verbreitung von Informationen. Es war eine knisternde Spannung zwischen Mittelalter und Neuzeit zu spüren. Gleichzeitig herrschte eine große Unsicherheit. So trieb Luthers Frage „Wie kriege ich einen gnädigen Gott?“ viele Zeitgenossen um. Luther selbst hatte sein Leben radikal geändert, als er 1505 nach einem aussichtsreichen Studium in Erfurt in den Augustiner-Orden eintrat. Bei einem Unwetter hatte er gelobt, ein Mönch zu werden, sollte er diese Situation überleben. Im Orden machte Luther schnell Karriere. Nach seiner Priesterweihe und der Aufnahme des Theologiestudiums 1507 übernahm er 1508 eine Dozentenstelle an der neu gegründeten Wittenberger Universität. Nach seinem Doktorat 1512 wurde er dort Professor für Bibelwissenschaften.

### *Luther betont Gottes Gnade und Barmherzigkeit*

Die Ablasspredigten seiner Zeit wurden für Luther zu einem seelsorglichen Problem. Er sah, dass diese Predigten vielen eine trügerische Heilssicherheit vermittelten, so als könne man sich durch den Ablass bei Gott freikaufen. So setzte er 95 Thesen auf, um diese Fragen um den Ablass nach der akademischen Tradition miteinander zu disputieren. Er hatte bei seinem Bibelstudium die Gerechtigkeit Gottes als vergebende Gerechtigkeit entdeckt, die nicht aufgrund der Werke, sondern durch den Glauben den Menschen gerecht spricht. Ganz entgegen seinem Anliegen führte der Disput um seine Thesen zu seiner Exkommunikation und zur Verhängung der Reichsacht. Schließlich nahm die Geschichte ihren komplexen Lauf, die man auch im Rückblick nicht mit jeweiligen Schuldzuweisungen vereinfachen kann.

### *Die Entstehung des konfessionellen Zeitalters*

Luther wurde mehrfach verhört und zum Widerruf seiner Thesen gedrängt. Doch er blieb um der Sache willen hart. Die Bannandrohungsbulle gegen ihn verbrannte er 1520. Ein Jahr später wurde er exkommuniziert und über ihn die Reichsacht verhängt. Vor ihr schützte ihn Kurfürst Friedrich, indem er Luther auf die Wartburg bringen ließ. Dort übersetzte Luther das Neue Testament ins Deutsche. 1522 kehrte er nach Wittenberg zurück und heiratete 1525 Katharina von Bora. Mit der Heirat besiegelte er endgültig den Bruch mit der damaligen Kirche. Nachdem auch die letzten Bemühungen einer Einigung 1530 nach der Übergabe des „Augsburger Bekenntnisses“ scheiterten, verstärkte Luther seine Dozenten- und Predigtstätigkeit in Wittenberg und begleitete die einsetzende Entstehung des evangelischen Kirchenwesens. 1546 starb Luther und wurde in der Wittenberger Schlosskirche beigesetzt. Nach Luthers Tod führte die ursprünglich als Reformgedachte Bewegung zur Reformation und zu getrennten Konfessionskirchen. Die Gründe sind vielschichtig und lassen sich nicht

nur auf Luther selbst oder seine Anhänger begrenzen. Luther neigte ebenso wie seine Gegner zu Polemik und Kontroverse. Im Lauf der Zeit blockierten sich die verschiedenen Thesen und Antithesen gegenseitig und es verhärteten sich die Fronten.

### *Das Anliegen Martin Luthers: Christus allein*

Nach den Jahrhunderten, in denen von evangelischer Seite Luther oft in den Himmel gehoben und von katholischer Seite der Reformator als Ketzer verurteilt wurde, gibt es in den vergangenen Jahren ein Verständnis darüber, was Luthers wesentliches Anliegen war. Befreit man auf beiden Seiten die Sicht auf Martin Luther von vielen Vorurteilen, dann lässt sich der gemeinsame Blick auf das Bemühen Luthers um Christus als Mitte des Lebens freilegen, was auch Papst Benedikt XVI. bei seinem Besuch 2011 im Augustinerkloster in Erfurt betonte. An die Stelle der Kontroverse ist im ökumenischen Zeitalter der Dialog getreten. Und man hat erkannt, dass Luther wesentliche Fragen stellte, die bis heute den Menschen im Innersten berühren und angehen. Das Reformationsjubiläum ist die Chance, diese Anliegen wieder zu erkennen und darauf gemeinsam Antworten zu finden.

*Marc Witzenbacher*

## Das Erwachen des Individuums

„Du siehst mich“ (Gen 16, 13): das war die Kirchentagslosung Ende Mai, als in Berlin das Reformationsjubiläum groß gefeiert wurde. Ende dieses Monats ist es so weit: 500 Jahre ist es her, dass Martin Luther am Vorabend von Allerheiligen seine 95 Thesen verschickte. Was hat beides miteinander zu tun? Das Bekenntnis der vertriebenen Leihmutter Hagar in der Genesis und die Kritik des streitbaren jungen Theologen, Kritik an einer

Kirche, die mit der Frohbotschaft Jesu Christi nicht mehr viel zu tun hatte, ja bei der Masse der Gläubigen das gerade Gegenteil bewirkte, Angst und Verzweiflung?

### *Motto der Reformationszeit*

Die drei schlichten Worte sagen Entscheidendes. „Du siehst mich“: dieses Sätzchen steht wie ein Grund-Satz über jenem Jahrhundert, in dem nicht nur Martin Luther und die zahlreichen Reformatoren, sondern auch ein Ignatius von Loyola, eine Theresia von Ávila und ein Johannes vom Kreuz gelebt und ihren Anteil zur Erneuerung des Christentums beigetragen haben. Denn so unterschiedlich diese Persönlichkeiten sind, eines haben sie gemeinsam: sie alle wurden durch Ereignisse – Er-Äug-nisse – auf ihrem Lebensweg dorthin gelenkt, wo sie zu ihrer Zeit gebraucht wurden. Durch Augenblicke, in denen sie etwas wahrgenommen haben – und in dieser Wahrnehmung und ihrer Antwort darauf sich selbst wahrgenommen fühlten.

### *Kontemplation*

Ein bedeutender Wegbereiter der Reformation, der Universalgelehrte und Kardinal Nikolaus von Kues, hat in der Schrift „Von der Schau Gottes“ (De visione Dei) entfaltet, was es mit dem *Sehen* auf sich hat. Man könnte denken, es handle sich um eine Entfaltung der visio beatifica, der beseligenden Schau Gottes, die den Frommen nach dem Tod zuteilwerden sollte und der mittelalterlichen Theologie als Inbegriff der Vollendung galt. Eine Anleitung also, um das große Ziel der Glückseligkeit im Jenseits zu erreichen? Als solche Anleitung versteht sich die Schrift durchaus, allerdings in sehr überraschender, mitreißender Weise. Denn die beiden Grunderwartungen – der *Mensch* schaut *Gott*, und das im *Jenseits* – konterkariert der große Humanist.

## *Gottes Sehen*

Cusanus schreibt von *Gottes Schau auf den Menschen*, die sich *hier und jetzt*, in der Gegenwart dieses Lebens ereignet. Und das nicht im hölzernen Ton gelehrter Traktate, sondern im lebhaften Dialog mit Gott, wie es Augustinus in seinen Bekenntnissen getan hatte. „Herr, dein Sehen ist Lieben“, schreibt er im vierten Kapitel, „und wie dein Blick mich aufmerksam betrachtet, ohne sich je abzuwenden, so auch deine Liebe.“ Dieses liebevolle Angeschaut-Werden bedeutet für Nikolaus den Grund seiner Existenz: „Soweit bin ich, wie du mit mir bist.“ Ja, weil Gottes Sehen sein Wesen ist, „bin ich, weil du mich anblickst“. Indem Gott den Menschen anschaut, lässt er, der verborgene Gott, sich erblicken. So ist Gottes Sehen für Cusanus nichts anderes als Lebendigmachen.

## *Ein Grundzug des biblischen Gottes – aktuell wie nie*

Hat das nicht mit der Bibel herzlich wenig zu tun? Im Gegenteil! Nicht nur Hagens Bekenntnis spricht davon. Auch Psalm 113 (V. 5–7): „der *hinabschaut* in die Tiefe, der den Schwachen aus dem Staub emporhebt“, und Marias großer Lobgesang, das Magnificat, „denn auf die Niedrigkeit seiner Magd hat er geschaut“ (Lk 1,48) – viele Stellen preisen Gott, der den Erniedrigten buchstäblich Ansehen verleiht. Wie wichtig es für Menschen ist, angesehen zu werden, zeigen negativ nicht nur Leute, die alles daran setzen, Aufmerksamkeit zu erregen und im Rampenlicht zu stehen. An den tiefen Gefühlen, die Blickkontakt auslösen kann, wird deutlich, was er bewirken oder, wird er verweigert, anrichten kann. Der Linzer Bischof Manfred Scheuer hat 2012 in einem Vortrag „Von der Achtsamkeit des Herzens“ die Gedanken Nikolaus’ von Kues mit den Worten Hilde Domins verbunden: „Es gibt dich, / weil Augen dich ... ansehn und sagen / dass es dich gibt.“ (siehe MAGNIFICAT September 2017, S. 294)

### *Fundamentale Bedeutung*

Wenn Blicke einander begegnen, hat das Folgen. Selten werden sie unmittelbar manifest, etwa wenn sich zwei Menschen ineinander verlieben. Ein verfügender, übergreifender Blick kann das Gegenüber zutiefst verunsichern, ein verächtliches Herabsehen eine spätere Begegnung auf Augenhöhe unmöglich machen. Umgekehrt entfaltet ein unbefangenes, offenes Zugewandt-Sein, das ein freundlicher Blick beinhaltet, manchmal ungeahnte Kraft, ja kann für den, der so angeschaut wird, die Bedeutung einer Lebenswende bekommen – die Evangelien, und nicht nur sie, sind voll von Geschichten, die davon zeugen. Solch ein Sehen, wie es Cusanus von Gott bezeugt, kann Identität stiften, Sicherheit geben, Lebensmut einflößen. Es ermöglicht, ja schafft Beziehung. Wer solcherart wahrgenommen wird, kann Vertrauen gewinnen und erwidern, wird tragender Knotenpunkt eines Netzwerks von Respekt und Wertschätzung.

### *Herausforderungen unserer Zeit*

„Du siehst mich“: das ist im Jahr der Er-Innerung an den Beginn der Reformation mehr als ein glücklicher Zufall. Dieses Wort Hagars schlägt die Brücke von damals ins Heute. Nicht nur, weil mit ihr die Stammutter der uns nahegekommenen islamischen Völker in den Blick gerückt ist. Nein, „Du siehst mich“ begründet eine Form von Identität, die *gerade nicht* von der Notwendigkeit lebt, aufgrund bestimmter Eigenschaften Gruppen zu bilden, die sich dann voneinander abgrenzen. Im bejahenden Sehen ist etwas verdichtet, das Identität auch angesichts unterschiedlicher (kultureller, religiöser, sozialer) Prägungen ermöglicht. In der aufrichtigen Begegnung, der wahrhaftigen Beziehung zwischen Menschen trägt die Erfahrung, einander trotz aller Unterschiede annehmen und bejahen zu können. Ja, die *Unterschiede als solche* können beitragen, das Miteinander zu bereichern und dynamisch zu entwickeln. Denn wer sich wohlwollend angesehen,

sich im Wortsinn respektiert weiß (Cusanus verwendet respicere!), kann aufatmen, aufleben und wie die Blume im Sonnenlicht entfalten, was in ihr, in ihm angelegt ist.

*Johannes Bernhard Uphus*

## Gottesdienste im ZDF

- Sonntag, 1. Oktober 2017 – 9.30 Uhr,  
Christuskirche Othmarschen, Hamburg (ev.)
- Sonntag, 8. Oktober 2017 – 9.30 Uhr,  
Franziskanerkloster, Wien (kath.)
- Sonntag, 15. Oktober 2017 – 9.30 Uhr,  
Erlöserkirche, Karlsruhe (freikirchlich)
- Sonntag, 22. Oktober 2017 – 9.30 Uhr,  
St. Cyriakus, Duderstadt (kath.)
- Sonntag, 29. Oktober 2017 – 9.30 Uhr,  
Heilig-Kreuz-Kirche, Berlin (ev.)

## domradio

- Eine aktuelle Auslegung des in MAGNIFICAT abgedruckten Tagesevangeliums hören Sie von Montag bis Samstag im domradio ab ca. 7.55 Uhr. Für die lebensnahe und tiefgründige Auslegung des Textes lädt domradio wöchentlich einen Priester oder qualifizierten Laien zu Live-Gesprächen ein. Sendung verpasst? Dann nutzen Sie das Archiv oder das Podcast-Angebot auf [www.domradio.de](http://www.domradio.de).
- Sonntags um 10 Uhr überträgt domradio einen Gottesdienst aus dem Erzbistum Köln sowie um 10 und 18 Uhr die Gottesdienste aus dem Kölner Dom live im Internet-TV auf [www.domradio.de](http://www.domradio.de). Die Predigt ist als Podcast erhältlich.
- Bei Fragen erreichen Sie domradio unter Tel. 02 21 / 25 88 60.

# MAGNIFICAT

## DAS STUNDENBUCH

November 2017

*Das Apostolische Glaubensbekenntnis*  
Und das ewige Leben

Ich gebe ihnen ewiges Leben.  
Sie werden niemals zugrunde gehen  
und niemand wird sie meiner Hand entreißen.  
*Evangelium nach Johannes – Kapitel 10, Vers 28*

VERLAG BUTZON & BERCKER KEVELAER

**MAGNIFICAT. Das Stundenbuch,**  
© **Butzon & Bercker GmbH, Kevelaer**

Liebe Leserinnen und Leser!

Es ist so etwas mit diesem Leben. Wenn all das Widerstrebende nicht wäre: Wer würde nicht solange als möglich leben wollen? Der schlitzohrige Brandner Kaspar macht gar den Boankramer – den Gebeine-Hausierer, wie man in Bayern den Tod nennt – betrunken und ringt ihm im Glücksspiel einen erklecklichen Aufschub ab. Erst ein Probebesuch im Himmel lässt ihn sehen, dass dort alles so ist wie auf Erden, nur eben größer und schöner. Da will er dann doch nicht mehr zurück.

Reinhold Schneider stellt schon 1958 fest, wie wenige Menschen wirkliches Interesse an einem Danach haben. Es sind jüdische Frauen, die ihn erkennen lassen, dass „die Stärke des Glaubens und des Lebenswillens einander entsprechen“. Schneider bezieht sich auf die Wiener Dichterin und Malerin Käthe Braun-Prager, die er in einer Reihe nennt mit den Philosophinnen Simone Weil und Edith Stein sowie der Dichterin Gertrud Kolmar. „Nur einem heftigen Willen zum Diesseits entkeimt“, so schreibt er, „der Glaube an das Jenseits“ (Winter in Wien, 4. Auflage, Freiburg 2003, 197). Alle Genannten sind von den Nationalsozialisten verfolgt und zumindest ins Exil getrieben, teils sogar ermordet worden. Sollte es wirklich so sein, dass vor allem Menschen, die tiefes Leid erfahren haben, den Wert des Lebens erkennen? Dass sie sich mehr als andere dafür einsetzen, dass ein Leben in Würde jedem Menschen möglich wird?

Vielleicht nehmen solche Menschen die großen Momente von Frieden und Lebensfülle, die sich auch in Notzeiten einstellen können, umso intensiver wahr. Jene Momente, in denen Ewigkeit aufleuchtet, die einen „trotzdem Ja zum Leben sagen“ lassen, wie es erschütternd im Buchenwald-Lied heißt. Wer inmitten von Finsternis solche Lichteinbrüche hat erleben dürfen, dem hat sich der Vorhang schon für einen Augenblick gehoben.

*Ihr Johannes Bernhard Uphus*

# ZUM TITELBILD

## Die klugen und die törichten Jungfrauen

Ottheinrich-Bibel,

Regensburg, um 1430,

Bayerische Staatsbibliothek München, Cgm 8010/1.2, fol. 38r,

© Bayerische Staatsbibliothek, München

Nach neueren Forschungen ließ Herzog Ludwig VII. (der Bärtige) von Bayern-Ingolstadt um 1430 in Regensburg diese riesige Bibel anfertigen. Sie umfasst 307 Blätter Kalbspergament im Format ca. 53 x 37 cm. 146 Miniaturen und 294 Zierinitialen schmücken sie. Ursprünglich war sie in einem einzigen Band gebunden, wurde aber im 19. Jahrhundert auf acht Bände verteilt. Dessen erste beiden Bände sind seit 1960 wiederum in einem Band vereinigt, der in der Staatsbibliothek in München aufbewahrt wird. Im Jahr 2008 konnten alle Bände dort zusammengeführt werden.

Die Bände enthalten den Text des Neuen Testaments in frühneuhochdeutscher Sprache. Damit haben wir hier eine deutsche Übersetzung bereits 100 Jahre vor Luthers Übersetzung vorliegen; es ist die erste illuminierte deutsche Übersetzung des Neuen Testaments.

Doch konnten unter Ludwig dem Bärtigen nur der gesamte Text geschrieben und der Großteil der Miniaturen in den ersten beiden Bänden ausgeführt werden. Der Rest wurde erst unter Pfalzgraf Ottheinrich ab 1530 vollendet, weshalb die Bibel heute seinen Namen trägt. Mathis Gerung ergänzte die fehlenden Miniaturen im Stil der Renaissance.

In den ersten beiden Bänden begegnen uns im Wesentlichen zwei Miniaturen aus der Zeit um 1430, deren Namen wir nicht kennen. Sie werden deshalb nach den Evangelien, die sie größtenteils illuminiert haben, Matthäusmeister und Markusmeister genannt.

Unser Titelbild ist wahrscheinlich vom Matthäusmeister gemalt worden. Es zeigt die klugen und die törichten Jungfrauen, die den Betrachter aufrufen sollen, sich gut vorzubereiten für die Ankunft des Herrn.

*Heinz Detlef Stäps*

## Vorbereitung

### Mt 25, 1–13

Der November mit seinen Totengedenktagen stellt uns die Frage: Was können wir tun, um im ewigen Leben anzukommen? Das Evangelium Mt 25, 1–13 gibt uns eine Antwort auf diese Frage. Es passt deshalb sehr gut in den November; wir hören es in diesem Jahr am 12. November, dem 32. Sonntag im Jahreskreis.

#### *Höfische Gesellschaft*

Der sogenannte Matthäusmeister hat diesen Text im ersten Band der Ottheinrich-Bibel ohne eine große Aussageabsicht in seine Miniatur, unser Titelbild, übertragen. Er wollte ein schönes Bild malen, das seinem Auftraggeber gefällt. Er wollte die Schönheit der höfischen Gesellschaft seiner Zeit darstellen. Beides ist ihm gelungen.

In einem schlichten, gemalten Leistenrahmen, der zwei Bildstreifen voneinander trennt und fast das gesamte Blatt ausfüllt, sehen wir zehn vornehm gekleidete Damen. Leider ist das Bild zum Teil stark abgerieben. Die oberen fünf sind von den unteren dadurch unterschieden, dass sie große, glockenförmige Schalen aufrecht in den Händen halten. Die roten Flammen kennzeichnen diese als brennende Lampen. Die unteren fünf Frauen halten ihre Lampen alle mit der Öffnung nach unten. Die Lampen brennen nicht. Es sind die „törichten Jungfrauen“, wie sie der Text nennt. Sie sind töricht, weil sie sich nicht gut vorbereitet haben. Sie gehören zu einer Hochzeitsgesellschaft, und ihre Aufgabe ist es, dem Bräutigam entgegenzugehen und ihn dann in den Festsaal zu geleiten. Aber sie warten lange auf die Ankunft des Bräutigams; sie werden müde und schlafen ein.

Eigentlich sollten sie den Bräutigam mit brennenden Lampen empfangen und begleiten; dies ist aber nicht möglich, da das Öl in ihren Lampen im Voranschreiten der Nacht schon verzehrt wurde – und sie haben keinen Nachschub mitgenommen. Dies unterscheidet sie nach dem Bibeltext von den anderen, den „klugen Jungfrauen“, denn diese haben außer den Lampen auch noch Öl in Krügen mitgenommen. Sie haben offensichtlich mit einer längeren Wartezeit gerechnet. Sie sind gut vorbereitet.

Die Miniatur zeigt von all dem sehr wenig. Sie erzählt keine Geschichte. Sie reiht zweimal fünf Frauen in prachtvollen Gewändern relativ statisch nebeneinander auf. Aber auch die schönen Gewänder sind Zeichen der Vorbereitung. Die klugen und die törichten Jungfrauen unterscheiden sich kaum voneinander. In anderen Darstellungen dieses Themas sind die törichten Frauen oft viel opulenter gekleidet, sie werden auf diese Weise als an äußeren Dingen hängend kritisiert. Dem Auftraggeber dieser Handschrift, Herzog Ludwig VII., war aber an einer Kritik seiner Hofgesellschaft nicht gelegen, der Maler stellte deshalb alle Frauen gleich prächtig dar. Ein typischer Zug höfischer Kunst, zu früheren Zeiten hätten Malermönche dies anders gesehen und dargestellt. Lediglich die beiden mittleren Frauen sind etwas herausgehoben durch Farben und Pracht der Kleidung und durch den Kopfschmuck der oberen. Dies ist aber ein künstlerisches Mittel, um die Symmetrie zu betonen, und trägt keine Aussageabsicht.

Die untere Reihe ist in den Gesten etwas bewegter, die Hände sprechen von der Verzweiflung der Frauen, doch die Gesichter der oberen Frauen sehen auch nicht viel glücklicher aus. Vielleicht spiegelt sich hier noch die Überraschung, das Aufschrecken aus dem Schlaf. Der einzige prägnante Unterschied sind nur die erhobenen, brennenden Lampen in den Händen der klugen Frauen. Noch nicht einmal die Ölkrüge sind zu sehen, obwohl ihnen doch nach dem zugrunde liegenden Bibeltext,

der im aufgeschlagenen Buch in frühneuhochdeutsch (!) auf der Seite links neben der Miniatur beginnt und direkt über ihr endet, die entscheidende Bedeutung zukommt.

### *Blick in eine andere Zeit*

Die Gewänder der Frauen lassen sich zeitlich genau festlegen. Die modisch langen, geschlitzten Ärmel finden sich in anderen Handschriften um 1414/15 und waren zu dieser Zeit gerade topmodern. Die Gewänder sind zum Teil golddurchwirkt, sie werden von Borten und Säumen farblich kontrastiert, Innenfutter und Ärmel zeigen andere reiche Stoffe, und bunte Gürtel betonen die Taille. Der Kopfschmuck ist kaum variiert, nur die mittlere Frau oben trägt einen Pelzhut, den auch Königin Herodias auf fol. 53r trägt.

Überhaupt wirken die Frauen wie aus einem Musterbuch übernommen, ohne größere Anpassungen an das Thema in Körperhaltung und Gesichtsausdruck. Sie nehmen kaum Kontakt zueinander auf. Im Mittelpunkt steht eindeutig die höfische Kleidung aus der Zeit des Malers.

Etwas später als die Figuren dürften die besonders schön gestalteten Goldranken auf dem roten Hintergrund gemalt worden sein. Hier hat wahrscheinlich ein anderer Maler zu Ende gebracht, was der Hauptmaler offen ließ. Ihm sind vielleicht auch die feinen Ornamente auf den Gewändern zu verdanken. Neben dem Bild findet sich die Maleranweisung, mit der ein das Gesamtwerk planender Kleriker (wegen der lateinischen Sprache) dem Maler nahebrachte, was das im Text einzufügende Bild darstellen solle: „pictura X virgines“ (Gemälde: zehn Jungfrauen). Nichts anderes hat der Miniator gemalt.

Also kehren wir zurück zum Bibeltext und zu unserer Eingangsfrage: Was können wir tun, um im ewigen Leben anzukommen? Wir können uns vorbereiten, so können wir auf dem Hintergrund des Textes antworten, wir müssen etwas

mitnehmen, etwas, das wir nicht teilen können, denn die klugen Jungfrauen können oder wollen ihr Öl nicht teilen mit den anderen – ein Zug, der bei einem Gleichnis im Munde Jesu sehr befremdlich wirkt. Was ist dieses Öl, das so entscheidend ist für unsere Aufnahme im Festsaal Gottes, das wir aber nicht teilen können? Sicherlich gibt es hierauf mehrere mögliche Antworten. Haben Sie Ihre schon gefunden? Für mich ist es mein geistliches Leben, mein Beten, meine ganz persönliche Gottesbeziehung, die ich mit anderen nicht teilen kann, die mich aber hinüberträgt ins ewige Leben, weil Er es ist, der mich trägt, auf den ich mein Leben ausgerichtet, an dem ich mein ganzes Sein festgemacht habe.

*Heinz Detlef Stäps*

## Und das ewige Leben

Das dauert ja ewig!“ Stoßseufzer vor der Verkehrsampel, im überfüllten Wartezimmer des Arztes, auf dem Einwohnermeldeamt. „Ewigkeit ist ganzer und zugleich vollständiger Besitz unbegrenzten Lebens“, lautet hingegen die berühmte Definition des um 480 n. Chr. geborenen christlichen Römers Boëthius, Berater Theoderichs in Ravenna, ein bedeutender philosophischer Vermittler an der Schwelle von der Antike zum Mittelalter. Boëthius hob von einer unechten Ewigkeit, dem unendlichen Fluss der Zeit (*perpetuum*), die echte Ewigkeit ab (*aeternum*). Diese wird mit Gott in Verbindung gebracht, sie wird ihm allein zugesprochen, er ist ihr Ursprung. Gott besitzt die ganze, ungeteilte Fülle des Lebens in sich in vollkommener Selbstgegenwart, seine Ewigkeit ist das konzentrierte, dichte Jetzt, nicht die zermürbende Zerdehnung, die leere Dauer, vielmehr unvorstellbare Fülle der Lebens im Nu, „Alles-in-einem-und-auf-einmal“ (Karl Rahner).

### *Ewiges Leben – ewige Langeweile?*

Die im Sinne des Boëthius unechte Ewigkeit (*perpetuum*) hat uns, so scheint es, fest im Griff. In einer neueren Erhebung wurden über 30 000 Personen danach gefragt, wie viele Jahre Lebenszeit sie gerne hätten, wenn sie darüber bestimmen könnten. Achtzig Jahre zu werden, wünschten sich 58 % der Befragten, 120 Jahre noch 29 %, 150 Jahre wollten 10 % werden – in der Hoffnung auf Fortschritte der Biotechnik, aber endlos zu leben erhoffte sich nur eine kleine Gruppe (3 %). Meinte „ewiges Leben“ tatsächlich ein endlos-eintöniges Weitermachen, dann wäre dies wahrlich eine verständliche Option.

*Was kein Auge gesehen und kein Ohr gehört hat*

Das Bekenntnis des Glaubens an ein ewiges Leben, das uns, den Menschen, zgedacht und zugesagt ist, beschließt das Apostolicum – und öffnet eine neue Welt. Es geht nicht um Weitermachen wie bisher! „Was kein Auge gesehen und kein Ohr gehört hat und was in keines Menschen Herz aufgestiegen ist, das bereitet Gott denen, die ihn lieben“, so drückt es der Apostel Paulus aus (1 Kor 2, 9). Wie aber vom ewigen Leben sprechen, wenn es unser jetziges Erleben weit übersteigt? Wenn unser gegenwärtiges Erkennen bestenfalls „Stückwerk“ ist, das „abgetan werden wird, wenn das Vollkommene kommen wird“ (1 Kor 13, 9–12)? Lässt sich wenigstens andeuten, was Ewigkeit und ewiges Leben für uns bedeuten? Der katholische Systematiker Hans Kessler spricht von „Hoffnungsentwürfen, die wir aus der Erfahrung mit Gott in Jesus Christus gewinnen“. Der erste Schritt ist aber wohl der Schritt aus den furchtbar banalen und eigentlich furchtbaren Ewigkeitsvorstellungen heraus, die wir mit uns herumtragen.

*Begriff an der Grenze*

„Ewigkeit ist ein religiöser Begriff an der Grenze. Er tastet hinüber.“ (Ottfried Reinke) Hans Kessler nimmt diesen Gedanken auf: Der Begriff Ewigkeit „tastet aus unserer zeitlichen Welt hinüber in eine ganz andere Dimension der Wirklichkeit, jene Dimension, die Urgrund und Ziel von allem ist. In biblischer Sicht ist Gott allein ewig. Er ist der Ewige. „Ehe denn die Berge wurden und die Erde und die Welt geschaffen wurden, bist du, Gott, von Ewigkeit zu Ewigkeit“ (Ps 90). Während alles Geschaffene und Gewordene von anderem herkommt und von anderem abhängig ist (ab alio), so sagt es Thomas von Aquin, Zeit und Vergehen unterworfen, ist der Schöpfer und einzige Grund der Welt nur von sich her (a se), unerschöpfliches lebendiges Sein, ewig. Und doch will der Ewige nicht in „splen-

did isolation“ leben. Er will für uns der „Ich bin da“ (Ex 3, 14) sein. Gott ist der Ewige, aber auch der Bezug zu Raum und Zeit fehlt ihm nicht, ihm, dem Schöpfer aller und von allem, so auch von Raum und Zeit. Die biblischen Schriften bezeugen dies eindringlich. „Wohin ich auch gehe, auch da bist du“, weiß der Beter des 139. Psalms, „keinem von uns ist Gott fern“ (Apg 17, 28); und bis in euer Alter bin ich derselbe und trage ich euch (Jes 46, 3–4).

### *Mit wem Gott ein Gespräch angefangen hat*

Ewiges Leben für uns Menschen erhoffen, das bedeutet, Anteil an Gottes ewigem Leben erhoffen. Der göttliche Urgrund hält an seiner Beziehung zu seinen Geschöpfen fest, der Ewige ist treu. Durch Tod und Untergang verwandelt er sie und schenkt ihnen Anteil an seinem eigenen, unbegrenzten, ewigen Leben (Boëthius), an seinem „Leben in Fülle“ (Joh 10, 10). Martin Luther hat dies einmal so ausgedrückt: „Mit wem Gott ein Gespräch angefangen hat [...], der ist gewiss unsterblich“; Gott wolle mit seinen Geschöpfen „bis in Ewigkeit und unsterblicherweise reden“. Gott vergisst keines seiner Geschöpfe, auch nicht den wertlos scheinenden toten Sperling (Lk 12, 6). So kann das Neue Testament von neuer Schöpfung sprechen und von der „Hoffnung auf ewiges Leben, das zugesagt hat der nichtlügende Gott“ (so in wörtlicher Übersetzung Tit 1, 2).

### *Siehe, ich mache alles neu*

Jesus selbst spricht vom ewigen Leben im vollendeten Gottesreich häufig in Bildern vom freundschaftlichen und festlichen Mahl, vom Gastmahl, vom Freundesmahl, vom Hochzeitsmahl. Da freut man sich miteinander und aneinander. Da werden die Kleinen und Erniedrigten nicht noch einmal kleingemacht, sondern hochgeschätzt und willkommen geheißen. Wo man so

zusammenlebt, lässt sich schon etwas von der künftigen Freude spüren. „Selig, wer am Mahl im Reiche Gottes teilnehmen wird“ (Lk 14, 15).

### *Hineingenommen ins unendlich weite Leben der Liebe des dreieinen Gottes*

Hans Kessler weist auf weitere biblische „universal-kommunikative Hoffnungsbilder“ ewigen Lebens hin, Bilder vom Daheimsein und Zusammensein mit Christus in Gottes Nähe (2 Kor 5, 8; Phil 1, 23), das Bild von den vielen Wohnungen im Haus des Vaters (Joh 14, 2–3), das Bild vom paradiesischen Frieden zwischen Menschen und allen Geschöpfen (Lk 23, 42–43), das Bild von der neuen Stadt Gottes, in der keiner mehr den anderen fürchten muss (Offb 21, 1–22, 5). Bilder von einem Miteinander in Freude, vom Zusammensein ohne Angst und Hass und Schmerz, vom Leben ohne Ausschluss. Wie anders könnte Gott dann „alles in allem sein“ (1 Kor 15, 28)?

*Susanne Sandherr*

## „Selig soll er sterben“

### Vom guten Tod

„Hier wohnt ein reicher Mann,  
der uns vieles geben kann.  
Viel soll er geben,  
lange soll er leben,  
selig soll er sterben,  
das Himmelreich erwerben.  
Lasst uns nicht so lange, lange stehn,

denn wir müssen weitergehn,  
weitergehn.“

*Martinslied unbekannter Herkunft*

**M**it dieser Strophe, gleichsam dem Epilog des Martinsliedes, bedachten und beglückten wir am Abend des Martinstages alle, die uns ihre Türe öffneten, Alt und Jung, Mann und Frau. Also darum geht es. Jedenfalls ist das unser Wunsch. Unser Glückwunsch. Viel geben, lange leben, selig sterben, das Himmelreich erwerben. Darum geht es im Leben. Und im Sterben.

### *Mehr als weitergehn*

Ja, gewiss, heute Abend gilt für die Süßigkeiten suchenden, die sammelnden und singenden Kinder diese Losung: „wir müssen weitergehn, weitergehn“. Doch bei ihren guten Wünschen geht es um so viel mehr und um ganz anderes als ums schiere Weitergehen, geht es um mehr und anderes als um ein „Weiter so!“.

### *Lange soll er leben*

Lauter gute Wünsche. „Lange soll er leben.“ Ein langes Leben, das wünschen sich viele. „Selig soll er sterben.“ Kann denn sterben selig sein? Kann einer, kann eine dies: selig sterben? Ist der Abschied vom Leben nicht immer ein Unglück, und sogar das Unglück par excellence? Oder ist gemeint: in die Seligkeit hineinsterven, „das Himmelreich erwerben“? Seligkeit und Erwerbstätigkeit, wie geht das zusammen? Die Erwerbstätigkeit, die sich auf das Himmelreich bezieht, ist bekanntlich von besonderer Art. „Mit dem Himmelreich ist es wie mit einem Schatz, der in einem Acker vergraben war“ (Mt 13,44). Der Mann, der den Schatz findet, der schöne Perlen suchende Kaufmann, der eine wie der andere „verkaufte alles, was er besaß“,

um den Schatz im Acker, um die kostbare Perle zu erwerben. Berückend. Verrückt.

### *Gottes Herrschaft*

Das Himmelreich ist das Reich Gottes, ist die Gottesherrschaft, die in jesuanischer und gesamtbiblischer Lesart keinesfalls vorrangig oder ausschließlich nach dem Tod zu erwarten ist. Reich Gottes oder Gottesherrschaft bedeutet die Entmachtung aller unterdrückenden Mächtigen und Mächte. Ab heute. Heute? Gottesherrschaft? Kann das gut gehen? Gut sein? Der schöpfungsgemäße Sinn von Macht ist ja nicht Unterdrückung und Kleinhalten der Kleinen, sondern Ermächtigung. Ermächtigung der anderen, der Ohnmächtigen.

### *Modewort*

„Empowerment“ ist ein sozialpsychologisches Modewort, aber da ist in biblischer Sicht so viel mehr als Mode und Trend. Jesus von Nazaret hat dem Reich Gottes gedient, er wollte, dass die Menschen in Gottes Herrschaft hineinfließen. Jesus, der Christus, hat an Gottes eigenem Werk mitgewirkt. Gott ist der Diener der Menschen, er gibt ihnen Anteil an sich. So kann alles gut werden, weil wir in der Gottesgemeinschaft gut werden können. Jesus von Nazaret leistet diesen Gottes-Dienst. In der Tiefe seines Lebens, Leidens, Sterbens seines Gesalbten wirkt Gott selbst zum Heil der Welt.

### *Geschichte des Todes*

Der französische Historiker Philippe Ariès (1914–1984) ist nicht nur durch seine „Geschichte der Kindheit“, sondern auch durch seine „Geschichte des Todes“ bekannt geworden. Der

Leitgedanke dieses Werks ist die Aussperrung von Sterben und Tod in der Moderne aus dem Leben, aus zivilisatorischen Zusammenhängen. So aber droht, mit Sigmund Freud gesprochen, die Wiederkunft des Verdrängten.

### *Selig soll er sterben*

Wenn das Sterben selig sein soll, in die Seligkeit führen soll, dann sollte es vorbereitet und begleitet und der oder die Sterbende der Mittelpunkt sein. Das Sterben sollte nicht jäh und nicht einsam und nicht marginalisiert sein. Die Wünsche unserer Zeitgenossen richten sich aber genau darauf: zu sterben, ohne es zu merken, ohne es zu ahnen, ohne es zu wissen. Sprachlosigkeit und eine Praxis des Verhüllens und Verschweigens des nahen Todes gehören dazu. Schweigegeübde. Die Infantilisierung, die faktische Entmündigung des oder der Sterbenden, gehen damit Hand in Hand. Wir wollen schonen. Wen?

### *Das Himmelreich erwerben*

Ob der „reiche Mann“, der so vieles gegeben hat, ob der oder die selig Sterbende, das Himmelreich Erwerbende, wirklich nicht wissen wollen, was geschieht? Wie ihnen geschieht? Ich weiß es nicht. Ich bin auch Kind meiner Zeit, der Zeit der Sprachlosigkeit, der Verdrängung, der Verleugnung des Todes. Und damit der entfesselten Todesangst. Ja, der Martins-Epilog hilft. „Selig soll er sterben, das Himmelreich erwerben.“ Es ist gut, es ist beseligend, wenn diese Hoffnungskraft schon vor dem Tod greift. Im Hier und Jetzt.

*Susanne Sandherr*

## Prädestination

Der Begriff Prädestination stammt aus dem Lateinischen (*praedestinatio*) und bedeutet „Vorherbestimmung“. Mit ihm soll ausgesagt werden, dass Gott das Schicksal des Menschen bestimmt und er zu seinem Heil oder seinem Verderben letztlich nichts selbst beitragen kann. Mit der jeweiligen Bestimmung zum Heil oder zur Verdammnis spricht man von der „doppelten Prädestination“. Der göttliche Beschluss ist vom menschlichen Verhalten unabhängig. Prädestination wird nicht so verstanden, dass Gott bereits vorher wüsste, wie der einzelne Mensch sich verhalten wird, und ihm nach seinem Verhalten bereits die Seligkeit oder die Verdammnis zuteilt. Der Grund der Prädestination ist vielmehr ein göttliches Geheimnis. Er liegt allein in Gott und nicht im Menschen. Darauf stellt sich die Frage nach dem Verhältnis von Gottes Wirken und der Freiheit des menschlichen Willens.

### *Prädestination schon bei Augustinus*

Die Prädestinationslehre stützt sich auf zahlreiche Aussagen der Heiligen Schrift, insbesondere in dem Heilsschicksal des Volkes Israel, aber auch des Einzelnen, beispielsweise bei der Verstockung des Pharao (Ex 4, 21). In ihrem Kern geht die Lehre von der Vorherbestimmung des Menschen bereits auf den Kirchenvater Augustinus (354–430) zurück. Im Rückgriff auf Aussagen des Apostels Paulus (Röm 9–11) sah er die Welt und alles geschichtliche Geschehen auf ein Ziel ausgerichtet. Daraus leitete er auch die Vorherbestimmung des Menschen ab. Thomas von Aquin griff dies auf, betonte aber, dass die Freiheit des Willens zum Guten im Menschen auch durch den Sündenfall nicht vollständig verloren gegangen sei.

*Reformation: Mensch von Gott oder dem Satan bestimmt*

Die Reformatoren sahen den natürlichen Willen des Menschen aus seiner Vernunft heraus zwar als ungezwungen und frei an, jedoch werde der Mensch entweder vom Satan oder von Gott beherrscht. Durch den Sündenfall seien Vernunft und Willen des Menschen unter die Herrschaft des Teufels geraten. Der Mensch kann demnach durch seine Vernunft nicht entscheiden, ob er zwischen Tod oder Leben wählt. Seine Erlösung ist ein Werk der reinen Gnade. In ihrem Verständnis von der Rechtfertigung des Sünders verneinten die Reformatoren jede Bedingung, die der Mensch zu erfüllen habe, um von Gott angenommen und bewahrt zu werden. Huldrych Zwingli leitete aus der Allmacht Gottes ab, dass selbst das Böse in Gott seinen Grund haben muss. Auch Johannes Calvin vertrat die Lehre von der Bestimmung des Menschen zum Heil oder zum Unheil. Diese Lehre sei zwar ein „schreckliches Thema“, dürfe aber aufgrund der von ihm erkannten Schriftoffenbarung nicht verschwiegen werden. Gleichwohl bestimmt dieses Thema keines der Werke der beiden Schweizer Reformatoren. Auch Martin Luther lehrte die doppelte Prädestination. Ein Gott, der seine Beschlüsse von Menschen abhängig machen würde, sei lächerlich. Gott wisse nicht nur um die Beschlüsse der Menschen, er bewirke sie auch. Luther legte in seiner Streitschrift „De servo arbitrio“ (Vom unfreien Willen) gegen Erasmus besonderen Wert auf die Heilsgewissheit des Glaubens: Wäre unser Glaube von unserem Willen abhängig, könnten wir nie unseres Heiles gewiss sein. Gottes Zusage aber sei stets verlässlich. Im Tiefsten bleibt die Prädestination ein Geheimnis. So sagte das Konzil von Trient, dass man letztlich nur aufgrund einer besonderen Offenbarung durch Gott die Gewissheit erlangen könne, ob tatsächlich jemand prädestiniert ist.

*Marc Witzenbacher*

## Sankt Martin

### Tatkräftiges Gotteslob

*Den Text des Liedes finden Sie auf Seite 126f.*

Als Neunjährige machten wir zum ersten Mal den rheinischen Martinszug mit. Hochfest. In der Schulklasse hatten wir dafür Laternen, sogenannte Martinsfackeln, gebastelt. Man brauchte dazu „Käsekartons“, die großen kreisrunden Pappverpackungen der bei uns zu Hause unüblichen Schmelzkäsedreiecke, deren künstliche Aromen und auffällige Farbigkeit mir jedoch gefielen.

#### *Käsefackeln*

Die mithilfe der Papp-Rundlinge gefertigten Lampions wurden in der Schule „Käsefackeln“ genannt. Leider war ich etwas gehemmt, beim Wocheneinkauf um den Erwerb der zum Bau der „Käsefackeln“ ja erforderlichen, aber bei uns eben nicht auf dem Speiseplan stehenden bunten Käseecken in der großen Schachtel zu bitten. Am Ende, nach einigen kleineren Dramen, hat dennoch alles geklappt. Mit bunt beklebtem weißem Transparentpapier, das von den kreisrunden Käsekartons unten und oben gehalten wurde, ließen sich wunderbare, vielfarbige, stabile Laternen herstellen. Das Bildmotiv war in jeder Schulklasse einheitlich, die Gestaltung aber höchst individuell. Sankt Martin, wir kommen!

#### *Ein richtiger Römer auf einem richtigen Pferd*

Und dann ging es los. Der Martinszug, er wurde unvergesslich. Ein Ratsch, der Duft der Streichhölzer, mit denen unsere Martinsfackeln, in deren Boden eine Wachskerze steckte, zum Le-

ben erweckt wurden. Der gemeinsame Weg. Unser Singen. Die Blechbläser, die das Martinslied in die Nachtluft schmetterten. Das Lichtermeer. Ich war stolz auf unsere „Fackeln“ – und verliebte mich in die Martinslaternen einer anderen Schulklasse. Das Martinsfeuer. So schön. Das Martinsfeuer. Sankt Martin mit goldenem Helm und signalrotem Mantel als römischer Ritter auf dem Pferd. Ein richtiger Römer auf einem richtigen Pferd.

### *Schnörzen*

Noch mehr Wunder. Die am Martinsfeuer, einfach so, ausgeteilten „Weckmänner“, Gebäckbrot aus leicht gesüßtem Hefeteig. Und vor allem, das „Schnörzen“, der regionale Heischebrauch zum Fest. Schnörzen? Nie zuvor gehört, wir kamen aus einem anderen Bundesland. Und doch, das musste uns keiner zweimal sagen. Das hierzu erforderliche Lied in rheinischer Mundart und die anschließend gesungenen Verse lernten wir mühelos. In Windeseile. Und dann ging es los, in einer kleinen Kindergruppe. Klingeln, singen, Schlussverse, auf die Gaben warten. Eher spartanisch erzogen, staunten wir, wie schnell sich unsere „Büggel“ (Beutel) mit unglaublichen Süßigkeiten füllten. Welcher Zauber. Verschwenderische Fülle. Was für ein Glück.

### *Hat Kleider nicht, hat Lumpen an*

Heute findet sich im „Gotteslob“ (545) das als ökumenisches Lied ausgewiesene Martinslied „Sankt Martin ... ritt durch Schnee und Wind“. Das Lied („um 1900, Rheinland“) umfasst acht Strophen mit je vier Versen. Es geht in den in einfacher Sprache erzählenden Strophen 1–4 um die Begegnung des Soldaten, der von Anfang an „Sankt Martin“ heißt, mit dem armen Mann, der „hat Kleider nicht, hat Lumpen an“. Martin teilt daraufhin „mit dem Schwerte“ seinen ihn gut bedeckenden

und wärmenden Mantel. Martin, der Reitersmann, ist Sankt Martin. Er macht es intuitiv. Er muss nicht lange nachdenken. Er muss die Sache nicht hin und her drehen. Da ist nichts abzuwägen. Der Soldat Martinus, Exaktheit und Eindeutigkeit gewöhnt, klare Order, er braucht keine Excel-Tabelle. Er tut es im Nu. „Sankt Martin mit dem Schwerte teilt / den warmen Mantel unverweilt.“

### *Für das, was du an mir getan*

Die folgenden vier Strophen deuten das Geschehen christologisch. Im Traum schaut Martin „ein glänzend Licht / und eine milde Stimme spricht“ innige Dankesworte. „Hab Dank, du braver Rittersmann, / für das, was du an mir getan!“ Die Hand, die den von Martin geteilten und hingeebenen Mantel hält, ist die Hand des Herrn der Welt! In einer Verbindung von paulinischen Christus-Visionen mit der matthäischen Gerichtsvision (Mt 25, 31–46) wird im „Bettler, der am Wege saß“ der „huldvoll“ Martin anschauende Christus sichtbar. „Und huldvoll ... schaut er Martin an / und spricht: Was heute du getan / am Bettler, der am Wege saß, / ich nahm's für mich, an mir geschah's.“

### *An mir geschah's*

So ist beides gleichermaßen wichtig: die unreflektierte, bewusstlose Geste noch des Soldaten, schon des Heiligen, der die Not des anderen erkennt und umstandslos beendet, fraglos, klaglos, geradezu gedankenlos, ohne Diskussion, und ihre theologische, christologische Deutungsdimension: „Ich nahm's für mich, an mir geschah's.“ Wobei der matthäische König und Menschensohn gerade nicht sagt: „Ich nahm's für mich“, sondern: „das hast du mir getan“.

*Danke, Martin*

Ohne diese unbewusste Güte wäre all unsere Theologie hohl und unsere noch so stimmige Christologie nichtig. „Sankt Martin mit dem Schwerte teilt / den warmen Mantel unverweilt.“

Unbewusste Güte. Schneller, als der Kopf erlaubt. Oder verhindert. Sankt Martin, daran erinnerst du uns. Für so vieles Gute: Danke, Martin!

*Susanne Sandherr*

## „Pate“ der Ökumene: Johann Adam Möhler

Der zu Beginn des 19. Jahrhunderts wirkende Theologe Johann Adam Möhler wird gerne als Pate der ökumenischen Theologie bezeichnet. Auf ihn gehen wesentliche Aspekte der Ökumene zurück, die in den Texten des Zweiten Vatikanischen Konzils aufgegriffen worden sind. Seinen Namen trägt auch das Paderborner Institut für Ökumenik, das 1957 gegründet wurde. Möhler gehörte zu der berühmt gewordenen katholischen „Tübinger Schule“ und war einer der bedeutendsten Theologen seiner Zeit. Trotz seiner kurzen Lebenszeit hat er maßgebliche Impulse und Grundlagen für das theologische Denken hinterlassen.

*Ein außerordentliches Talent*

Johann Adam Möhler wurde am 6. Mai 1796 in Igersheim bei Bad Mergentheim geboren. Sein Vater war als Gastwirt und Bürgermeister des Ortes ein wohlhabender Mann. Er erkannte, dass Gott seinen Sohn mit „glänzenden Geistesanlagen“ ausgestattet habe, und schickte ihn daher auf das Gymnasium, um

ihm die Priesterausbildung zu ermöglichen. 1814 wechselte Möhler nach Ellwangen und begann dort ein Jahr später mit dem Studium der Theologie. 1817 wurde die theologische Fakultät nach Tübingen verlegt, wo sich auch die traditionsreiche evangelische theologische Fakultät befand. Möhler konnte 1819 sein Studium beenden und wurde zum Priester geweiht. Zunächst wirkte er als Vikar in Weil und Riedlingen, bevor er Repetent im Tübinger Wilhelmsstift wurde, wo er die angehenden Priester unterrichtete und in ihren Studien unterstützte. Möhlers Talent wollte die Fakultät weiter nutzen, daher wurde er 1822 zum Privatdozenten berufen und wie damals üblich auf eine „literarische Reise“ geschickt, um seine wissenschaftliche Ausbildung zu vervollständigen. Möhler lernte auf dieser Reise zahlreiche evangelische Theologen kennen, vor allem Friedrich Schleiermacher. Dessen Werke studierte er anschließend und beschäftigte sich intensiv mit der evangelischen Theologie. Als Privatdozent in Tübingen übernahm Möhler Lehrveranstaltungen im Fach Kirchengeschichte, unterrichtete aber auch Kirchenrecht und Apologetik. 1826 wurde er außerordentlicher Professor der Fakultät, zwei Jahre später wurde Möhler auf den Lehrstuhl für Kirchengeschichte berufen.

### *Auf der Suche nach der Einheit der Kirche*

1825 legte Möhler mit seiner Habilitationsschrift bereits eines seiner bis heute bedeutenden Hauptwerke vor, „Die Einheit der Kirche oder das Prinzip des Katholizismus“. Darin stellte er die Kirchengeschichte der ersten drei Jahrhunderte dar und versuchte dabei, die verschiedenen Ausprägungen der Kirche bis hin zur Reformation nicht als Trennungen, sondern als sich ergänzende Bereicherungen zu verstehen. Möhler wollte in seiner Untersuchung der gemeinsamen Grundlage der Kirche die kontroverstheologische Polemik überwinden und die verschiedenen Ansichten und Entwicklungen als Ausdrucksformen der

Katholizität in der einen Kirche darstellen. Er ging nicht vom Trennenden, sondern vom Gemeinsamen aus, um die Unterschiede entsprechend einordnen und sie dann vom gemeinsamen Erbe her überwinden zu können.

### *„Versöhnte Verschiedenheit“ zwischen den Kirchen*

Immer mehr beschäftigte sich Möhler mit der vergleichenden Darstellung des Katholizismus und des Protestantismus und legte 1832 seine „Symbolik“ vor. Der Begriff stammte aus der evangelischen Kirche und bezeichnete die vergleichende Untersuchung der Bekenntnisse der beiden Kirchen. Besonders intensiv beschäftigte sich Möhler mit der Lehre von der Kirche, der Ekklesiologie. Die Kirche ist für ihn zum einen durch das Wirken des Heiligen Geistes, aber auch als „andauernde Fleischwerdung“ Jesu Christi zu verstehen. Beide Ansätze sind in der katholischen Ekklesiologie richtungweisend geworden. Seine sehr vom Heiligen Geist geprägte Sicht der Kirche führte Möhler dazu, die Einheit der Kirche als Vielfalt von Geistesgaben aufzufassen, sodass darin auch andere Konfessionen einen Platz fanden. So vermochte er, die Kirche als „Dialogeinheit“ zu begreifen. Möhler gestand den Reformatoren zu, dass sie nicht das Anliegen hatten, die Kirche zu spalten, sondern vielmehr deren Bemühen unterstützen wollten, die Botschaft des Evangeliums lebendig zu bewahren. Letztlich hätten aber der Egoismus und das Verständnis der eigenen Lehre als Richtschnur zu einer Aufspaltung der Kirche geführt. So legte Möhler die Grundlagen für den Begriff der „versöhnten Verschiedenheit“, der bis heute in der Ökumene genutzt wird.

### *Wechsel nach München*

Von den einen gefeiert, wurde Möhler von anderen als Aufrührer gebrandmarkt. Immer mehr Universitäten versuchten, ihn

als Professor zu gewinnen. Aber erst als es mit seinem Tübinger evangelischen Kollegen Ferdinand Christian Baur zu einem heftigen Konflikt kam, wechselte der gesundheitlich angeschlagene Möhler 1835 schließlich an die Universität München. Dort starb er im Alter von knapp 42 Jahren am 12. April 1838. Möhlers Theologie hat bis heute nichts von ihrer Frische und Aktualität eingebüßt und ist im ökumenischen Dialog eine wichtige Grundlage, insbesondere auch außerhalb des deutschen Sprachraums.

*Marc Witzenbacher*

## Für ihn sind alle lebendig

**I**n unseren Breiten bringt der November mit seinem nasskalten Wetter, dem oft wolkenverhangenen Himmel und der ersterbenden Natur wie von selbst in Erinnerung, wie vergänglich menschliches Leben ist. Da liegt es nahe, der Toten zu gedenken. Doch diese Jahreszeit symbolisiert auch die Situationen, in denen die Hoffnung auf die Probe gestellt wird – durch das Alltagsgrau ebenso wie den Himmel, der in den Novemberwochen mehr als je zu weinen scheint. Der November: eine Nagelprobe messianischer Lebenshaltung, in der die Grundlagen dessen, was „ewiges Leben“ bedeutet, eine besondere Chance haben, ihre tragende Kraft zu erweisen.

### *Verwurzelung in der eigenen Herkunft: Ahnenkult*

Die Ahnen haben in vielen Kulturen große Bedeutung, in Korea etwa, in unterschiedlichen Ausprägungen in Afrika oder bei den indigenen Völkern Nord- und Südamerikas. Auch im alten Rom, wo die *pietas*, die Treue zur eigenen Herkunft, höchstes

Ansehen genoss, versinnbildlicht im Stammvater Aeneas, der bei Vergil und in Berninis Skulptur den alten Vater und die Familiengötter aus dem brennenden Troja rettet, den kleinen Sohn an der Hand. Die Verbundenheit mit den Vorfahren trägt die Lebenden, sie hilft, sich im Leben zu orientieren. So hat der Ahnenkult zumeist positive Züge, zum Teil aber auch bedrohliche: Wer die Vorfahren missachtet, läuft Gefahr, ihren Beistand einzubüßen.

### *Überwindung der Heidenangst: Allerheiligen*

Bei den Kelten steht der Spätherbst unter anderen Vorzeichen. Die Zeit, in der die Natur sich zur Ruhe begeben hat, steht für besondere Nähe beider Welten – der Welt der Lebenden und der der Toten. Das keltische Fest Samhain Ende Oktober bringt eine große Angst vor den Geistern der Toten zum Ausdruck, die den Winter über durch die Welt der Lebenden wabern und sie drangsalieren. Mit großen Feuern gilt es, sie fernzuhalten, oder sie durch Mummenschanz zu erschrecken – ein Brauch, der zum Kinder-Gruselkarneval Halloween geführt hat. Christliche Mönche waren es, die diesem Angstritual das Fest Allerheiligen entgegengesetzt haben; seine Botschaft: Fürchtet euch nicht! Die in Christus Gestorbenen sind vom Jenseits her euer Schutz. So lässt sich Allerheiligen als Ostern im Herbst verstehen, eine symbolische Vorwegnahme der allgemeinen Auferstehung am Ende der Zeit, zu Beginn des neuen Äons.

### *Kein Gott von Toten?*

Unserer naturwissenschaftlich-technisch geprägten Zeit fällt es schwer, die Kraft solcher Feiern zu empfinden, vielleicht auch deswegen, weil der Tod selbst so negativ gesehen wird, dass er aus dem Leben verdrängt werden muss. Die Hospizbewegung setzt hier einen starken Gegenakzent, und viele, die in der

Sterbebegleitung arbeiten, berichten davon, wie viel tiefer und wesentlicher ihr eigenes Leben dadurch wird.

Sterbende und ihre Angehörigen in der Zeit des Abschieds zu begleiten, ist wesentlich Beziehungsarbeit. Äußerliches Erleben, etwa von überwältigenden Naturschönheiten wie oft im Urlaub oder von kulturellen Glanzlichtern wie im Konzert oder Theater, tritt in den Hintergrund; gefragt ist, auf den Menschen einzugehen, seine elementaren Bedürfnisse zu stillen, seine Fragen und Ängste mitzutragen. Und dann auch, die Familie aufzufangen und ihr zur Seite zu stehen, wenn die geliebte Person sich auf den Weg hinaus begeben hat.

Keiner dieser Wege gleicht einem andern. Dennoch wird von denen, die zurückbleiben, vielfach berichtet, wie viel Trost zuteil werden kann, wenn der Schrecken des Todes nicht verdrängt, sondern wenn ihm standgehalten wird. Hängt dies mit der vertieft gelebten Beziehungsebene zusammen? Oft jedenfalls werden Bindungen in der Zeit des Abschieds noch einmal deutlich gestärkt, und paradox wirkt es nur an der Oberfläche, wenn sie helfen, den Abschied selbst eher zu ertragen.

### *Für ihn sind alle lebendig*

Kein Gott von Toten ist, der sich auch dort noch zu erkennen gibt, wo dieses verwundbare, verwundete Leben sich seinem Ende zuneigt: der denen, die einander tragen, eine seltsame Gewissheit und Sinnfülle zuteilwerden lässt, sodass ihr Zusammenhalt den Abschied überdauert. Aber dass die Vorausgegangenen lebendig sind? Dass die Verbindung auch zu den plötzlich aus dem Leben Gerissenen nicht abreißt? Wie lässt dies sich glauben? Vielleicht braucht es diesen Glauben nicht zuerst. Die Bindungen ernst nehmen, die bleiben, kann ein erster Anfang sein. Erinnerungen zulassen, auch wenn sie überwältigen, Trauer über den Verlust der leiblichen Nähe durchleben, der Sehnsucht nach dem Vermissten trauen. Sich den Momenten

nicht verweigern, die die mit der Zeit verblassenden Erinnerungen unverhofft wieder zum Leben erwecken. Erinnerungsstücke, oder besser: Sakramente der Verstorbenen, in denen sie mit ihrer Persönlichkeit, ihrer Beziehungskraft lebendig werden, in Ehren halten. Die Gedenk-Orte aufsuchen, anderen vertrauten Personen, den Kindern, den Enkeln, von den Lieben erzählen – dies alles kann beitragen, einen Sinn für ihr neues Gegenwärtig-Sein zu entwickeln.

### *Mit den Verstorbenen verbunden bleiben*

Die Beziehung, die bestanden hat, pflegen, wenn auch in einer schmerzlichen Unverfügbarkeit: das führt in gewisser Weise zurück zum Ausgangspunkt dieser Artikelreihe, zur *personalen Dimension* biblischer Welt- und Menschensicht. Um das Bild eines noch unfertigen Teppichs aufzugreifen, dessen Vorderseite man erst nach der Vollendung zu sehen bekommt: In dem Geflecht von Momenten, die uns im gemeinsamen Leben etwas von Dauer, von Ewigkeit haben erfahren lassen, kann man das Bleibende sehen, das, was Menschen über den biologischen Tod hinaus verbunden sein lässt. Der englische Theologe Henry Scott Holland (1847–1918) hat dies in einer berühmten Passage seiner Ansprache zum Tod von König Edward VII. wunderbar zum Ausdruck gebracht (siehe S. 35 f.): Es kommt *hier und jetzt* darauf an, *mit* den Menschen in unserer Nähe zu leben – dann kann dies auch möglich werden, wenn sie vorausgegangen sind.

*Johannes Bernhard Uphus*

## Heiliger des Monats: Bernward von Hildesheim

**B**is heute ist Bischof Bernward von Hildesheim im Alltag des Bistums präsent. Denn auf ihn geht der Bau der St. Michaeliskirche zurück, eines der bedeutendsten erhaltenen frühromanischen Bauwerke überhaupt. Die Kirche wird heute von der evangelischen und der römisch-katholischen Kirche als Simultankirche genutzt. Aus diesem Grund wählten die Deutsche Bischofskonferenz und die Evangelische Kirche in Deutschland im März dieses Jahres St. Michaelis auch als Ort aus, an dem sie ihren viel beachteten Versöhnungsgottesdienst zusammen feierten.

### *Ein Kunst- und Architekturliebhaber*

Bernward wurde um das Jahr 960 in Sachsen geboren. Er stammte aus einem Adelsgeschlecht und erhielt eine erstklassige Ausbildung an der Domschule in Hildesheim. Besonders begeisterte sich Bernward schon während seines Studiums für Kunst und Architektur. Mit seiner Ausbildung war Bernward für eine besondere Karriere im kirchlichen und diplomatischen Dienst bestens gerüstet. Erzbischof Willigis weihte ihn in Mainz zum Diakon und anschließend auch zum Priester. 987 wurde Bernward Hofkaplan und mit der Erziehung des jungen deutschen Königs Otto III. betraut. Am 15. Januar 993 weihte Willigis Bernward zum Bischof von Hildesheim. Bernward war ein überaus beliebter Bischof, der sich sehr um die Belange seines Bistums kümmerte. Dazu gehörte die Sicherung der Grenzen gegen äußere Einwirkungen. Im Zentrum stand dabei der Streit zwischen dem Bischof von Mainz und dem Bischof von Hildesheim um die Zuständigkeit für das Kloster Gandersheim. Dieser Streit zog sich über viele Jahrzehnte hin und konnte erst 1028

endgültig zugunsten des Bistums Hildesheim gelöst werden. 1030 schließlich verzichtete der Mainzer Bischof Aribo auf Gandersheim. Aber auch gegen Einfälle von Normannen und Slawen verteidigte Bernward sein Bistum, errichtete Mauern und Burgen, um sein Bistum zu schützen.

### *Gefragter Berater der Kaiser*

Immer wieder besuchte Bernward die Gemeinden und wirkte durch zahlreiche Neuerungen auf die liturgische und seelsorgliche Kultur seines Bistums ein. Doch auch als Berater des Hofes war Bernward sehr gefragt. Um das Jahr 1000 begleitete Bernward den 996 zum Kaiser gekrönten Otto III. auf seinem Zug nach Italien und bewährte sich dabei in den Auseinandersetzungen um den Aufstand der Bewohner von Tivoli gegen den Kaiser. Beteiligt war Bernward auch beim Feldzug Heinrichs II. nach Flandern. Im Bistum selbst förderte er die cluniazensische Klosterreform und errichtete das Benediktinerkloster St. Michael in Hildesheim. Die vorromanische Kirche, seit 1985 UNESCO-Weltkulturerbe, sollte auch seine Grablege werden. Die Krypta wurde am Michaelstag (29. September) 1015 von Bernward geweiht. An der Architektur und der künstlerischen Ausstattung der Kirche wirkte Bernward selbst mit. In St. Michael war zunächst auch die Bronzetür, die heute im Hildesheimer Dom zu sehen ist. Sie ist die älteste figürlich geschmückte Bronzetür des Mittelalters. Auch die heute im Dom sich befindende Christussäule war eigentlich für St. Michaelis bestimmt und dort zunächst aufgestellt. Erst im 19. Jahrhundert wurde sie in den Dom überführt. Wenige Wochen nach der Einweihung der Michaeliskirche starb Bernward am 22. November 1022. Schon im Jahr 1034 kam es zu einem Brand in der Michaeliskirche. Ein Jahr später wurde sie wieder eingeweiht. 1171 bis 1190 wurden die sehenswerten Kapitelle geschaffen. Ein bedeutendes liturgisches Zeugnis dieser Zeit ist das Ratmann-Sakramentar

von 1159. Eine Miniatur, die auf gleicher Höhe Bernward neben dem Erzengel Michael zeigt, verdeutlicht, dass die Mönche den Gründer ihres Klosters im Gottesdienst auch schon vor seiner Kanonisation als Heiligen verehrten. 1192 wurde Bernward von Papst Coelestin III. heiliggesprochen. Am 12. November 1542 wurde die Michaeliskirche nach Einführung der Reformation in Hildesheim evangelisch-lutherische Pfarrkirche. Der Benediktinerkonvent blieb jedoch bis zur Säkularisation 1803 bestehen und durfte die „kleine Michaeliskirche“ im Kreuzgang sowie die Bernwardskrypta zum Gottesdienst nutzen. Die Krypta beherbergt die Gebeine des beliebten Hildesheimer Bischofs, dessen Gedenktag am 20. November gefeiert wird.

*Marc Witzenbacher*

## Ökumenische Friedensdekade will „Streit!“

Das diesjährige Motto der Ökumenischen Friedensdekade scheint auf den ersten Blick nicht zu passen. „Streit!“, mit einem Ausrufungszeichen betont, so haben die Verantwortlichen die diesjährige Friedensdekade, die vom 12.–22. November stattfindet, überschrieben. Mit diesem Motto will die Friedensdekade zum Engagement, ja durchaus auch zum streitbaren Einsatz für den Frieden aufrufen. In einem Impulstext zum diesjährigen Motto heißt es auf der Homepage der Ökumenischen Friedensdekade: „Wenn geflüchtete Menschen von Extremisten bedroht und angegriffen werden, wenn Populismus und Nationalismus alte Grenzen wiederbeleben oder neue Grenzen aufrichten, wenn Rückzug in vermeintlich sichere und abgegrenzte Identitäten das Zusammenleben in Vielfalt bedroht, wenn Aufrüstung und Militarisierung als scheinbar vernünftige Reaktion auf angenommene Bedrohung präsentiert werden, dann hat die Stunde geschlagen, in einen Streit einzu-